

MIT DER SETZMASCHINE IN OPPOSITION

Auswahl aus Erich Schairers
Sonntagszeitung 1920-1933

Mit Holzschnitten von
Hans Gerner

Mit einem Vorwort von
Gordon A. Craig

Herausgegeben von
Manfred Bosch

ELSTER VERLAG
MOOS & BADEN-BADEN

© 1989 by Verlagshaus Elster GmbH u. Co.KG
Engelstraße 6, 7580 Bühl-Moos
Alle Rechte vorbehalten.
Satz: Barbara Herrmann, Freiburg
EP-Belichtung: Johannes Schimann, Pfaffenhofen
Druck: Caro, Frankfurt
Umschlag unter Verwendung eines
Holzschnittes von Hans Gerner
ISBN 3-89151-085-3

Zu diesem Buch

Mitte der Zwanziger Jahre war Erich Schairer für mich, die Tochter, kein politischer Journalist und Zeitungsmacher, sondern der Vater einer großen Familie, der morgens mit forschem Schritt durchs Gartentor entschwand und abends nervös oder wohlgelaunt und oft mit Gästen wieder zu Hause auftauchte, wo die Mutter immer einen gedeckten Tisch bereithielt.

Wir wohnten damals in Sulzgries bei Esslingen im früheren „Wirtshaus zum Bären“. Der Vater ging jeden Tag eine knappe Stunde zu Fuß durch Obstwiesen und Weinberge nach Oberürkheim zum Zug nach Stuttgart; dort befand sich „seine Zeitung“. Am Samstag brachte er schon mittags die neue druckfrische „Sonntags-Zeitung“ mit. Ich suchte darin als erstes die Karikatur von Hans Gerner, und von da aus eroberte ich mir nach und nach die anderen Spalten des Blattes.

Im November 1929 erschien zum zehnjährigen Bestehen der „Sonntags-Zeitung“ ein Jahrbuch unter dem Titel „Mit andern Augen“, eine Sammlung von Artikeln und Kommentaren zur ersten deutschen Republik aus dem Blickwinkel undogmatischer, engagierter Zeitgenossen. „Zeitungspapier ist ein vergänglicher Stoff“, heißt es im Vorwort. „Es ist im allgemeinen gut so, denn was in der Zeitung steht, ist nicht für die Ewigkeit bestimmt, sondern für den Augenblick ... Aber manches darin ist doch wert, ein wenig länger aufbewahrt zu werden. Weil es gut gelungen ist, weil es seine Bedeutung behält oder weil es für die Zeit, in der es in der Zeitung stand, besonders bezeichnend ist.“

Der Versuch, diesen Almanach in den 60er Jahren wieder aufzulegen, ist gescheitert, Professor Gordon A. Craig hatte mich damals schon dazu ermuntert, die rühmliche Existenz der „Sonntags-Zeitung“ bei der jungen deutschen Generation in Erinnerung zu bringen. Mit dem vorliegenden Band soll nun wenigstens andeutungsweise noch einmal die kritische Haltung einer Zeitung zwischen dem Ersten Weltkrieg und dem heraufziehenden Nationalsozialismus nachgezeichnet werden. Und sei es nur im Sinne einer Dankesschuld an unsere Väter und Großväter, die schon vor siebzig Jahren ihre ganze Kraft dafür einsetzten, geistige Verführung und Korruption zu verhindern.

Bald werden die alten Zeitungen, die heute in Archiven schlummern, mitsamt ihren flammenden Aufrufen zur Vernunft, zerbröseln und zerfallen. – Hier sind einige davon, lesen wir sie noch einmal!

Agathe Kunze

Vorwort

Gordon A. Craig

Die vorliegende Auswahl von Artikeln aus Erich Schairers „Sonntags-Zeitung“ wird Historikern, Journalistik-Studenten und anderen interessierten Lesern sehr willkommen sein. Die ersten werden sich dank einer Unmittelbarkeit und Sachtreue, mit der sich keiner der üblichen historischen Berichte messen kann, zurückversetzt finden in die krisengeladene Atmosphäre der Weimarer Republik, mitten hinein in die Verflechtungen der damals fast unlösbaren politischen und wirtschaftlichen Probleme; sie enthüllt die sich immer mehr verringenden Chancen damals und die mißverstandenen bzw. versäumten Gelegenheiten, den Zusammenbruch aller Werte, den Verfall bürgerlicher Tugenden und die letztendliche Kapitulation vor den Mächten der Irrationalität und des Terrors. Wer sich mit der heutigen Zeitungspressen beschäftigt, für den stellt diese Auswahl die Geschichte eines mutigen Versuchs dar, journalistische Unabhängigkeit zu behaupten zu einer Zeit, da Zeitungsmonopole und Pressekonzentration – sogar schon vor dem Sieg des Totalitarismus – die Zeitungen einander anglichen, ihre Vielfalt unterdrückten und die Pressefreiheit ganz allgemein so einschränkten, daß es für eine individuelle Stimme fast unmöglich wurde, gehört zu werden. Für den Bürger der Bundesrepublik Deutschland schließlich ist diese Auswahl ein Anlaß, über die politische Lage der heutigen Gesellschaft nachzudenken: Obwohl uns immer wieder versichert wird, daß Bonn nicht Weimar sei, gibt es doch mehr als genügend Hinweise dafür, daß die Bundesrepublik nicht frei ist von jenen Übeln, die schon einmal zum Untergang der Demokratie beigetragen haben – wie Verletzung von Anstand und Ehrlichkeit in der Parteipolitik, öffentliche und private Korruption, bürokratische Anmaßung und Unfähigkeit, und in kritischen Zeiten immer wieder einmal die Bereitschaft zur Einschränkung von Grundrechten. Gerade deshalb ist es wichtig, durch eine solche Auswahl daran erinnert zu werden, welche schlimme Folgen es haben kann, wenn solchen Mißständen nicht entgegengetreten wird.

In einem Artikel der „Sonntags-Zeitung“ von Ende 1926 hat Erich Schairer seine Prinzipien erläutert und bekräftigt, die sein Blatt von Anfang an bestimmten. Es sei, so schreibt er dort, als ein Oppositionsblatt gegründet und bislang geführt worden, und so werde es auch in Zukunft bleiben. Die „Sonntags-Zeitung“, so fuhr Schairer fort,

„opponiert, kurz gesagt, gegen die herrschende Richtung im gesamten öffentlichen Leben des Vaterlandes, in Presse, Politik, Wirtschaft und sogenannter Kultur, die man unter Schlagworten wie Nationalismus, Kapitalismus, Klerikalismus und dergleichen zu verstehen pflegt“.

Dabei betonte Erich Schairer zugleich, daß er weder von mephistophelischem Widerspruchsgeist getrieben sei noch vom Verlangen, alles zu beschimpfen und schlechtzumachen – sein Beweggrund sei viel einfacher: er habe täglich so viele Beispiele für „Verlogenheit, Gemeinheit und Dummheit“ vor sich, daß er es für seine Pflicht halte, diese anzuprangern. Gleichzeitig aber lehnte Schairer es ab, sich seiner gemeinhin als links geltenden Ansichten wegen einer politischen Partei anzuschließen und deren Programm zu vertreten. Nicht, daß er in der Überparteilichkeit eine besondere Tugend erblickt hätte – er verachtete vielmehr diejenigen, die diesen Anspruch lakedämonisch und überheblich vor sich hertrugen – aber er wollte einfach kein Parteimann im engeren Sinn des Wortes sein, weil er sonst alles, was die eigene Partei tat, für vortrefflich und lobenswert, und alles, was die anderen taten, für egoistisch und schlecht hätte halten müssen. Diese Haltung – auch bei der Linken weit verbreitet – war es, die mithalf, das öffentliche Leben zu vergiften:

„Es ist dasselbe, was unseren sogenannten Patriotismus so lächerlich und verboht erscheinen läßt; was den Kampf der Klassen verfälscht; was die Auseinandersetzung der Konfessionen und Weltanschauungen vergiftet. Ich mag da nicht mitmachen. Ich halte es für keinen Verrat des eigenen Lagers, wenn man auch einmal eine Persönlichkeit oder Handlung des gegnerischen Lagers versteht oder billigt; und für kein Beschmutzen des eigenen Nestes, wenn man Unsauberkeiten, die sich in diesem vorfinden, beseitigt oder schwache Stellen in ihm kritisiert. Ich halte das nicht etwa für schädlich, sondern sogar für notwendig.“

Erich Schairer war auch nicht der Ansicht, daß seine Mitarbeiter dieselben Ansichten wie er haben mußten. Er wünschte keine „Anhänger“ und hatte nicht die Absicht, „einen Klüngel oder eine Gemeinde“ zu gründen. Er erwartete von seinen Mitarbeitern wohl Bemühen um Wahrheit, sie sollten ihr aber selbst genauso aufrichtig und unabhängig Ausdruck geben, wie er es selbst tat.

Das war der Geist der „Sonntags-Zeitung“ während ihres gesamten Bestehens, das an Jahren das der Republik noch übertraf, der sie nach besten Kräften diente. Und es war dieser Geist, der sie zu einer der stets interessantesten Zeitungen ihrer Zeit machte, ob sie nun ihre Aufmerksamkeit der Tagespolitik zuwandte, die finanziellen Schwierigkeiten der Regierung auf Korn nahm oder den Verfall der deutschen Sprache im Alltagsgebrauch brandmarkte. Und natürlich war es auch dieser Geist, der die Zeitung bei denen verhaßt machte, die ihr am häufigsten als Zielscheibe dienten: dem Bürgertum, dessen Untertanengeist die größte Belastung der Republik war; den Nationalisten, die weiter von einer verflossenen Zeit träumten, bis Hitler bewies, daß die Warnungen der „Sonntags-Zeitung“ vor ihren törichten Hoffnungen und vor der Dummheit ihrer Politik berechtigt gewesen waren; und natürlich war die „Sonntags-Zeitung“ auch den Nazis selbst verhaßt. Wer diese Auswahl durchblättert, erkennt sofort, weshalb sie Schairers Zeitung scharf unter Parteikontrolle nahmen und sie möglichst bald ausmerzen wollten, sobald sie zur Macht kamen: die Seiten der „Sonntags-Zeitung“ waren nämlich voll schneidender Analysen über die angebliche Philosophie des Nationalsozialismus, voller Enthüllungen seiner lügnerischen Aufrufe an das deutsche Volk, voll kompromißloser Verdammung des Antisemitismus und derer, die sich seiner „Argumente“ bedienten, sowie auch voller Warnungen vor dem sich überschlagenden und letzten Endes so katastrophalen außenpolitischen Ehrgeiz der Naziführer.

Die Tage von Schairers Wirken als Praeceptor patriae waren daher gezählt, als Hitler am 30. Januar 1933 Reichskanzler wurde. Über die Ereignisse, die zu dieser Ernennung führten und die Illusionen derer, die sie herbeigeführt hatten, schrieb er ebenso eindringliche Artikel wie über die Annahme des Ermächtigungsgesetzes, das den Eckstein der Nazidiktatur bildete. Doch die

Ausgabe, in der er dieses Ereignis erörterte, kam nie beim Leser an. Obwohl die „Sonntags-Zeitung“ nach einer Unterbrechung wieder erscheinen durfte, war sie nun ohne die hauptsächlichsten Mitarbeiter, die Schairer geholfen hatten, seine Zeitung zu einem der lebendigsten Journale der Weimarer Zeit zu machen. Was Schairer selbst betraf, so wurden ihm die Behandlung von Politik und Tagesereignissen und schließlich das Schreiben überhaupt verboten. Die Nazis kannten ihren Mann und wußten, daß seine Kraft nicht zu zähmen war, solange ihm Feder und Papier zur Verfügung standen. So war auch jenes Gedicht von Georg Herwegh kein bloßer literarischer Schmuck, das Schairer in der von den Nazis unterdrückten Ausgabe vom 26. März 1933 abdruckte und das so beginnt:

So lang ich noch ein Protestant,
Will ich auch protestieren.
Und jeder deutsche Musikan
Soll's weiter musizieren!
Singt alle Welt: Der freie Rhein!
So dieser sing ich doch: Ihr Herren, nein!
Der Rhein, der Rhein könnt freier sein –
So will ich protestieren.

Aus dem Amerikanischen von Ruth Carsten u. Agathe Kunze

Mein Programm

Das arme deutsche Volk ist durch die Borniertheit und Leichtfertigkeit einer Regierung, die seinem Erleben und Erleiden fremd und verständnislos gegenüberstand, in einen unglückseligen Krieg hineingerissen worden. Während dieses Kriegs hat eine politisch unfähige, rücksichtslose Militärkaste die Macht an sich gerissen und die sich mehrfach bietenden Gelegenheiten zu einer vernünftigen Liquidierung des Kriegs von sich gewiesen. Dann hat sich das alte Sprichwort ‚Hochmut kommt vor dem Fall‘ erfüllt. Die militärische Niederlage hätte jedoch noch nicht ohne weiteres eine politische zu werden brauchen, wenn nicht durch die Schuld des Unglücksmenschen Ludendorff¹ ein vor-eiliger und kopfloser Waffenstillstand geschlossen worden wäre. Er drückte das Siegel auf den vollkommenen Zusammenbruch. In ihm sind die alten politischen und militärischen Gewalten verschwunden. Die Revolution hat Kaiser und Könige, Generäle und Minister hinweggefegt und die deutsche Republik, den hundertjährigen Traum der Patrioten, erfüllt. Aber es war ein schlimmes Erbe, das sie antreten mußte. Wohl waren die schuld-beladenen Häupter verjagt; aber die Folgen der Vergangenheit waren damit nicht aus der Welt geschafft. An diesen bitteren Folgen haben wir jetzt zu würgen, und wir wissen beim Anbruch dieses kommenden schweren Jahres noch nicht, ob wir nicht daran ersticken werden.

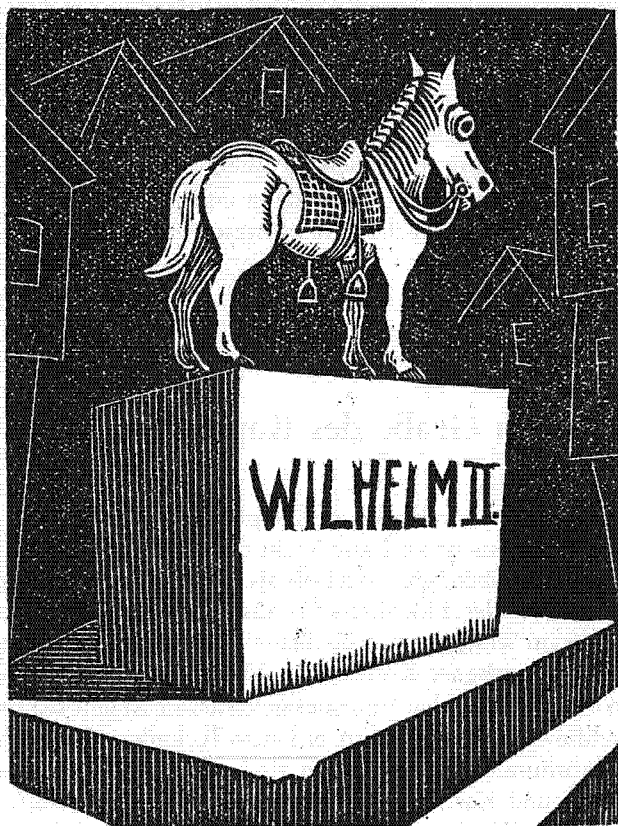
Ob wir wieder aus dem Elend herauskommen werden, hängt von zweierlei Umständen ab. Einmal von dem in mehr als einer Beziehung zweifelhaften Wohlwollen der bisher feindlichen Regierungen. Es wäre schlimm, wenn wir uns darauf allzusehr verlassen wollten oder sogar einzig verlassen müßten, wie Österreich. Und umso weniger wird dies nötig werden, je mehr wir selber die Kraft finden, uns aufzuraffen. Das heißt: je entschlossener, entsagender, ernsthafter wir uns zu gemeinsamer, planvoller Arbeit im Dienste des deutschen Vaterlandes zusammenschließen.

* Anmerkungen siehe am Schluß des Bandes.

Leider ist von einem solchen Zusammenschluß, von einem sieghaften Erwachen des Solidaritätsgedankens (das verstehe ich auch unter Sozialismus und Sozialisierung) bisher in Deutschland nicht viel zu bemerken. Weder politisch noch wirtschaftlich noch sozial. Die Vereinigung der deutschen Einzelstaaten zum *einen* Deutschland wird zwar mehr und mehr als nationale und wirtschaftliche Notwendigkeit eingesehen, aber noch ist die Bereitschaft dazu über Trägheit und Eigenbrödelei nicht Herr geworden. Die alten Parteien sind mit neuen Firmenschildern wieder auferstanden und zanken sich über dieselben Worte (denn zu Taten kommt es nicht) und mit denselben widerlichen Methoden wie früher. Der Zusammenschluß der wirtschaftlichen Gruppen und ihre Einordnung in einen planvoll funktionierenden Gesamtorganismus ist zwar weithin als wünschenswert und vernünftig erkannt; aber noch steht Industrie gegen Handel, Stadt gegen Land, Verbraucher gegen Erzeuger; und der wirtschaftliche Egoismus feiert höllische Triumphe. Die Arbeitsgemeinschaft zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber, der Friede zwischen den Ständen und Klassen, wird zwar unermüdlich gepredigt; aber alle Predigt hat die tiefe Kluft der Entfremdung und des Übelwollens, die von altersher befestigt ist, noch nicht zuschütten können. Wir leben dem Buchstaben nach in einer sozialen und demokratischen Republik; aber der Geist des Sozialismus und der Demokratie, der Rücksicht, Verständnis, Wohlwollen und Gerechtigkeit bedeutet, ist nicht zum Leben erwacht.

Diesem Geiste wird diese Zeitung dienen. Sie wird eintreten für die Gleichberechtigung aller Volksgenossen ohne Unterschied des Standes oder Berufs und für das Recht der Allgemeinheit, das vor dem Einzel- oder Gruppeninteresse rangiert; sie wird kämpfen gegen Standesvorurteile und Eigennutz, gegen jedwede Ungerechtigkeit und das Erbübel der Deutschen: die Zersplitterung. Der deutsche Einheitsstaat, die Gemeinwirtschaft und die Wahrung der Menschenwürde sind ihre drei Leitsterne für Politik, Wirtschaft und Gesellschaftsordnung. Sie wird national und sozial sein. Aber wie sie innerhalb des Volkes für Frieden und gegenseitiges Verständnis eintreten wird – das bedeutet ‚sozial‘ –, so wird sie auch in der äußeren Politik nicht etwa nationalistisch und national verwechseln. Auch die Völker und Nationen sind zur Gemeinschaft bestimmt und nicht zur ge-

Das Reiterdenkmal



Der „Reichsbote“, das preußische Pfarrerberblatt, schlägt vor, Wilhelm II. ein Reiterstandbild zu errichten. Der Kaiser hoch zu Roß, in der Rechten den Feldmarschallstab. Bis zum 27. Januar 1929, dem 70. Geburtstag des siegreich Desertierten, soll es fertig sein. Die Kosten würden durch eine National-sammlung aufgebracht werden.

Die „Sonntags-Zeitung“ möchte nicht verfehlen, zu dem wahrscheinlich entbrennenden Wettbewerb hier sogleich einen Entwurf beizusteuern.

genseitigen Zerfleischung. Sie sollen und werden einander anerkennen und verstehen lernen. Die Völker hassen sich nicht; trotz aller giftigen Saat, die von falschen Führern und ihrer Presse ausgestreut worden ist und jetzt wieder ausgestreut wird. Auch diese Verhetzung soll hier kein Echo finden.

Es mag vielleicht gewagt sein, in dieser Zeit und unter solcher Devise eine Zeitung ins Leben zu rufen. Sei es gewagt! Wenn der Widerhall ausbleiben sollte, dann umso schlimmer – nicht sowohl für mich als für das Gemeinwesen.

1920, 1

Erich Schairer

Am Grabe des Kapitalismus

Wir stehen am Grabe der großkapitalistischen Epoche. Der Hochkapitalismus ist zu Ende, nicht das Kapital. Das wird uns alle lange überleben, gleichviel ob als Staats- oder persönliches Kapital. Doch der Hochkapitalismus als Weltbewegung ist – obwohl er im Westen seinen höchsten Gipfel noch nicht erreicht hat – ein gestorbener Koloß. Wir dürfen ihm seine Grabrede halten und sagen: Er hat Enormes geleistet. Er ist eine der größten Weltbewegungen gewesen, er hat an Technik und Verkehr in einem Jahrhundert mehr geleistet als Ägypten und Babylon, als Phönizien und Karthago in Jahrtausenden. Was er schuf, war Pionierarbeit. Wohin er griff, war jungfräuliches Land. Hier griff er in das Gebiet der Erfindungen, hier in das Gebiet der Massenbetätigung; jeden Tag eine neue Möglichkeit, eine neue Richtung, eine neue Erschließung. Er packte Landstrecken, Forsten, Ströme, Bergwerke, Meerengen und Häfen und schuf Unternehmungen. Eine Pionierarbeit, die die Welt urbar machte, nicht im Sinne des Ackerbaus, sondern des Gewerbefleißes. Und diese gewaltige Arbeit, von starken Menschen geleitet, hat die Welt umgewandelt, so daß sie in die Lage kam, anstelle spärlicher Millionen die Milliardenzahl der heutigen Bewohner zu ernähren.

Nun müssen wir zwei Dinge unterscheiden: auf der einen Seite als Rodungsarbeit, als Squatter-Arbeit², mußte der Kapitalismus

Programm für 1928



1928, 1

aus dem Vollen wirtschaften; er mußte in großen Zügen schöpfen, er durfte sich an das Kleine nicht halten. Es war ganz nebensächlich, ob Milliarden nebenbei gingen, ob unendliche Materialien, unendliche Mengen von Arbeitskräften verwüstet wurden: er konnte in einem Tage mehr erreichen, als zehn Jahre Sparsamkeit ihm eingebracht hätten.

So hat er in tiefen Zügen aus dem Vollen geschöpft. Er hat vergeudet, nach dem Vorbild der unbekümmerten Natur. Doch nicht in allem hat er vergeudet; in einem Punkt war er sparsam, und diesen Punkt müssen wir scharf ins Auge fassen. Er war unendlich sparsam in der Verwaltung. Verschwenderisch im Betrieb, sparsam in der Verwaltung! Ist das möglich? Das ist sehr gut möglich. Er häufte zwar die Reichtümer, die er schuf, im Besitz seiner Personen, seiner Unternehmen oder seiner Nachkommen. Doch immer wieder wurden sie in den Betrieb gesteckt; er besaß von all diesen Reichtümern nichts weiter als den auf Papier geschriebenen Besitztitel. Er wollte Macht und verzichtete um ihretwillen im Zweifelsfalle auf Genuß. Auch konnte er nicht allzuviel auf Genuß verschwenden, denn die Zahl der erobernden Menschen war viel zu klein, als daß sie den unendlichen Ertrag der Welt hätte vergeuden können. Gewiß, mit Recht spricht der Arbeiter davon, daß es ihm zuwider ist, wenn er durch reiche Straßenviertel wandert, dort große Gärten, Parks und Villen erblickt und sich vorstellt, was hinter diesen Gittern und Mauern geschieht. Doch wenn die Rechnung gemacht wird, so bedeutet alles, was hinter diesen Gittern verschwendet wird, einen verhältnismäßig billigen Verwaltungsaufwand. [...]

Die künftige Form der Wirtschaft und ihrer Verwaltung wird sehr teuer sein; der größte Teil des Arbeitsertrages, der bisher gesammelt wurde, wird verbraucht werden. Noch mehr als das. Es wird außerordentlich schwer sein, den riesenhaften Wirtschaftspark, den wir geerbt haben und von dem wir glauben, daß er unzerstörbar ist, aufrecht zu erhalten. Wir haben diesen Park von Maschinen, von Gebäuden, von Einrichtungen, von Verkehrsmitteln in jener Zeit aus dem Vollen geschaffen, jetzt muß er aus dem Mangel ergänzt und erneuert werden; einstweilen hält er noch, bis auf den Ölfarbenanstrich und die Teppiche. [...]

Das ist nicht alles. Wir sprechen von Spaa³, von der Kriegsent-schädigung wie von einer alltäglichen Sache: „Wir haben schon

soviel durchgemacht, so werden wir auch das noch durchmachen.“ Milliarden auszusprechen ist leicht, sie zu drucken ist nicht schwer. In einer noch nicht stationär gewordenen Wirtschaft, die im wesentlichen noch von Vergangenheit zehrt, in einer Übergangszeit werden die Abnormitäten fast unmerklich in den Kauf genommen. Deshalb sprechen wir gemütlich von den Milliarden, die wir zahlen sollen, und wieder heißt es in einer Ecke unseres Bewußtseins: „Wir werden schon herauskommen.“ Wir werden *nicht* herauskommen, wir werden zahlen! Denn daß die offene Wunde Europas sich schließen muß, ist gar kein Zweifel. Wie weit Recht, Gesetz, eine moralische Verpflichtung uns zwingen, ist nicht entscheidend. Es wird wiederhergestellt werden! Und diese Wiederherstellung wird in der schwer bedrückten Lage unserer Wirtschaft uns unendliche Sorgen machen. Denn wenn ich auch ganz von den französischen Zahlen absehe, so bitte ich zu bedenken: Jede Milliarde Gold jährlich bedeutet eine Summe von 10 Millionen Mark Papier, die hier gedruckt und irgendwie herangesteuert werden müssen; jede Milliarde Gold bedeutet 15 Millionen Tonnen Kohlen zum Auslandspreis, 50 Millionen zum Inlandspreis. Wir dürfen diese Dinge nicht vergessen. Wir dürfen nicht glauben, weil es nun einmal wieder vier Wochen leidlich gegangen ist und vielleicht vier Wochen wieder ein bischen schlechter, daß so eine Art von ständigem Zustand eingetreten sei.

Wenn wir nun fragen: Was ist die Zukunft und wie werden wir über diese Dinge hinwegkommen?, so ist die Antwort die gleiche, die wir erhalten, wenn es sich um ein zusammengebrochenes Unternehmen handelt, das über seine Verhältnisse gewirtschaftet hat, eine Bank, eine Reederei oder eine Fabrik. Es schwebt jedem das Wort „sparen“ auf den Lippen. Nein, nicht das Sparen im gemeinen Sinne ist es, das karge Sparen richtet den Menschen nur zugrunde, wenn es über ein bestimmtes Maß getrieben wird. Wir können nicht die Menschen noch schlechter ernähren, als es geschieht und geschehen ist; die Aufgabe heißt organisieren und ordnen!

Es ist *nicht* möglich, daß in einer Wirtschaft, in einer Zukunft, wie wir sie vor uns haben, die Dinge anarchisch, unorganisch, ungeordnet weiterlaufen können. Wir werden nicht mehr in einem unorganischen, verfahrenen, lediglich vom Individualis-

mus, vom persönlichen Eigennutz getriebenen Wirtschaftsmechanismus leben, sondern in einem gegliederten Organismus, in dem jeder, der Wirtschaft oder Ämter führt, in gleichem Maße sich selbst und der Gemeinschaft verantwortlich ist. Unsere Aufgabe und Rettung heißt: Mit gleicher Menschenzahl, verminderten Bodenschätzen, gleicher Arbeitsleistung das Doppelte und Dreifache von dem zu erzeugen, was wir bisher erzeugt haben. Sollen wir teuer verwalten, so müssen wir – in Umkehrung der alten Wirtschaft – um so ökonomischer betreiben. Das scheint den meisten verwegen und unmöglich, weil sie den Prozeß der Gütererzeugung nicht kennen. Wer ihn kennt, der weiß, daß heute die Hälfte der Arbeitsleistung und der Gütermenge nutzlos vertan wird. Der Gesamtprozeß unserer Produktion ist kindlich primitiv, der Laune, dem Eigennutz, dem Zufall überlassen. Er ist vergleichbar der Landwirtschaft vor hundert Jahren, die der rationellen Durcharbeitung entbehrte und kaum den vierten Teil der heutigen Erträge lieferte.

Durch Schlagworte hat man diesen Gedanken ihre beflügelnde Kraft scheinbar genommen, durch Vermischung mit behördlichen Maßnahmen hat man ihnen den Schein von Mechanismen gegeben, die sie nicht sind. Nein, in diesen Gedanken liegt die tiefste Ethik, deren wir technisch, wirtschaftlich, politisch und sozial fähig sind. Es liegt darin die Ethik der Verantwortung eines jeden Menschen und die Idee der Gemeinschaft.

1920, 30

Walther Rathenau

Den verheerendsten Einfluß hat das Geld auf die, welche es nicht besitzen. Reichwerdenwollen ist gefährlicher als reich sein.

1921, 41

Der größte Sieg über den Kapitalismus ist seine Überwindung in uns selbst.

1930, 34

Nur der Umsturz hat einen Sinn, der keine Verschiebung der Machtverhältnisse bringt, sondern das Ende der Gewaltpolitik.

1922, 2

Hermann Mauthe

Drei gesellschaftliche Zeitalter

„*Kerl*“ (Plural: Kerls), sagte mein Großvater – denn er dachte feudal und sprach feudalistisch – „*Kerl, Er muß*“. Der Ton klang grob und gutmütig und wurde gelegentlich von einer warmen Tracht Erziehungsprügel begleitet. Der Betroffene hörte das Gepolter zwar nicht immer gern, aber gehorchte nicht nur bedingungslos, sondern sogar vertrauensvoll, wie einem Schicksalsbefehl, der sich selbst verantwortet, keine Wahl läßt und im Allgemeinen hinterher als sinnreich gerechtfertigt erscheint. Wirkte sich ein Fehlgriff sichtbar aus, so wurde er unbeschönigt wieder gut gemacht. Im Großen und Ganzen ging es bei aller Härte leidlich gerecht zu. Stimmt die Voraussetzung, konnte zwischen Mensch und Mensch ein Verhältnis wie zwischen Mensch und Pferd sein, so war die Folgerung erlaubt, sich darin zu finden, wenn nur der Knecht unter der Obhut seines Herrn so gut gedieh wie durchschnittlich der Gaul unter der Pflege seines Kutschers. Aus sich heraus zerbrach der Friede selten. In Einzelfällen rächten sich Futtergeiz, Fuchtelmißbrauch, Untreue. In der Regel entsprang der Zwist jedoch nicht einmal der Aufklärung, und die Sitten vor und nach der Abschaffung der Leibeigenschaft glichen einander oft genug bis aufs Haar. Die Liebe starb erst allmählich und von oben her aus.

„*Mann*“ (Plural: Leute), sagte mein Vater – denn er dachte liberal und sprach liberalistisch –, „*Mann, Du darfst*“. Der Ton klang höflich und hochmütig und wurde gelegentlich von der lauen Würze einer Erzieherträne begleitet. Der Betroffene hörte die Predigt zwar nicht immer ungern, aber gehorchte nur unter Bedingungen und ohne Vertrauen wie einer Schicksalslaune, die sich nicht selbst verantwortet, eine gewisse Wahl läßt und hinterher vermöge ihrer Vieldeutigkeit einigermaßen gerechtfertigt erscheint. Offenbarte sich ein Irrtum, so wurde er durch Beschönigung zurechtgestutzt. Im Großen und Ganzen ging es bei aller Milde ziemlich ungerecht zu. Stimmt die Voraussetzung, konnte zwischen erwachsenen Menschen ein Verhältnis wie zwischen Lehrer und Schüler sein, so war die Folgerung erlaubt, sich nicht darein zu finden, wenn der Beauftragte unter der Leitung seines Auftraggebers so schlecht gedieh wie durch-

schnittlich der Bengel in der Lehre seines Federfuchsans. Aus sich heraus hielt der Friede selten. In Einzelfällen bewährten sich Zuckerbrot, Ehrenstachel, Wortgeklingel. In der Regel ruhte der Verdacht jedoch nicht einmal in den Hallen der Aufklärung und die Sitten vor und nach einer noch so ehrlich versöhnlichen Versammlung wichen nicht voneinander ab. Der Haß starb erst allmählich mit dem Tode der Oberschicht aus.

„Genosse“, sagt mein Sohn – denn er denkt sozial und spricht sozialistisch –, „Genosse, Sie mögen“. Der Ton klingt frech und demütig und wird gelegentlich vom kalten Spott eines bezweckt erziehlichen Lächelns begleitet. Der Betroffene hört den Ruf weder gern noch ungern und gehorcht der Schicksalsmache mit jenen scheuen Vorbehalten, die hinter allzuviel Spielraum und Wahlfreiheit schon die eigenverantwortliche Enttäuschung wittern. Warum wird täglich Gleichberechtigung beteuert und trotzdem stündlich Ungleichheit erlebt? Wozu die Wahrheit, die Notwendigkeit, die Abhängigkeit Aller von Allen beschönigen? Im Großen und Ganzen geht es vielleicht gerechter, aber nicht angenehmer zu als früher. Stimmt die Voraussetzung, eignet sich der nägelsbeschnittene Löwe eine Lämmerseele an, so ist die Folgerung erlaubt, sich darein zu finden, wenn man mit dem Leithammel zwar anders als mit dem Schäferhund, aber auf der Weide auch anders artet als im Dschungel. Aus sich heraus ist in der Welt kein Friede. In Einzelfällen helfen Geduld und Neigung nach. In der Regel trotz das Böse den Mitteln des Verstandes und Aufklärung bringt es nicht weiter, als neben der Liebe auch den Haß zu dämpfen.

„Bruder“, würde sagen, wer weder ... al dächte noch ... istisch spräche, „Bruder, wir wollen“. Der Ton klänge stolz und bescheiden und würde gelegentlich von der heißen Flamme einer unbezweckt erzieherischen Tat begleitet. Der Betroffene hörte und gehorchte mit Leidenschaft wie jemand, dem eine innere Stimme den Glauben an sich, an sein Werk, an sein Schicksal verleihe. Brüderlichkeit behauptete keine Gleichheit, gelobte keine Freiheit, pochte auf keine Gerechtigkeit, erwartete weder Dank noch Lohn, sondern gäbe sich hin, wodurch allein ein würdiges Verhältnis zwischen den Menschen und ein dauerhafter Friede zu verbürgen wäre. Selbst die Ausnahme bestätigt die Regel; denn wer in solcher Gesellschaft zu nehmen statt zu

geben versuchte, bewiese erst recht, daß die Gesellschaft endlich aus sich heraus Bestand hätte; sie würde den ungeselligen, unbrüderlichen Dummkopf oder Schlauberger nämlich einfach in eine Einsiedelei verbannen.

Indessen, meine Herren, wozu zerbrechen wir uns darüber den Kopf? Wir sagen weder „Kerls“ noch „Leute“ noch „Genossen“ noch „Brüder“ zueinander, sondern eben „*Meine Herren*“, meine Herren, und wissen, was wir meinen: die Umgangsform von unzusammengehörig Zusammengespannten, von auseinanderstrebenden Miteinanderverbundenen, kurz von Ausbeutern einer nur so genannten Gesellschaft. Unserem ungesellschaftlichen Zeitalter gilt durchaus jede Gesellschaft, geschweige denn die Bruderschaft, als utopisch.

1922, 12

Wichard von Moellendorff

Vaterlandsliebe

Wir Heutigen haben keine Ahnung davon, was Vaterlandsliebe ist. Wir wissen nur mehr, was die Parteien drunter verstehen. Sehen wir zuerst nach links! Die klassenbewußten Proletarier lehnen es ab, ein Land Vaterland zu heißen, in dem sie rechtlos gemacht und in halbtierisches Dasein gezwungen werden. Wer als Nicht-Proletarier behauptet, das nicht nachfühlen zu können, der ist in Selbstsucht befangen oder lügt. Mir erscheint als das größte Wunder im Weltkrieg nicht das, daß die Arbeiter und gemeinen Soldaten das ewige Hungern, den Drill und die ständige Todesgefahr unter unfähiger Führung nach 4 1/2 Jahren schließlich satt bekommen haben. Ich habe mich nur über das Andere gewundert, daß sie 51 lange, schwere Monate hindurch mitgetan haben. Wo man ihnen im Frieden doch vorgeworfen hatte, daß sie vaterlandslose Gesellen seien! Und wo doch die Proletarier an ihre internationale Einstellung geglaubt hatten als an das natürlich notwendige und höhere Prinzip! Notwendig, weil von der Wirtschaft unserer Tage gefordert; höher, weil allein der Menschenwürde entsprechend: „Alle Menschen, gleich geboren, sind ein adliges Geschlecht!“ Das absondernde Be-

kenntnis zum Vaterland, zur eigenen Nation war ja dem Proletarier schon der Vorkriegszeit gleichbedeutend mit dem Bekenntnis zu Krieg und Eroberung, will sagen mit einer Stufe der Menschheits-Entwicklung, die überwunden werden muß.

Links will man nichts von Vaterland wissen. Wie sieht's rechts damit aus? „Z.K.“⁴ ist die einzige Antwort, die ich geben kann. Mir wird körperlich übel zum Erbrechen, wenn ich an die Oberlehrer, Agrarier, Offiziere, Studentenbublein denke, die heut Deutschland, Deutschland über alles singen mögen. Betäuben sie mit ihrem Gebrüll ihr schlechtes Gewissen oder ihre Unfähigkeit? [...] Ich kenne Leute, die Alldeutsche und Vaterlandsparteiler waren und noch heute sind und dabei – als leidlich gesund und jung – vom ersten bis zum letzten Kriegstag „unabkömmlich“ geblieben sind. Das war Vaterlandsiebe, nicht wahr? Leider habe ich noch keinen einzigen Bürger gefunden, der sich geweigert hätte, mit solchen „Patrioten“, will sagen scheinheiligen Tröpfen, sich an einen Tisch zu setzen. Wenn man nur recht zuverlässig gesinnungstüchtig ist überall dort, wo's um den Geldsack geht gegen Bolschewisten-Schweine, dann ist für den Bourgeois Alles gut. Wieder einmal ist, wie Theodor Storm einst zornig geklagt hat, die Zeit von Salz und Brot zur Blütezeit der Schufte geworden. Der Schufte und der Idioten. Denn wenn die Hakenkreuzler, die ihr Gewerbe ja *auch* aus Vaterlandsiebe zu treiben behaupten, so groß wären wie dumm, die Kerle könnten aus jeder Dachrinne saufen! Diese schreiend-dummen, brutalen Juden-Hasser und Sich-Selbst-Verherrlicher sind eine Schande geworden für den deutschen Namen, dem sie vorgeblich dienen wollen. Sie sind, soweit sie nicht Schufte sind, hereingefallen auf die Parole der arisch-christlich-skrupellosen Schwerindustrie, die von ihren eigenen Kriegssünden ablenken will und deshalb Leute bezahlt, die schreien müssen: „Schlagt die Juden tot!“

Wir heutigen wissen nicht mehr, was Vaterland und was Vaterlandsiebe ist. Der Parteien Haß und Gunst hat den gesunden Kern, der von Haus aus drin steckt, zertreten. Vaterlandsiebe war unter dem zweiten Wilhelm zur Standes-, Mode-, Ehren-, Handels-Sache geworden. Man machte in Patriotismus wie in Schuhnägeln und Chilispeter. Wilhelm wollte Patriotismus, das wußten seine Untertanen, deswegen haben sie patriotisch „gefühl“. Vaterlandsiebe, meine Verehrten, ist nämlich ein Ge-

Sie beraten sich über den Kurs



fühl! Und es ist ja, wie Sie wissen, das Wesentliche an den Gefühlen, daß sie sich nicht kommandieren lassen, daß sie uns haben, nicht wir sie. Hatten die Deutschen der Vorkriegszeit wirklich ein Gefühl, das den Namen Vaterlandsliebe verdiente? Sie wollten zum ersten „was werden“ und was ins Knopfloch bekommen. Und sie „fühlten“ zum zweiten, daß man diese guten Sachen mit Anstand nur bekommen, mit Freude nur genießen konnte, wenn man sich mit dem Geber der guten Gabe nicht überwarf. Deshalb „fühlten“ die Bourgeois genau wie Wilhelm: daß am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen werde; daß Zeppelin zwar der größte Deutsche, Wilhelm aber der größte Mann des Jahrhunderts sei; und daß Deutschland unter Seiner Führung herrlichsten Tagen entgegengehe. Der Marsch ist inzwischen nach Versailles und Haus Doorn⁵ gegangen. Viele Deutsche aber „fühlen“ heute noch, wie schön es doch wäre, wenn Er, der Halbnarr⁶, bald wieder käme, daß man so recht aus treuem deutschem hündischem Herzen heraus patriotisch sein könnte. Vor dem Krieg galt die Gleichung: Vaterlandsliebe = Aufblick zu Wilhelm = Gedankenlosigkeit + Streberei. Und diese Gedankenlosigkeit + Streberei war nach der Bourgeois-Übereinkunft Staats- und Ehrensache geworden. [...]

Wir brauchen heute eine allgemeine Erneuerung. Dabei gehts nicht ab ohne schmerzhafteste Eingriffe in bestehende Macht- und Besitzverhältnisse, in unser ganzes Denken und Fühlen. Die Regierungspfuscher des Tages behaupten die schwere Operation ausführen zu können, ohne dem Patienten weh zu tun, ja ohne ihn nur aus seiner Ruhe zu rütteln. [...] Wenn wir in Deutschland andere Zustände wollen, müssen wir erst einmal klein und häßlich werden, müssen ehrlich suchen und kämpfen, gegen uns selber und gegen Alle, die ihre Selbstsucht oder Dummheit hinter Anständigkeit oder sonstigen Redensarten verstecken. In Deutschland sieht's böse aus, Vaterlandsliebe kann sich deshalb heute nur darin äußern, daß wir uns selber und Anderen weh tun! Wo's nicht Schläge setzt, wo nicht gestöhnt wird, sind wir nicht auf dem rechten Weg. Das ist heute die – negative, aber zuverlässige – Richtlinie für alles Suchen auf politischem, wirtschaftlichem, kulturellem Gebiet.

Vor der Wahl

Eine Rede an Sozialdemokraten

Parteigenossen! – Ich bin nämlich „Genosse“, und zwar einer von der Mehrheits- (oder bald Minderheits-?) Partei; und ich rede zu euch von dieser Rednerbühne aus, weil ich von der Bühne der „Tagwacht“ oder des „Sozialdemokraten“ aus nicht so reden könnte, wie ich reden muß...

Parteigenossen! Es ist nun mit der Wahl der Augenblick wieder da, der euch eine politische Entscheidung in die Hand legt, die Entscheidung darüber, was in Zukunft aus der Sozialdemokratie werden soll. Und es kommt nun alles darauf an, daß ihr den ernstlichen Willen habt, das gut zu machen, was ihr im vergangenen Jahr schlecht gemacht habt. Denn – darüber sind wir uns ja wohl alle klar: die Sozialdemokratie hat aus der Revolution nicht das gemacht, was sie hätte machen sollen und machen können. Man hat es oft gesagt, und es gibt kein wahreres Wort: *die deutsche Revolution ist zu einem Lohnkampf geworden*. Höhere Löhne und verminderte Arbeitszeit: das habt ihr herausgeschlagen; dafür habt ihr die Macht eingesetzt, die euch die Revolution gegeben hat. Ist das aber das Ziel der Sozialdemokratie? Haben *dafür* die Männer eures Heldenzeitalters, die Bebel und Liebknecht, gelitten und gestritten, daß ihr mehr verdient und weniger arbeitet? Haben sie nicht gekämpft für eine *neue Gesellschaftsordnung*, die jeden zu einem Vollbürger des Staates macht, für ein *neues Wirtschaftssystem*, das jedem ein würdiges Menschendasein sichert, für eine *Idee* also, die nicht damit verwirklicht ist, daß ihr bequemer lebt als zuvor. Die Erfolge eures Lohnkampfes bedeuten für den Sozialismus rein gar nichts. In dem großen Krieg zwischen Sozialismus und Kapitalismus sind sie gelungene Beutezüge, aber keine Siege, und (um im Bild zu bleiben) über'm Beutemachen habt ihr den Sinn des ganzen Krieges aus dem Auge verloren. Ihr habt den Geist des Kapitalismus in eure Seelen hineingelassen und seid nun ebenso von ihm besessen, wie eure Todfeinde, die ihr Kapitalisten nennt: das ist die Wahrheit.

Freilich, die Schuld liegt zum großen Teil an euren Führern. Sie haben versagt, so gründlich, so kläglich versagt, daß es zum

Heulen ist. Als die Revolution ausbrach, da schlug ich mich durch ein öffentliches Bekenntnis zur Sozialdemokratie. Hier, so sagte ich mir, sind die Männer, die was Rechtes wollen und die die Kraft haben, es zu wollen. Die bürgerliche Gesellschaft ist unter dem alten Regime satt, faul und unfruchtbar geworden: die bringt keine Männer von großem Zuschnitt hervor. Die Sozialdemokraten, die werden sich nun daranmachen, das deutsche Haus, das verpestet ist, vom Geist eines seelenlosen Autoritätsprinzips, vom Standes- und Bildungsdünkel seines Bürgertums, vom Geist der Lüge und Phrase, die sich auf Thronen, Kanzeln und Kathedern blähte, vom Geist eines gewissenlosen Streber- und Schiebertums, das Krieg und Revolution nicht gezeugt, sondern nur entbunden haben,... sie werden sich daran machen, das deutsche Haus reinzufegen von all dem Dreck, den eine Periode kapitalistischen Gedeihens darin angesammelt hatte.

Was aber taten nun diese Revolutionshelden? Daß Gott erbarm! Sie begannen mit einer weltgeschichtlichen Dummheit: sie traten in die Regierung ein. Man kann sich denken, wie die Herren von der Rechten schmunzelten, als unsere Leutchen, vom Ehrenspeck gelockt, in die Mausefalle hineinspazierten und sich freundlich und dienstfertig anschickten, die Kriegsschweinierei aufzuputzen, die im Grunde doch die anderen angerichtet hatten. Das war ein schwerer taktischer Fehler, der sich rächen wird und schon gerächt hat, da man auf euch nun die ganze Last der Unzufriedenheit wirft, die sich in unserem furchtbar geschlagenen Land naturgemäß gegen jede Regierung angesammelt hätte... ein schwerer taktischer Fehler, aus Dummheit und Eitelkeit. Das war schlimm genug, aber es kam noch schlimmer. Unsere Regierungsmänner schienen ihre Hauptaufgabe darin zu sehen, sich um jeden Preis auf dem ewig schwankenden Ministerstühlchen zu halten, und wenn einer stürzte, wie der edle Scheidemann, so war es gewiß nicht, weil er mit zu großer Energie für sozialistische Gedanken eintrat. Kompromisse nach allen Seiten, behutsames Leisetreten nach rechts, demokratische Verbrüderung mit Ultramontanen und Demokraten: ein politischer Eieranzug, bei dem man Stück um Stück die Rüstung sozialdemokratischer Überzeugungen ablegte, um sich leichter bewegen zu können. Wer nicht mitmachte, wie unser tapferer Sakmann u.a., wurde kaltgestellt: man wollte keine Kämpfer. Und das alles mit

Unter dem Schirm des Höchsten



der ewig wiederholten Begründung: man sei nun einmal in einem demokratischen Staat und man habe eben leider nicht die Mehrheit. Aber, zum Teufel, wo bleibt denn da der revolutionäre Gedanke? Seht ihr denn nicht, daß es Kompromisse gibt, die ein Mensch, der eine Idee vertritt, schlechterdings *nicht* machen darf, weil er sonst zum Verräter wird am Besten, was er in sich trägt? So bereit waren diese Leute zu Kompromissen, daß ihnen auch nicht ein einziges Mal der Gedanke kam, mit ihrem Rücktritt zu drohen, was zu einer Zeit, da der Rechten der Schreck über die Revolution noch in den Gliedern saß, von der besten Wirkung gewesen wäre. So bereit zu Kompromissen, daß sie auch nicht ein einzigesmal die Massen aufgerufen haben, für einen politischen Gedanken ihre Macht in die Wagschale zu werfen. Ach, sie waren so gerührt, unsere Leutchen, daß man sie so nett ankommen ließ! Die anderen sollten sehen, daß der Sozi auch ein Mensch ist, sozusagen, besonnen, belehrbar, gerecht, kein roher Fanatiker und wilder Mann. Fürwahr! So harmlos, so gutmütig, anständig, bescheiden, verträglich, war nie eine Revolutionsregierung! Niemand wurde ein Haar gekrümmt: weder den Monarchisten und Militaristen noch den Kapitalisten, weder der Schule noch der Kirche, weder den Bürokraten noch den Schiebern. Nur gegen Links war man energisch. Da hatte man auf einmal Grundsätze. Warum wohl? Nun, dort standen wirkliche Gegner, nicht Gegner der Anschauung (beileibe nicht! denn um Anschauungen kann man markten), sondern persönliche Gegner, Leute, die auch Führer sein wollten und die da anfangen, die Massen ihren alten Führern zu entfremden. Das freilich war eine ernsthafte Sache! Da mußte man streng sein.

Nun werden diejenigen unter euch, die links stehen, sagen: Ja, das waren die Mehrheitsleute; aber wir von der U.S.P und der K.P., wir sind doch andere Kerle! – Liebe Freunde, bildet euch nichts ein! Als die Mehrheitsleute im Weimarer Schulkompro-
miß die deutsche Geistesfreiheit schamlos verhandelten, wo wa-
ret ihr da? Ist die Schul- und Kirchenfrage am Ende auch für
euch ein heißes Eisen, wie für die Herren Demokraten, die sich,
als die Krise kam, rechtzeitig um die Verantwortung zu drücken
wußten? Und was habt ihr sonst Reelles getan und geleistet?
„Diktatur des Proletariats“ habt ihr gebrüllt – gut gebrüllt, in
allen Tonarten, ich gebe es zu – und habt die Massen mit diesem

Zauberwort betört. Aber *was* ihr diktieren wollt, wenn's darauf ankäme: davon schweigt die Geschichte. Und die Massen, die hinter euch dreinlaufen, sind so anspruchslos und bescheiden: sie haben ein neues, gutes Schlagwort; was dahinter steckt, interessiert sie wenig. Oh so brüllt nur weiter euer Diktaturgeschrei, aber hütet euch, daß ihr nicht einmal diktieren müßt! Das gäbe eine böse Verlegenheit und es käme zur ersten Verlegenheit der Sozialdemokratie die zweite... Fühlt ihr nicht die tiefe Unehrlichkeit und die öde Unfruchtbarkeit, die in eurer Schlagwortpolitik liegt? Meint ihr, dabei könne etwas Vernünftiges herauskommen? Meint ihr, ihr könntet ernten, wo ihr nicht gesät habt?... „Das Proletariat muß zur Herrschaft kommen... das übrige wird sich finden.“ – O nie! Das übrige wird sich nicht finden. Sondern es wird sich finden, daß ihr zerstören könnt, aber nicht aufbauen. Und wenn ihr mir mit Rußland kommt, so sage ich: „Zeigt mir erst euren Lenin und Trotzki! Dann wollen wir weiterreden!“...

Was aber sollen wir nun tun? fragen einige (wenige) von euch, die mir rechtgeben. – Das will ich euch sagen!

Zum ersten: denkt ein bischen weniger an euer leibliches Wohl und mehr an Ideen. Bebel und Liebknecht haben nicht über die Probleme „Most“, „Marmelade“, „Zucker“ und dergleichen geredet. Die Ideen sind die großen Triebfedern des Weltgeschehens, die Ideen siegen. Beschäftigt euch ein bißchen mehr mit den Ideen des Sozialismus! Die Art, wie ihr mit dem geistigen Gut des Sozialismus umgeht, ist unwürdig und kindisch. Zum zweiten: Wählt andere Männer zu Führern! Nicht bloß eben *andere*, sondern Männer von anderem Schlag. Daß eure Führer versagt haben, muß euch zu denken geben. Ihr habt nicht das richtige Gefühl für das, was den Führer macht. Es kommt nicht vor allem darauf an, daß einer ein gerissener Hund sei und ein gewandter Schwätzer. Die Sorte taugt nichts: das haben wir gesehen. Und sie sind nicht bloß in unserer Partei. Ganz Deutschland wimmelt von ihnen, wie von Käsemilben, und stinkt von der gemeinen Routine und dem schleimigen Phrasengetratsche dieser schellenlauten politischen Toren. Denkt an das Wort des Dichters: „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor“. Das ist's, was wir brauchen: Männer von Verstand und rechtem Sinn. Männer, die an die *Sache* denken und

nicht an ihren persönlichen Vorteil. Männer, die Charakter haben, einen klaren Kopf und einen festen Willen.

...Das laßt euch gesagt sein, ehe ihr zur Wahlurne schreitet. Und damit Gott befohlen!

1920, 22

Wolfgang Pfeleiderer

Deutscher Frühling

Frühling! Das ist etwa so: eine süße Ahnung von köstlichen Sommern liegt in der Luft. Ewig heiter und sorglos blaut droben der weite Himmel und eine sanfte Melodie schwingt hin durch unendliche Räume. Ein ganzes Sortiment von Wundern ist hingeworfen mit heiterer Gebärde. Tage, verträumt im milden Lächeln Gottes, das Blume heißt und Tau und ziehende Wolke und Wellenspiel. Das ganze leicht ausstaffiert mit Eichendorff-Gefühlchen als Extra-Beigabe für uns Deutsche.

Aber der „teutsche“ Spießler, zerrüttet von Revolution, Demokratie und Schicksal, gruppiert sich trauernd um das Grab eines verstorbenen Militarismus und pflanzt in den lachenden Frühling hinein mit liebenden Händen die Blümchen seiner alldeutschen Hoffnungen.

Frühlingswinde lispeln dazu in deutschem Akzent ein uraltes Lied. Gewaltige Visionen steigen auf von prächtigen Frühlingsparaden, vom Taktschritt deutscher Regimenter, von Schnurrbartspitzen halbgöttisch zum Himmel gezwirbelt, von Händen gehorsamst an Hosennähten, von höfischem Glanz und Festen. In der Ferne winkt ein köstlicher Sommer: Deutschland befreit von Juden und Idealisten, im Glanz seiner Helmspitzen sich spiegelnd.

Ach ja! Wenn sie jetzt der Frühling mit Macht überfällt und sie liegen irgendwo hingegossen auf spinatgrüner Flur und die Kordel baumelt am Lodenhemde melancholisch in die Welt hinein, wenn sie da liegen und träumen zu den Wolken hinauf, träumen sie immer nur dies; jeder Tautropfen spiegelt es wieder; jeder Vogelsang kennt nur diese Weise und aller Wolken Zug geht nur diesen Weg.

Die neue Frühjahrsmode



Man möchte Psychiater sein, um Menschen zu verstehen, die, aus einem irren Bluttaumel und Vernichtungswahn jählings in die Wirklichkeit erwacht, nach wenigen Monaten schon den Moment des Erwachens verfluchen. Die den gräßlichen Anschauungsunterricht eines unheimlichen Amoklaufes genossen haben und doch nicht mehr begreifen, warum sie einmal in ganz natürlichem Ekel die Mordwaffen hingeworfen haben.

Man möchte wissen, was in Menschen vorgeht, die, herausgewachsen aus dem Humus einer Jahrtausende alten christlichen Kultur, immer noch erstarrt und enttäuscht stehen, weil ein Weltkrieg, eine rasende Orgie von Vernichtung, Haß und Gemeinheit nur Elend und Not, moralischen Tiefstand und sittlichen Verfall gebracht hat.

Man möchte es begreifen, warum ein Volk auf der hohen Stufe der Wissenschaft, wie es das deutsche ist, es nicht fertig bringt, mittels dieses wissenschaftlichen Denkens den langen Weg einer unglücklichen Entwicklung bis zur Katastrophe klarzulegen.

Soviel von den Zulu-Kaffern bekannt ist, sollen sie die Fähigkeit besitzen, aus gemachten üblen Erfahrungen zu lernen. Wir haben an Deutschland das betrübliche Beispiel, daß ein Volk einen Weltkrieg verlieren kann und trotzdem im alten Fahrwasser weiterrutschen, mit denselben vagen Hirngespinnsten und denselben erdenfremden Träumen.

Sollte nichts von den Zulus zu lernen sein?

Man steht erschüttert in diesem Frühling, am Ende einer kurzen Spanne Zeit, da irgendwelche Hoffnungen in uns sproßten. Einmal, im November 1918, als das Volk sich von seinen Fesseln befreite, keimte schüchtern hoffnungsvolle Saat. Etliche nannten es eine Revolution. Arme Menschen! Wieviel Hoffnungen und heiße Sehnsüchte sprach ihr damit aus! Heute wissen wir es. Es war keine Revolution. Es war ein bedauerlicher Irrtum! Es war eine kleine Entgleisung der deutschen Psyche. Nichts weiter. Der kurze Weg von damals bis heute demonstriert dies vortrefflich. Tausende liegen mit Gewehrkolben niedergeschlagen, von hinten „auf der Flucht“ erschossen, von Kommissstiefeln zu Tode getrampelt. Der Geist von 1914 lebt noch. Er hat sich auch im Bürgerkrieg bewährt. Seine Methoden sind noch weiter ausgebaut worden. Und was in manchen Köpfen von „den Tagen der Schmach“ noch geblieben, sucht man mit Gummiknüppeln,

Stinkbomben und Rüpeleien vollends auszutreiben!

Vergessen der Wahnwitz des Weltkrieges. Vergessen die Ströme von Blut. Vergessen das Grauen des Schlachtfeldes, die tierischen Ekstasen der Riesenabschlachtungen, die grandiose Arbeit raffinierter Vernichtungstechnik. Vergessen die Blamage der Marneschlacht, vergessen der Unsinn vor Verdun und noch vieles mehr. Vergessen! Nichts ist in diesen Köpfen haften geblieben von dem grausigen Spuk.

Was geblieben ist, ist nur eitel Phrase: von dem Dolchstoß von hinten und all dem Kohl, der zu widerlich ist, um ihn aufzuwärmen.

Daß Millionen unter der Erde modern und Hunderttausende von Krüppeln dahinvegetieren, wer spricht noch davon! Indessen hören wir von duldenden, gottergebenen Fürsten, die in der Verbannung ihre Millionen verzehren. Es ist ekelhaft.

Dies ist deutscher Frühling. Die Sonne lacht. Ungeahnte Wunder tun sich auf. Man möchte sich hingeben und Mensch sein. Aber man ist hineingestellt in die Misere der „teutschen“ Staatsmaschinerie als Objekt einer lieblichen Verwaltungs-Bükratie. Wenn man nicht hier und dort Menschen hätte, um derentwillen es sich verlohnt, zu bleiben, man schiffte sich ein, irgendwohin, weit weg.

1921, 12

Hermann Mauthe

Ungesühntes Blut

Zur Soziologie der politischen Morde in Deutschland

Der Verfall der politischen Sitten hat in den letzten Jahren in Deutschland eine Massenerscheinung hervorgebracht, die vor dem hier vollkommen unbekannt war: den politischen Mord. In den drei Jahren 1919 bis 1921 sind 378 Morde von Rechts und 20 von Links vorgekommen. Auf diese Weise sind fast sämtliche Führer der extremen Linken durch ungesetzliche Handlungen beseitigt, dagegen ist kein einziger Führer der extremen Rechten getötet worden.

Wie ist diese ungeheure Differenz von 378 Morden von Rechts gegen 20 von Links zu erklären? Falsch wäre es meines Erachtens, zu sagen: Die Linken sind eben moralisch höher stehend. Der wirkliche Unterschied zwischen den Parteien ist meines Erachtens kein moralischer, sondern ein technischer. Die Anhänger der Linksparteien sind durch Jahrzehnte gewerkschaftlicher Schulung gegangen, die ihnen die Massenaktion als einzig wirksames Kampfmittel predigte. Denn der linken Bewegung liegt die materialistische Geschichtsauffassung zugrunde, welche die ökonomischen und technischen Momente als in der Geschichte wirkende Faktoren betont. Bei den Rechten fehlt eine solche Gewerkschaftsschulung. Ihnen handelt es sich darum, die für sie durch die Worte „Ruhe und Ordnung“ charakterisierte anarchische Wirtschaftsordnung aufrecht zu erhalten. Und diesem Ziel entsprechen individuelle Mittel, die in ihrer Wirkung mit der anarchistischen „Propaganda der Tat“ identisch sind. Denn die Rechte ist Anhängerin der heroischen Geschichtsauffassung, wonach der Held die Geschichte „macht“. Entsprechend ist die Rechte geneigt, zu hoffen, sie könnte die linke Opposition, die getragen ist durch die Hoffnung auf eine radikal andere Wirtschaftsordnung, dadurch vernichten, daß sie die Führer beseitigt. Und sie hat es getan: Alle Führer der Linken, die sich offen dem Krieg entgegensetzten, zu denen die Arbeiterschaft das Vertrauen hatte, Liebknecht, Rosa Luxemburg, Eisner, Haase, Jogisches⁷ usw. sind tot.

Unzweifelhaft ist die Wirksamkeit dieser Technik für den Augenblick. Die Linke hat keinen bedeutenden Führer mehr, keinen Menschen, von dem die Massen das Gefühl haben: er hat soviel um uns gelitten, soviel für uns gewagt, daß wir ihm blindlings vertrauen können. Dies hat die Arbeiterbewegung zweifellos um Jahre zurückgeworfen, so daß an der augenblicklichen Wirksamkeit dieser Methode nicht zu zweifeln ist.

Der Erfolg dieser Morde ist um so größer, als keinerlei Strafe erfolgt ist. Die relativ wenigen Attentate gegen Reaktionäre sind so gut wie sämtlich durch schwere Strafe gesühnt. Von den sehr zahlreichen Attentaten gegen Männer der Linken ist dagegen kein einziges gesühnt. Gutgläubigkeit, falsch verstandene Befehle oder letzten Endes auch Verrücktheit waren hier immer Entschuldigungsgründe, soweit überhaupt ein Verfahren statt-



Aus: Hans Gerner, Illustrierte Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919. Ein Bilderbüchlein

fand. Selbst wenn nachgewiesen ist, daß der Ermordete unbeteiligt war, so entwickelt sich folgendes neckische juristische Spiel. Ein Offizier hat einen Befehl gegeben, der dahin aufgefaßt werden konnte: Spartakisten sind zu erschießen. Der Untergebene erschießt Menschen, die er für Spartakisten hält, und wird freigesprochen, weil er im Glauben sein konnte, auf Befehl zu handeln. Er wird also wegen „Putativspartakismus“ freigesprochen. Genau wie seinerzeit der Leutnant v. Forster wegen Putativnotwehr. Gegen den Offizier wird aber nicht eingeschritten. Denn der Befehl hat entweder nicht so gelautet, oder, wenn er so gelautet hat, dann war er eben kein Dienstbefehl.

Diese unglaubliche Milde des Gerichts ist den Tätern wohlbekannt. Daher unterscheiden sich die politischen Morde in Deutschland von heute von den früher in anderen Ländern üblichen durch zwei Momente: ihre Massenhaftigkeit und ihre Unbestraftheit. Früher gehörte zum politischen Mord immerhin eine gewisse Entschlußkraft, ein gewisser Heroismus war dabei nicht zu leugnen: der Täter riskierte Leib und Leben, Flucht war nur unter außerordentlichen Mühen möglich. Heute riskiert der Täter gar nichts. Mächtige Organisationen mit ausgebreiteten Vertrauensleuten im ganzen Lande sichern ihm Unterkunft, Schutz und materielles Fortkommen. „Gutgesinnte“ Beamte, Polizeipräsidenten, geben falsche „richtige Papiere“ zur eventuell nötigen Auslandsreise. Man lebt in den besten Hotels herrlich und in Freuden. Kurz, der politische Mord ist aus einer heroischen Tat zu einer leichten Erwerbsquelle für „rasch entschlossene Käufer“ geworden.

Daß dies unmöglich wäre ohne die allerdings vielleicht unbewußte Mithilfe der Gerichte, liegt auf der Hand. Diese meine These wird auch von den meisten rechtsradikalen Blättern vertreten. Häufig kann man dort Sätze lesen wie: „Es ist schade, daß der Landesverräter Soundso“ (ein Pazifist, dem in strafrechtlicher Hinsicht nicht das Mindeste auch nur nachgesagt werden kann) „nicht in Deutschland, sondern in einem andern Land lebt. Dort kann ihn leider nicht wie Erzberger der Arm der strafenden Gerechtigkeit erreichen.“ Man kann also danach einen politischen Gegner, der im Ausland wohnt, nicht ermorden. Aber nicht etwa, weil es technisch nicht möglich wäre, was nicht der Fall ist, sondern weil man dort das Risiko trägt, be-

straft zu werden.

Trotz dieser schrecklichen Tatsachen möchte ich die Behauptung, daß die deutschen Richter mit Bewußtsein das Recht beugen, nicht unbedingt bejahen. Sie lassen zwar über 300 Morde straflos ausgehen, aber ich möchte für sie auf mildernde Umstände plädieren. Es fehlt ihnen das Bewußtsein der Strafbarkeit ihrer Handlungen. Aus der alten Zeit her, wo das heutige Wirtschaftssystem vor äußeren Angriffen unbedingt geschützt war und wo die Anhänger der Rechtsparteien unbestritten die obere Schicht bilden, ist ihnen der Gedanke, daß aus dieser Kaste eine Reihe von unbestrittenen Mördern und Mordanstiftern hervorgehen könnten, unvorstellbar. Wird ein Anhänger der linken Parteien von rechts ermordet, so kann die Psyche des Richters sich nicht von der Tatsache loslösen, daß der Ermordete sein Feind war und eigentlich schon seiner Gesinnung wegen schwer bestraft hätte werden müssen, daß der Mörder eigentlich doch nur der strafenden Gerechtigkeit zuvorgekommen ist und schon deswegen mild zu behandeln war. So kommt es häufig vor, daß bei der Gerichtsverhandlung nicht der Mörder, sondern der Ermordete moralisch vor dem Richter steht. Der Mörder aber gehört derselben sozialen Schicht, demselben Leben an wie der Richter. Unzählige soziale Bande verknüpfen den Mörder-Offizier und den Richter, der ihn freisprechen wird, den Staatsanwalt, der das Verfahren einstellen wird, den Zeugen, der den Fluchtversuch eingehend schildert. Sie sind Fleisch von einem Fleisch, Blut von einem Blut. Der Richter versteht ihre Sprache, ihr Fühlen, ihr Denken. Zart schwingt des Richters Seele unter der schweren Maske des Formalismus mit den Mördern mit. Der Mörder geht frei aus. Wehe aber, wenn der Mörder links steht. Dem Richter, der selbst zu den früher auch offiziell oberen Klassen gehört, ist der Gedanke, daß diese Wirtschaftsordnung geschützt werden müsse, von altersher vertraut. Beruht doch auf ihr seine eigene Stellung. Und jeder Gegner dieser Wirtschaftsordnung ist an sich verwerflich. Der Angeklagte ist jeder Schandtat fähig. Und kann er auch nur annähernd überführt werden, so ist strenge Bestrafung sein sicheres Los.

Die Nationalsozialisten

[...] Über „Wesen, Grundsätze und Ziele der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei“ spricht in einer programmatischen Broschüre der Hauptschriftleiter Alfred Rosenberg des „Völkischen Beobachters“. Das Programm an sich ist in mehr als einer Beziehung sehr interessant. Es verlangt Selbstbestimmungsrecht und Gleichberechtigung der Völker, gerade so wie Sozialisten und Pazifisten – Hitler aber predigt innen- und außenpolitische Gewalt und Dr. Dinter⁸ appelliert mit Theaterpose ans „Schwert“. Es verlangt Verstaatlichung der Trusts, Kommunalisierung der Großwarenhäuser – sollen damit Sozialisten gefischt werden? Ist die Forderung auf Abschaffung des arbeits- und mühelosen Einkommens eine nationalsozialistische Erfindung? Oder die nach Kolonien, nach Bodenreform? Todesstrafe für Wucherer und Schieber, Erfassung der Kriegsgewinne, Aufhebung des Friedensvertrages usw. Diese „Forderungen“ blenden für einen Augenblick die urteilslose Masse. Wege zu diesen Zielen zeigt Hitler nie. Das ganze Programm ist Täuschung und Trug, um die Massen für die eigentlichen „Ziele“ einzufangen. Und diese sind: plumper Antisemitismus und Revanchekrieg. Darüber läßt Herr Hitler keinen Zweifel. Wer ihn in seinen Versammlungen reden hört, gibt sich darüber keinen Täuschungen hin. Schlagt die Juden und Franzosen tot! So heißt das Evangelium dieser beschränktesten aller Nationalisten. Und sie verstehen es vortrefflich, dafür Stimmung zu machen. Leider sind Juden sowohl wie Franzosen den nationalsozialistischen Fäusten unerreichbar, und solange dienen die Judenknechte und Franzosenfreunde, die sich Sozialisten nennen, als Prügelknaben...

*

An einem Freitag morgen kam ich nach München. Ich erwartete nach den mir zugegangenen Berichten zum mindesten auf der Brust jedes zweiten Münchener ein stattliches Hakenkreuz. Ich wurde enttäuscht. Den ganzen Tag über sah ich nur zweimal dieses mißbrauchte Zeichen, beide Male am Hals junger Damen. Abends fand eine der Hitlerschen Massenversammlungen im Zirkus Krone statt. Schon zwei Stunden vor Beginn sammelten sich die Hundertschaften auf dem Marsfeld. Hitler verfügt über

Das „Souvenir“



Eine Hitlerpfeife sollte an keinem Stammtisch fehlen.

etwa 30 Hundertschaften, von denen allerdings nur wenige die Zahl hundert erreichen. Sie setzen sich zum größten Teile aus jugendlichen Arbeitern und Angestellten zusammen, denen das Soldatenspielen Freude macht. Mit einem Stahlhelm auf dem Kopfe oder einer grauen Skimütze mit schwarz-weiß-roter Kokarde, einem roten Armband mit einem schwarzen Hakenkreuz im weißen Felde kommt man sich auch zu interessant vor. Und erst alle die geheimnisvollen Befehle und Andeutungen der Vorgesetzten! „Heute und morgen erhöhte Alarmbereitschaft!“ Wem sollte da nicht die Brust voller Stolz schwellen? Und wenn man des Abends im Hofbräukeller bei seiner „Moaß“ sitzt und vor den Ohren des friedlichen Bürgers mit den Kraftausdrücken des großen Meisters um sich wirft, wer sollte da nicht selbstbewußt werden? Der Bayer lebt von der Opposition um jeden Preis [...]

*

Herr Hitler ist der Typ des Demagogen, wie ihn Mommsen (Röm. Geschichte, Bd. 5, S. 717) in der Person des Apion treffend schildert: „Vor dem Kaiser Caligula erschien die Deputation der Judenfeinde, geführt von Apion, auch einem alexandrinischen Gelehrten, der ‚Weltschelle‘, wie Kaiser Tiberius ihn nannte, voll großer Worte und noch größerer Lügen, von dreistester Allwissenheit und unbedingtestem Glauben an sich selbst, wenn nicht der Menschen, doch ihrer Nichtswürdigkeit kundig, ein gefeierter Meister der Rede wie der Volksverführung, schlagfertig, witzig, unverschämt und unbedingt loyal.“ Wort für Wort trifft auf Hitler zu. In der ersten Massenveranstaltung sagte er als Motto: „Ich werde nun nacheinander acht Massenveranstaltungen halten, und wenn so fortgesetzt Öl ins Feuer gegossen wird, müßte ein Wunder geschehen, wenn es nicht zur Explosion kommt“. Er hat sein Wort gehalten. Er appelliert an die niedrigsten Instinkte der Massen. Seine Beredsamkeit ersetzt den fehlenden Inhalt durch ihre schillernde Form. Er wird es zur Explosion bringen, die ihn aber selbst hinwegfegen wird.

*

Der deutsche Staatsbürger aber schläft. Schallt es einmal allzulaut aus München herüber, ruft er nach den Gesetzen zum Schutz der Republik, nach Vereins- und Zeitungsverboten. Von

solchen Zwangsmaßnahmen das Heil zu erwarten, zeugt von einer geradezu einzigartigen Unkenntnis politischer und psychologischer Grundtatsachen. Alles Verbotene reizt nicht nur den Knaben, auch den Erwachsenen. Mit dem Sozialistengesetz hat man nur den Sozialisten genützt. Und Herr Hitler quittiert jeden überflüssigen Zwang äußerlich mit Protestgeschrei, im Innern aber dankbar lächelnd. Es gibt nur *ein* Mittel gegen die nationalsozialistische Geistlosigkeit: ihr positiven republikanisch-sozialistischen Geist entgegenzusetzen, der sehr wohl imstande ist, die Jugend zu begeistern, und der allein eine sichere Entwicklung des Ganzen gewährleistet. Wird dieser Geist in unserem Volke stark, dann brauchen wir keine nationalsozialistischen Explosionen zu befürchten. Sie bleiben dann nur ein ohnmächtiges Feuerwerk von kurzer Dauer. Große Kreise der „republikanischen“ Bevölkerung sind aus Bequemlichkeit und Trägheit republikanisch. Wachen sie nicht bald auf, dann blüht Herrn Hitlers Geschäft; und Herr Hitler wird dann mit recht temperamentvollen Fußritten die aufwecken, die heute noch schlafen...

1923, 19

Walter Ostermann

Die Juden

Der Antisemitismus in Deutschland ist ein Beweis dafür, wie groß die kulturelle Rückständigkeit unseres Volkes, seine „Gebildeten“ eingeschlossen, noch ist. Solange es den Antisemitismus gibt (er scheint jetzt doch abzuflauen), solange haben die Schimpfworte Boches⁹ und Huns¹⁰ nicht jeden Schein einer Berechtigung verloren. Denn er ist etwas Barbarisches, eine Erscheinung, die bei einer „Kulturnation“ undenkbar ist.

Wenn im Mittelalter eine Seuche ausbrach, dann stürzte sich das Volk, von seinen Pfaffen zum mindesten nicht zurückgehalten, auf die armen Juden, die die Brunnen vergiftet haben sollten. Genau so heißt es bei den heutigen Antisemiten: „die Juden sind schuld“ – an der Revolution, am „Bolschewismus“, am wirt-

schaftlichen Elend, an der geistigen und seelischen Zerrüttung. Diese Beschuldigung ist natürlich ebenso haltlos, oberflächlich, leichtfertig, dumm und gemein wie jene Fabel von der Brunnenvergiftung. Aber da sie in Deutschland nicht etwa bloß von Lumpen und Idioten, sondern von Abgeordneten und Professoren, von „Studierten“ und noblen Leuten erhoben wird, so meint der Michel, es müsse etwas daran sein. Der und jener erinnert sich eines Juden, den er nicht leiden kann, der ihn übers Ohr gehauen hat, der reich geworden ist oder sichs besser gehen läßt als er selber. Es gibt nämlich unter den Juden viele unsympathische Gestalten, Wucherer, Schieber, Emporkömmlinge, Schlemmer. Aber unter den Nichtjuden, unter den „Christen“, „Ariern“, oder wie diese verlogenen Benennungen heißen, etwa nicht auch? Ich wette, ungefähr im selben Verhältnis. Diese Tatsache unterschlagen die Antisemiten; und ebenso die andere, daß die Juden dem deutschen Volk eine Reihe großer und bedeutender Männer geschenkt haben und schenken. Künstler und Dichter, Gelehrte und Wirtschaftsführer. Es genügt, die Namen Heine, Mendelssohn, Einstein, Rathenau anzuführen. Um die beiden letzten beneidet uns die ganze Kulturwelt – aber die Antisemiten bringen es fertig, sie mit Schmutz zu bewerfen. Sie haben kein Gefühl dafür, welche Schande das für die deutsche Nation ist.

Man wirft den Juden vor, daß sie gewisse Berufe gepachtet hätten, daß das Geldwesen, der Handel, die Literatur, die Presse in ihrer Hand sei, daß unter den Ärzten und Rechtsanwälten weit mehr Juden seien, als dies ihrem Anteil an der Bevölkerung (in Deutschland etwa 1 Prozent) entspreche. Dazu ist zu sagen: bis vor wenigen Menschenaltern war den Juden in Deutschland außer dem Handel jeder Beruf verboten; bis vor wenigen Jahren war ihnen in Deutschland der Staatsdienst so gut wie verschlossen. Ist es da ein Wunder, wenn der Handel heute noch als ihre Domäne erscheint, wenn sie in den „freien“ Berufen stark vertreten sind? „Die Juden sind das, was die Christen aus ihnen gemacht haben“, hat mir ein hiesiger Jude, den ich verehere, einmal gesagt. Stimmt; es gilt von ihren Fehlern und Tugenden, und was die letzteren anbelangt, ist es eigentlich zu bescheiden ausgedrückt. Die Juden haben nicht bloß in ihrer jahrhundertlangen Unterdrückung eine Reihe von geistigen Fähigkeiten, die gute

Waffen im Kampf ums Dasein sind, glänzend entwickelt; sie sind auch von Haus aus ein intellektuell und sittlich hochbegabtes Volk. Das geht schon aus ihrer in der Geschichte einzig dastehenden Kraft der Selbsterhaltung in der nationalen Zerstreuung hervor; und man vergesse doch nicht, daß Christentum und Islam Tochterreligionen der jüdischen sind; und zwar Töchter, die der Mutter aus dem Gesichte geschnitten sind.

Kürzlich ist von einem bedeutenden Konservativen, Friedrich v. Oppeln-Bronikowski, eine Schrift gegen den Antisemitismus erschienen, der bekanntlich zu den Glaubenssätzen seiner Partei gehört. In einem trefflichen Aufsatz im „Spiegel“ (Spiegelverlag, Berlin W. 8) hat er im Anschluß daran den ganzen Blödsinn, das Unrecht und die Schmach des Antisemitismus aufgezeigt und seine Parteifreunde aufgefordert, aus dieser Sackgasse, in die sie sich verrannt hätten, umzukehren. Er möchte, daß die Juden auch in den rechtsstehenden Parteien sich hervortun könnten, wie früher Simson¹¹, Lasker¹², Bamberger¹³, er verweist auf den großen konservativen Theoretiker Stahl, auf den englischen Premierminister Lord Baconsfield (d'Israeli). Und er vertritt gegenüber dem in einem Mischvolk wie dem deutschen ganz lächerlichen „Rassenstandpunkt“ den *nationalen* Gedanken im Sinne der „geistigen Rasse“ Spenglers. Zu dieser gehören auch die deutschen Juden. Es wäre zu wünschen, daß Herr v. Oppeln-Bronikowski Eindruck auf seine Freunde macht; dann könnte man vielleicht eines Tages das mißbrauchte Wort „national“ auch wieder hören, das heutzutage soviel bedeutet wie „antisemitisch“.

1920, 45

Erich Schairer

Republikanische Staatsmänner. Der *Reichskanzler* hat ein feudales Reitturnier im Berliner Sportpalast mit seinem Besuche beehrt; der *Reichspräsident* hat sein Erscheinen zur Uraufführung des 3. und 4. Teiles des Films „Fridericus Rex“ zugesagt. – Bei den Revolutionsfeiern am 18. März sind *beide* Herren vermißt worden.

1923, 14

Der Fatalist, oder: Frage- und Antwortspiel

Ist es denn wahr, daß diese *Nationalsozialisten* jeden Augenblick bereit sind, loszuschlagen?

I woaß it.

Ist es möglich, daß die Leute trotz Waffenablieferung imstande sind, ein Heer auf die Beine zu stellen?

Nöt ausg'schloss'n.

Glauben Sie auch, daß die anders hausen würden als die Sozialdemokraten damals im November?

Kunnt' scho' sei'.

Ja, um Gotteswillen, warum tut denn die *Regierung* nichts dagegen?

I woaß it.

Sie muß doch über diese höchst gefährliche Situation informiert sein! Oder wären vielleicht sogar Regierungsbeamte stille Mitwisser von Umsturzvorbereitungen?

Nöt ausg'schloss'n.

Hat am Ende die Regierung Angst vor den Nationalsozialisten?

Kunnt' scho' sei'.

Ob wir wohl andere Zustände bekämen, wenn die Hitlerleute obenauf wären?

I woaß it.

Oder daß die auch kein Heilmittel gegen unsere Krankheit haben? Daß alles nur blauer Dunst ist, was sie uns vormachen?

Nöt ausg'schloss'n.

Daß wir also vom Regen in die Traufe kämen?

Kunnt' scho' sei'.

1923, 18

Kazenwadel

Teutsche Kultur. Ein „deutsches“ Abendblatt brachte folgende Anzeige: „Zeichner, für antisemitische Karikatur begabt, zur laufenden Mitarbeit gesucht. Auch ebensolche Textbeiträge erwünscht“. – Was wären diese Leutchen, wenn die Juden nicht existierten !

1932, 36

Das Kommis-Deutschland

Wir sind vom Krieg zum Frieden gekommen. Wir haben zwangsläufig die Monarchie mit der Republik vertauschen müssen. Der „Vaterländische Unterricht“ wird als Propaganda für die „deutsche Kultur“ weitergeführt. Die Durchhalte-Parole hat dem Aufbaugestammel weichen müssen. Die Kriegsberichterstatte sind als Friedensberichterstatte nicht minder verheerend tätig, soweit sie nicht damit beschäftigt sind, für irgend einen Fürsten Memoiren zu schreiben. Die vaterländischen Kreise sind fieberhaft beschäftigt, die Folgen ihrer Vaterlandsiebe ab-zudämmen. Ihr Kapital hat sich reibungslos ins Ausland ver-flüchtet, sie selber sind uns erhalten geblieben. Der Arbeiter hat bereits um die „Errungenschaft“ des Achtstundentags zu kämp-fen.

Für die Republik liegt nach all dem absolut keine Veranlas-sung vor. Sie ist für die Mehrzahl der Deutschen doch nur ein Geduldspiel.

Regimentsfeiern allein machen auf die Dauer auch nicht glücklich. Es ist zwar so wunderschön, von hohen Offizieren den Geist der bekannten Kameradschaftlichkeit predigen zu hö-ren, und so urdeutsch, sich daran besoffen zu machen; auf die Dauer befriedigt es nicht. So wahr wir nie für die Republik reif waren, für die Monarchie sind wir es.

Wer es nicht glaubt, sehe sich gefälligst um. Aus irgend wel-chen Gründen hat man es 1918 unterlassen, „Rührt euch!“ zu befehlen. Folge: alle stehen noch stramm. Es ist weltfremde Phantasterei, mit solchem Material eine Demokratie zu etablie-ren. Will man es trotzdem, dann kräftig zupacken. Laßt es euch nicht mehr gefallen, daß in Deutschland in allen Lebenslagen der Unteroffizier herrscht und der „Untertan“ jede freie Aussicht auf eine bessere Zukunft versperrt. Ihr dürft das einfach nicht mehr erträglich finden; rührselige Toleranz ist nicht mehr am Platz. Es heißt jetzt: entweder – oder. Entweder geht das bis-chen freie Menschenwürde vollends zum Teufel und es herrscht in Deutschland wieder uneingeschränkt der preußische Kom-misgeist, der das ganze Leben zum Exerzierplatz macht, auf dem der Militarismus seine Parade abhält. Dann kann man zu dem

Deutsche Weihnachten



großen Heer der ungekrönten Herrschenden und dem noch größeren der Untertanen ganz ruhig auch seine geliebten Fürsten zurückholen. Oder –: man gibt diese verzweifelte Sippschaft der Lächerlichkeit preis und nimmt sie nicht mehr so ernst wie seither.

Seht sie doch an! Wieviel Wilhelms in Westentaschenformat, jeder dritte Zoll von Gottes Gnaden. Solche Aufgeblasenheiten kann es nur in Deutschland geben. Nur in einer deutschen Republik ist es möglich, daß den grotesksten Witzblattfiguren immer noch die größte Hochachtung entgegengebracht wird. Wie sie doch alle obenauf sind und sich trotz ihrem Geschrei wohl fühlen, alle die Herrscherchen, denen der Vorgesetzte in den Knochen steckt, mit dem Schutzmannsgeist und dem Unteroffizierston. Die sich vor Einbildung überschlagen, so bald sie ein Bockleiterchen erklommen, irgend ein Positiönchen sich ergattert haben. Wie sie da geschwollen von ihren „Leuten“ sprechen, den Zollstab schwingen, als gäbe es Provinzen zu verwalten. Wie sie hinter Schaltern in fabelhafter Würde und Unnahbarkeit das Publikum „abfertigen“. Wie noch in übelster Manier auf „Untergebenen“ herumgeritten wird, wo es längst nur Mitarbeiter geben sollte.

Seht sie euch genau an!

In den Fabriken, den Werkstätten und Büros, bei den Kuhbauern auf dem Lande wie in Ministerien, überall dasselbe Bild. Wundert man sich, daß hier eine Republik auf Widerstand stößt?

Welche stolzierende Hoheit kleiner Abteilungsvorsteher, welcher Vorgesetztenfimmel bei Vorarbeitern!

Welche dummdreisten Überheblichkeiten in Amtszimmern, Kontoren und Werksälen!

Entlarvt sie um Gotteswillen endlich! Sie sind ja alle nur möglich, weil die andern Untertan spielen und stramm stehen, wo sie sich das Kasperltheater verbitten sollten. Habt doch keinen solchen Heidenrespekt mehr vor einer drohenden Amtsmiene oder einem Feldherrenblick von einem Drehstuhl herab! Es steckt ja gar nichts dahinter, wie hinter der ganzen famosen Monarchie nichts gesteckt ist.

Die Republik darf nicht an diesem falschen Respekt zu Grunde gehen. Sie ist drauf und dran, es zu tun. Ein reaktionärer, bornierter Landrat gilt heute immer noch mehr als ein demokrati-

scher Minister. Alle die eingebildeten Größen bis herab zum Schutzmann fühlen sich als Platzhalter der Monarchie.

Soweit es sich um Beamte der Republik handelt, sollte man gründlich säubern, aber bitte, ohne Pension! Die Andern stelle man an den Pranger, wo man kann. Die Kommis-Visage und die blöde Untertanenphysiognomie gehören nicht in eine Republik.

Ich fürchte nur, es geht nicht so schnell. Man findet zuweilen selbst bei guten Republikanern ein fast zu rührendes Verständnis für die Schwächen der Gegenseite. So werden wir schon noch eine Zeit lang eine gehemmte Monarchie sein.

Hermann Mauthe

Halbheiten

Der Kompromißler beherrscht heute die Situation. Wir haben die Zeit der Halbheiten. Zwar konstatiert man an der Öffentlichkeit einigen Radikalismus, aber bei näherem Zusehen ist es nicht so schlimm; es ist meist nur ein Radikalismus der Worte. Man bläht sich auf mit Phrasen und schönen Worten; verzichtet aber ängstlich darauf, in Lebenslagen zu kommen, in denen man vielleicht gezwungen wäre, mit all dem Verfochtenen und in die Welt Hinausposaunten Ernst zu machen.

Der heutige Mensch wagt nicht mehr zu tun, was ihm sein eigenes Gewissen gebietet. Sein charakterloses Durchschlängeln und Anpassen an die „gegebenen Tatsachen“ ist nichts anderes als Feigheit vor dem lieben Nebenmenschen. Aus Unlust und Trägheit vergewaltigt er sein Gewissen. Er verzichtet freiwillig auf die reine Höhenluft, in die man allerdings erst durch mühseliges Hinanklimmen kommen kann, und bescheidet sich mit der Niederung, in der wohlthuende Dämmerung sich gütig über Schwächen und Halbheiten legt. Hier winkt dem Menschen eine Welt von erbärmlichem Behagen, wenn er sich „einordnet“, sich bemüht, dem guterzogenen, wohlstandigen Normalbürger gleich zu werden. Bald ist er rettungslos verloren. Das Gewissen hat sich beruhigt. Man bescheidet sich und beginnt geistig

zu verkümmern. Man langt bei einer Gemütsverfassung an, die, gespeist von ungewissen, nebelhaften Illusionen, das Leben als eine Sache ansieht, mit der man auf möglichst bequeme Art fertig werden muß. Die Welt hat einen Spieß weiter.

Es gibt natürlich auch Ausnahmen. Gott sei Dank. Aber unglücklicherweise ist es so: jeder hält sich in kindlicher Naivität für die Ausnahme. Man drückt ein, ja beide Augen zu und tut so, als ob alles bei sich in schönster Ordnung wäre. Ja, es ist eine direkte ungewisse Angst da, sich überhaupt tiefer mit sich selbst zu beschäftigen, um ja nicht auf schwache Stellen zu stoßen. Man wünscht innigst, in Unklarheit zu bleiben, um durch die in grellem Tageslicht schonungslos aufgedeckten Fehler nicht aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht zu werden.

Diese Angst ist die Feigheit selber. Man weiß, daß der Inhalt der Fassade nicht entspricht. Aus Eitelkeit, Dumpfheit und Trägheit tut man ängstlich so, als ob dies der Fall wäre. Er ist es gewöhnlich nicht, wenigstens in jüngeren Jahren. Es wäre fürchterlich, wenn es so wäre. So langsam wird dann allerdings im Lauf der Jahre das Gleichgewicht hergestellt. Die Natur rächt sich immer. Sie korrigiert den Menschen innerlich zu dem, was er anfangs nur vortäuscht und Gott sei Dank innerlich noch nicht ist. Äußeres und Inneres wird bald einander adäquat. Dieser Prozeß geht langsam und unmerklich vor sich. Die Halbheiten rächen sich. Aus hoffnungsvoller Knospe freien Menschentums wird niemals süße Frucht. Verkümmert, ohne Luft und Licht, wächst ein armseliges Gewächs heran.

Das schlimmste daran ist: Diese Menschen wissen gar nicht, wie verkrüppelt sie sind. Es ist ihnen nicht mehr möglich, darüber klar zu werden, wie trostlos sie durch ihre Feigheit, durch ihr ewiges Zurückweichen und Laborieren von dem abgerutscht sind, was sich in ihrer Jugend als hoffnungsvoller Ansatz zu freiem Menschentum präsentierte.

Weil die innere Umwandlung langsam und unmerklich vor sich gegangen ist, hält man sich für einen andern, als man tatsächlich ist. Der Selbstbetrug ist zur zweiten Natur geworden. Man ist einfach nicht mehr fähig, selbstkritisch festzustellen, daß man ein charakterschwacher Mensch ist, der sich von allen möglichen belanglosen Dingen in seinem Handeln einschränken und bestimmen läßt.

Diese Halbheit und Selbsttäuschung ist die stärkste Hemmung für alle Weiterentwicklung der Menschheit.

Sie schafft die Ruhekissen, auf denen man selbstgenügsam dahindämmert. Kein Gedanke wird konsequent zu Ende gedacht; jeder nur auf möglichst bequeme Art zurechtgelegt. Man braucht eine bequeme Religion, bei der sich schön träumen läßt. Alle seine Fehler registriert man unter allgemeiner Sündhaftigkeit und Verderbnis menschlicher Natur. Aus Bequemlichkeit schießt man nach einem Erlöser. Seines Geistes Höhe und Tiefe, sein Wandel, der zum Vorbild werden könnte, wird weit weg in die Sphäre des Göttlichen gerückt. Was bleibt, ist matter Glaube, unklare Gefühlsduselei. Die letzten Entscheidungen liegen immer im „Jenseits“. Diesseits ist das Jammertal der Halbheiten und Schwachheiten.

Diesseits ist eine gottgewollte, d.h. aus Halbheiten entstandene, Ordnung, die wenig von Belang ist. Es hat keinen Wert, sie viel zu ändern: man muß sich darein fügen.

Gedankenlosigkeit – nicht nur in der Religion, sondern auf allen Lebensgebieten! Keiner wagt, er selbst zu sein. Ist er es, so muß er den Weg der Kreuzigungen gehen. Um „Menschen“ weht in solcher Umgebung der mystische Hauch des Göttlichen. Ganze werden unter lauter Halben zu Heiligen.

Auf der breiten Straße der Halbheiten schleicht ein Menschengeschlecht in eine ungewisse Zukunft. Es fühlt sich wohl dabei.

1922, 14

Hans Müller

Unsere Schuld

„Wir“, denen diese Zeilen gelten, das ist ein sehr erheblicher Teil des gebildeten deutschen Mittelstandes. Wenn wir am Jahrestage der deutschen Revolution darnach gefragt haben, was aus den „Revolutionserrungen“ geworden ist, so hat die Antwort nur lauten können: *nichts*. Zwar, daß uns die deutsche Republik finanziell besser stellen werde als früher, darauf hofften wir vernünftigerweise selbst nicht; nur hätten wir ge-

wünscht, daß die Lasten des verlorenen Krieges etwas gleichmäßiger auf alle Schultern verteilt worden wären, als es in Wahrheit geschehen ist. Aber auch die kostbarsten Güter, die uns die neue Zeit zu schenken versprach und um derentwillen gerade wir auf manche sonstigen Vorteile verzichtet hätten: Gerechtigkeit in der staatlichen Verwaltung und Freiheit der persönlichen Überzeugung, auch sie sind in der „freiesten Republik der Welt“ so stark gefährdet wie nur je in den Zeiten der Monarchie.

Es ist sehr bequem, aber weder ehrlich noch zweckmäßig, die Schuld an diesen jämmerlichen Zuständen allein außer uns zu suchen. Laßt uns etliche Jahre zurückdenken!

Wir waren gute Patrioten. Der Krieg hatte die meisten von uns schonungslos an die Front gejagt. Der „Unabkömmlichen“ gab es wenig in unsern Reihen. Warum auch? Der Staat war uns nicht verpflichtet. Und wir waren durch das bürgerliche Ehrgefühl an ihn gekettet, das er zur rechten Zeit noch dadurch zu kitzeln verstand, daß er uns in den Glorienstand seiner Offiziere erhob. So gingen wir für ihn durch dick und dünn und wehrten uns bis zuletzt gegen das Gefühl, daß er uns, daß er das ganze deutsche Volk schändlich betrogen habe, obwohl unsere Erfahrungen daheim und draußen immer eindringlicher davon zeugten. Dann kam die Revolution. Im ersten Augenblicke schien uns alles zusammenzubrechen, was bisher fest gestanden, was auch unser Leben getragen hatte. Wir glaubten den Stoß gegen uns gerichtet. Dann begannen wir zu überlegen, wurden aber auch jetzt noch von den zwiespältigsten Empfindungen gequält. Wollten wir uns, überwältigt von dem ungeheuren Glücksgefühl des Zauberswortes „Frieden“, der neuen Bewegung begeistert in die Arme werfen, so stieß sie uns im selben Augenblicke durch ihre Begleiterscheinungen, losgelassene Verbrecherbanden und geplünderte Magazine, zurück. Allerdings erkannten wir bald, daß dieses zügellose Chaos eine ganze Welt an neuen Ideen gebären wollte, deren Kühnheit und Größe unsern Herzschlag stocken ließ. Wie Frühlingsstürme umwehte es unsern Geist. Nun mußte alles hinweggefegt werden, was niedrig und häßlich im Leben gewesen war. Aber wir schauten dem Kampf der Geister untätig zu. Wir warteten darauf, daß andere uns die Freiheit brächten. Wir verstanden die flehenden Rufe der Kämpfer nicht, die uns um Unterstützung baten. Wir stellten uns nicht zur Ver-

fügung, als es galt, die muffigen Amtsstuben von den Geheimräten zu säubern. Statt dessen machten wir billige Witze über die Schuster und Schneider als Minister und hatten ein heimliches Wohlgefallen daran, daß diese Republik, die gekommen war, ohne uns zu fragen, nun ohne uns in Nöte geriet.

Wir erkannten zu spät, daß ihre Nöte auch unsere Nöte waren. Das kühne, himmelanstrebende Dach, das sie auf den brüchigen alten Mauern aufbauen mußte, droht auch in seinen letzten Teilen einzustürzen und uns unter sich zu begraben. Können wir an einen Neubau denken? Nur, wenn wir von unten, wenn wir bei uns selbst anfangen.

1925, 46

Gerhard Ott

Die Regierung soll

Je unhaltbarer die Zustände bei uns in Deutschland werden, je mehr ertönt der Angstruf: die Regierung soll. Es ist immer dasselbe. Die eigene Initiative wünscht man ersetzt durch eine Verfügung. Wenn die Not am größten, ergibt man sich vertrauensvoll nach lieber alter Gewohnheit denen da droben, die schon alles regeln und in Ordnung bringen werden. Ein munterer Quell lieblicher Gesetze soll durch das dürre Land fließen und wieder die alte Fruchtbarkeit hervorzaubern, die einstmals ohne die Gesetze oder trotz der Gesetze vorhanden war. Was ist der heutige Mensch ohne Regierungserlasse und außerordentliche Maßnahmen? Er kann sich ohne sie das Leben gar nicht mehr vorstellen.

Das Unglück, die Not, das Chaos schreitet schnell, die Gesetze kriechen. Es dauert allemal schon ziemlich lange, bis sie von einer schwerfälligen Gesetzesmaschinerie fabriziert sind und wenn sie dann endlich unter viel Kompromissen da sind, sind sie meist solche Mißgeburten, daß niemand so richtig eine Freude an ihnen haben kann. Alsdann machen sie ihren Weg zuerst durch die jeweiligen Geheimratsvorzimmer und Amtsstuben, allwo rabulistische¹⁴ Ausführungsbestimmungen dafür sorgen,

Illustrierte Verfassung



„Alle Staatsbürger ohne Unterschied tragen im Verhältnis ihrer Mittel zu allen öffentlichen Lasten nach Maßgabe der Gesetze bei.“

(Artikel 134 der Verfassung)

daß das, was an ihnen etwa noch zum Wohle des arbeitenden Volkes wirksam sein sollte, vollends zum Teufel geht. Aber der Untertan in seinem blinden Gesetzesglauben wartet inzwischen geduldig auf die gute Wirkung der neuen Verordnung, deren möglichst unauffällige Beerdigung bei den einzelnen Instanzen schon beschlossene Sache ist. Merkt er aber, daß auch das neue Gesetz keine Rettung bringt, so fordert er ein neues Gesetz. Und die Regierung, gesetzesfreudig wie sie ist, sonst wäre sie ja keine Regierung, macht neue bandwurmartige Gesetze.

Es sieht allmählich auch der Blinde, daß man endlich dem Übel mit andern, realeren Mitteln zu Leibe gehen muß. Nicht nach dem Schlachtruf: so geht es nicht mehr weiter, nach dem es erfahrungsgemäß noch allemal so weiter gegangen ist, sondern aus der Erkenntnis heraus, daß man nach Elefanten nicht mit Erbsen schießen soll. Allemal, wenn in schwierigen Situationen die Gewerkschaften den Versuch machten, der Regierung durch irgendwelche Forderungen ihren Willen aufzudrängen, erscholl prompt der Ruf von der Nebenregierung. Und sonderbarerweise kam dieser Ruf immer von jener Seite, die neben der repräsentativen Regierung schon von jeher die mit ungleich mehr Machtmitteln ausgestattete Nebenregierung war. Es ist klar, dieser kapitalistischen Nebenregierung, die ja der Wirkung nach schon mehr die Hauptregierung in Deutschland ist, war das Auftauchen einer neuen Nebenregierung peinlich und gefährlich. Sie hatte in solchen Momenten Angst um den Gesetzgebungsapparat, der immer so schön unbemerkt zu lenken war und nebenbei das Volk in seinen Illusionen weiterleben ließ. Nämlich, daß sich durch Gesetze etwas grundlegend ändern könne und jene Erkenntnis verhinderte, daß sich doch nur die Form der Leibeigenschaft ändert und sonst nichts.

Die großen Gruppierungen der mächtigen Wirtschaftsorganisationen sind heute realere Mächte als der Staat, sie machen die Gesetzgebung durch ihre wirtschaftliche Monopolstellung in mancher Beziehung illusorisch. Der Regierung fehlt ganz einfach die Macht, den mit so ehrlichem Willen errichteten Volksstaat zu einer tatsächlichen Volksgemeinschaft zu machen, in der Zinsknechtschaft und Kapitalhörigkeit nicht mehr möglich ist. Die Regierung soll gegen den Wucher vorgehen, aber die allmächtigen Kartelle können seelenruhig ihre Preisdiktatur aus-

üben. Die Regierung soll eine Gesundung unseres Volkskörpers herbeiführen, sie ist aber nicht mächtig genug, um zu verhindern, daß die Industrie ihr Geschäftsgebaren nicht in der Richtung einer Förderung der deutschen Allgewirtschaft einstellt, sondern lediglich unter dem Gesichtspunkt des Verdienens und der eigenen Machterweiterung vorgeht. Die Diktatur des Kapitals, der Industrie und des Bodenbesitzes schafft man nicht durch Verordnungen aus der Welt. Dazu sind diese Kräfte zu real. Man kann ihnen nur eine gleichwertige Macht gegenüberstellen, das ist die Macht der Konsumenten gegenüber der der Produzenten. Die Macht des Kapitals Arbeitskraft und die noch größere: der sich einig gewordenen Verbraucher.

Die Erkenntnis muß endlich sagen: nicht die Regierung soll, sondern ich soll, ich kann, ich muß. Das Klagen und Warten auf rettende Verordnungen muß endlich weichen einem zielbewußten Vorgehen, das ein ausbeuterisches System an seinen Wurzeln untergräbt. Warum über die Ausbeutung der Händler klagen und ein Gesetz dagegen verlangen, wenn man es jeden Augenblick in den Händen hat, sich eben nicht ausbeuten und über-vorteilen zu lassen? Warum sollen so und so viele Tausende Konsumenten nicht in der Lage sein, den Einkauf ihrer Waren selbst in die Hand zu nehmen und warum soll es nicht bei ein wenig Initiative möglich sein, die schon bis zu einer gewissen Bedeutung gelangte Konsum- und Genossenschaftsbewegung so zu benutzen, daß man den ganzen Bedarf durch die Genossenschaft deckt und nicht nur einen winzigen Prozentsatz?

Hier würde erst der richtige Kampf beginnen zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Ausbeuter und Konsument. Die riesigen wirtschaftlichen Machtfaktoren der Konsumenten-Genossenschaften könnten die Alleinherrschaft der großen kapitalistischen Wirtschaftsorganisationen brechen und so viel wirksamer das erreichen, was man heute durch Gesetzgebung von oben anstrebt. Der Irrwahn des Untertanen muß eben der freien Initiative aller sozial Gesinnten weichen, die nicht aus der Verordnung, sondern aus der Gesinnung heraus zu einem neuen Gesellschaftszustand kommen wollen. Wenn die Befreiung auf diesem Wege erfolgt, dann ist auch die Gefahr überwunden, daß das, was man als Sozialismus anstrebt, ein mächtiger bürokratischer Wasserkopf mit einer Beamtenhierarchie wird, statt eine auf freier

Basis gegründete, organisch gegliederte Gesellschaftsordnung. Dann wird der Mensch auch immer mehr von dem „Die Regierung soll“ des paragraphenandächtigen Staatsheloten zu einer wahren inneren Freiheit kommen, die von Verordnungen und Gesetzen nichts erhofft, aber von sich als freiem unabhängigen Menschen alles.

1922, 35

Hermann Mauthe

Die demokratische Republik

Also, das ist ganz famos! Die Republik zieht immer weitere Kreise. Der Gedanke des Volksstaates ist auf der ganzen Linie im Sieg begriffen. Es häufen sich die Fälle, wo republikanische Verordnungen ohne monarchistische Ausführungsbestimmungen ins Land hinausgehen. Neulich soll sogar in Geheimrats-Vorzimmern die Anschaffung weiterer republikanischer Dienststempel in den Bannkreis der Erwägungen gezogen worden sein. Auf die Anklageschrift „Zwei Jahre Mord“¹⁵ werde, wie man hört, in absehbarer Zeit mit einer Regierungsdenkschrift geantwortet werden.

Eine ungeheuer freudige Erregung hat dieserhalb weite republikanische Schichten erfaßt. Der Optimismus liegt förmlich in der Luft. Gerüchte schwirren wie Maikäfer.

Aus den Bädern und Kurorten kommen Nachrichten, daß sämtliche Damen abgereist seien, um in Zigarettens- und Bonbonsfabriken als Arbeiterinnen einzutreten. Barone und Grafen seien bereits im Ruhrrevier als Grubenarbeiter tätig. Erste Folge: Die proletarischen Belegschaften seien in den Streik getreten, um den Zwölf-Studentag zu erzwingen. Es heißt, die Hohenzollern hätten ihre sämtlichen Forderungen an den preußischen Staat zurückgezogen. Der Kronprinz soll den Erlös aus seinen, bzw. Rosners Erinnerungen zur Anschaffung republikanischer Fahnen gestiftet haben. Im übrigen sei ein Verein endgültig „ehemaliger“ Fürsten ins Leben getreten, um wenigstens auf demokratischer Grundlage dem Leben ratlos gegenüber zu stehen.

Mir hüpf't das Herz vor Freude, wenn sich alle diese Gerüchte bestätigen. Man hat den unwiderstehlichen Eindruck, daß die Deutschen *ein* Volk sind. Zeitungen sollen ihr Erscheinen eingestellt haben, weil es doch nichts mehr zu beeinflussen gäbe. Börsenspekulanten und solche Leute z.B. sollen ihre Kuponscheren auf dem Altar des Vaterlandes geopfert und ihre Wertpapiere den nächsten Metzgern als Einwickelpapier zur Verfügung gestellt haben. In Berlin seien in führenden Kreisen spartanische Verhältnisse eingekehrt. Der Inhaber von „Dressel“ habe sich in einem Anfall von Schwermut das Leben genommen. Ein Massenangebot von übrigen Regierungs-Autos begegne absolut keiner Nachfrage.

Das ist ja einfach brilliant! Man faßt sich an den Kopf, wie das alles auf einmal so hat kommen können! Habe ich es nicht immer gesagt, im deutschen Volk stecke ein guter Kern und am deutschen Wesen müsse noch einmal die Welt genesen?

Und sie wird genesen. Ein unendlich großer historischer Moment ist über uns hereingebrochen. Wir kennen keine Parteien mehr, nur noch Deutsche. Viele sind sicher wie ich von dem Ereignis ganz erschüttert. Der Patriotismus steht sprachlos seiner Verwirklichung gegenüber. In höheren Beamtenkreisen soll eine starke Neigung vorhanden sein, wieder zu einer Beschäftigung zurückzukehren. Die Kirche fürchte sogar, das Himmelreich sei nahe herbeigekommen, da man sich sonst solche unbegreiflichen Vorgänge nicht erklären könne. Sie lege deswegen eine überraschende Gleichgültigkeit gegenüber irdischen Gütern an den Tag. Fälle, in denen Christen in ihren Handlungen sogar im Einklang mit den Lehren Christi standen, sollen schon vorgekommen sein.

Einige deutschnationale Gelehrte sollen sich allerdings noch gegen die ausgebrochene Demokratie sträuben. Man hofft in Fachkreisen mit Zuversicht, daß der Volkskörper gesund genug sei, um den Krankheitsstoff möglichst rasch auszuschcheiden. Die Fälle, daß in christlichen Kreisen nach der Lehre des Nazareners gehandelt worden ist, haben sich in der Tat als ganz vereinzelte Ausnahmen herausgestellt. Aber wie dem auch sei. Ich lasse mich von meinem Optimismus nicht abbringen. Wir gehen herrlichen demokratischen Zeiten entgegen. Vor meinem geistigen Auge ersteht das Bild einer vollendeten Demokratie. Ein Volk

der Arbeit in Fabrik und Werkstatt. Fürsten sind zu brauchbaren Menschen geworden. Reiche und Arme sind gleich. In den Palästen wohnen die Kranken und Erholungsbedürftigen und in den Kurorten und Bädern erholen sich die Volksgenossen, die es am notwendigsten haben. Alle Versicherungen, alle Sorgen um die Existenz sind aufgehoben. Die Demokratie ist die beste Versicherung. –

Hier bricht das Protokoll des behandelnden Arztes ab. Der Kranke ist nach den oben wiedergegebenen Ausführungen als unheilbar einer Anstalt überwiesen worden.

1922, 23

Hermann Mauthe

Deutsches Gespräch

Hallo, sieht man Sie auch mal wieder? Wie geht's? Wie steht's? Machen Sie Geschäfte? ... Die heutigen Zustände, meinen Sie. Nun ja, politisch, aber sonst ... Sie verstehn mich schon. Bringt sich natürlich kaum durch ... Ober, die Weinkarte! ... Eine verfluchte Schweinerei heute auf der Straße; die Leute sind wie toll ... Was sagen Sie? Ach so, das Reichsbanner! Einfach verbieten. Frechheit das, wie die sich auf einmal großtun ... Meine Frau hab' ich ein bißchen an die Riviera geschickt, verträgt das naßkalte Wetter nicht ... Wie? Hindenburg soll weniger Stimmen haben als dieser Marx¹⁶! Udenkbar! Ich sage Ihnen, ganz unmöglich. Warten Sie ab! ... Hoffentlich tun sich die Kommunisten nicht zu dicke. Ein wenig Klamauk schadet ja nich; gibt immer nette Gelegenheiten zu kleinen Machtproben ... Sehen Sie nur mal die Blonde da drüben ... Nein, am dritten Tisch. Kesses Weib, was? ... Der Niedner hat sich gar nicht schlecht gehalten, da kürzlich in Leipzig ... Die Kerle gehören ja alle an die Wand gestellt ... Warum man mit diesen Verbrechern so viel Umstände macht? Fragen Sie doch die schlappe Regierung in Berlin ... Was gröhlen die nun bloß wieder da draußen? ... Die Internationale? Daß diese Leute auch gar kein Nationalgefühl haben. Da plagt man sich für dieses Pack ab, um Deutschland

Zwei Welten



wieder flott zu machen, und was tun se? ... Manchmal ist einem das alles bis da ... An dem letzten Posten Jute hab' ich übrigens ganz nett verdient ... Wenn diese Angestellten nur einen endlich mit ihren ewigen Lohnforderungen verschonen wollten ... Sie, halt, was ist das, Hindenburg hat die Mehrheit? Geben Se so'n Wisch her ... Na, Gott sei Dank. Was hab' ich Ihnen gesagt? Endlich mal 'n Lichtblick ... Daß ich's nicht vergesse, wollen Se morgen abend nich mitkommen in die Oper, ich hab' noch ein Billet ... Wie, Sie verstehen nicht viel davon? Ich auch nicht, aber Gott man muß sich doch mal wieder zeigen. Sonst geht immer meine Frau hin mit dem Lachwitz. Schneidiger Kerl, was? ... Ist natürlich immer noch bei der Reichswehr; „zuverlässiger“ Republikaner ... Na, hören Se; Sie werden nicht klug aus ihm? Der ist doch zuverlässig, auf den können *wir* uns doch verlassen ... Ober, nu lassen Se mal 'n nationales Stück spielen ... Das mit 'm Hindenburg war gar kein schlechter Einfall. Fabelhaft militärisches Auftreten. So was zieht immer noch, trotz dieser Republik. Wir können doch nich ewig auf dem Bauch rutschen. Denen werden wirs schon noch zeigen ... Aufstehen, das Flaggenlied! Sehen Sie, das sind Augenblicke ... Was? Der Kerl da drüben bleibt sitzen? Raus mit dem Halunken! Jedenfalls einer von auswärts. Na, der ist aber geflogen ... Ober, Ober ... Da sitzt man nu eine Viertelstunde bei leeren Gläsern ... Aber Se wollen doch im Ernst nicht schon gehen? Trinken Se noch ein Fläschchen mit ... Ach so, Se wollen noch da rüber ins Kabarett! Ist denn was los da? ... So, tolle Nummer? Ach nein! Dann komm' ich natürlich mit ... Die Ragetti ist da? Sie, das ist doch nicht die, wo früher im Odeon aufgetreten ist? ... Die ist's? Warum haben Se das bloß nich früher gesagt? ... Ist denn auch 'n guter Komiker da? Wissen Se, so einer mit politischen Poin-ten. Na, wie der neulich im Trocadero den Ebert veräppelt hat, ich kann Ihnen bloß sagen, ich hab' mich schief gelacht ... Wissen Se, das mit dem Barmatstunk¹⁷ hat nun auch ein Ende. Ist ja 'ne Schande. Heut' kann ja jeder Ostjude einem die besten Geschäfte wegschnappen ... Hindenburg wird schon ausmisten ... Wegen den Amerika-Krediten haben Se Angst? ... Na, die Kerls sind ja momentan etwas belämmert, aber nur recht forsch aufgetreten, dann werden diese Newyorker Juden schon Respekt bekommen ... Bin gespannt auf die Ragetti. Die Blonden haben

mich von jeher verrückt gemacht ... Und jetzt, wo der Hindenburg, meinen Sie? Natürlich, da kann man sich mal 'n vergnügten Abend leisten ... Da sind wir ja schon. Ich glaube die spielen eben das Deutschlandlied! ... Na, da kommen mer ja gerade recht ...

1925, 18

hm

Gedenkfeiern

Der heutige 1. März wird auf Anordnung des Reichsministeriums des Innern und unter Mitwirkung der „kirchlichen Behörden“ als „*Gedenktag für die Opfer des Weltkrieges*“ begangen. D. Red.

Gedenktage sind Meilensteine auf dem weiten Weg der Vergeßlichkeit und Gedankenlosigkeit. Heute ist wieder ein solcher; und es ist nicht zu bezweifeln, daß er „würdig“ und im gewissen Sinne „erhebend“ verlaufen wird. Denn je mehr wir uns von dem „großen Geschehen“ entfernen, desto eher hat die vaterländische Rhetorik Aussicht, das Gedächtnis zu besiegen.

Bei einem ungetrübten Blick rückwärts wäre es ja unmöglich, die Würde zu wahren, wenn gewisse Leute das Podium betreten, um mit erhobener Stimme über das traurige Resultat ihrer Geistesverfassung zu sprechen.

Auf dem Kongreß der Arbeiter- und Soldatenräte Deutschlands im Dezember 1918 in Berlin hat Richard Müller in seiner Eröffnungsrede gesagt: „Bevor wir an unsere Arbeit gehen, an diese große, schöne und schwere Arbeit, wollen wir jener unglücklichen Menschen gedenken, die als Opfer des fluchbeladenen, gestürzten Systems gefallen sind (die Versammlung erhebt sich), deren Gebeine draußen in kühler Erde ruhen. Wir wollen aber auch jener gefallenen Freiheitskämpfer gedenken, die im Kampfe für die sozialistische Republik gefallen sind. Das gesamte arbeitende Volk dankt diesen Helden, *unvergessen* werden sie fortleben als die großen Toten der sozialistischen Republik...“

Wie oft sind seit dieser ersten Gedächtnisrede solche und ähnliche Reden gehalten worden? Von Leuten aus allen Lagern, mehr oder weniger belastet mit der Mitschuld an dem Unfaßlichen.

Der Redner setzt sich bei einer solchen Feier in Positur und sagt etwa: unsere Helden sind gefallen als *Opfer* eines fluchbeladenen Systems; aber das Gedächtnis erwidert: hast du nicht für die Kriegskredite gestimmt? Oder der Redner sagt: sie zogen hinaus, um das Vaterland zu *verteidigen* gegen welsche Rachsucht und englische Habgier; daraufhin das Gedächtnis: habt ihr nicht die ersten Kriegserklärungen in die Welt hinausgeschickt? Was habt ihr denn getan, den Krieg zu verhindern? Der Redner sagt: wir haben gekämpft für *Recht* und *Gerechtigkeit* und unsere gerechte Sache; aber das Gedächtnis sagt: sind wir nicht in Belgien eingefallen und haben das Völkerrecht schon zu Beginn mit Füßen getreten? Haben wir nicht französische Frauen deportiert und belgische Zivilisten von ihren Familien gerissen? Fabriken unnötigerweise ausgeplündert und französische Gruben ersäuft? Der Redner sagt: in berechtigter *Notwehr* ergriffen wir das Schwert, unser einziges Ziel war die Verteidigung; darauf das Gedächtnis: wolltet Ihr nicht die halbe Welt annektieren? Warum schreit ihr über die geraubten Kolonien?

Der Redner sagt: *Schulter an Schulter* haben wir gekämpft, ein einzig Volk von Brüdern, haben gemeinsam gedarbt und gelitten, in Not und Tod vereint als deutsche Brüder: wir liebten vereint, wir haßten vereint, wir hatten alle nur einen Feind ... Aber das Gedächtnis sagt: habt ihr nicht aus dem Tod und der Qual eurer Brüder Profite gezogen? seid ihr nicht weit vom Schuß gesessen und weit von der Not des Hungers? Haben nicht die einen Krankheit und Siechtum, Verlust ihrer Existenz und ihrer Ersparnisse erfahren, und seid nicht ihr wohlbehalten über die „große Zeit“ hinweggekommen?

Der Redner sagt: der Sieg war zum Greifen nahe, da haben die Vaterlandslosen uns das Schwert aus der Hand geschlagen und den Dolch in den Rücken gestoßen; darauf das Gedächtnis: der *Dolchstoß* – das war die „Volksgemeinschaft“ der Vaterlandsparteiler und der Klassenegoismus der Besitzenden, der sich um das letzte Opfer herumgedrückt hat und das Volk alle Lasten tragen ließ, bis es zusammenbrach. Der Redner: der beispelloseste *Op-*

fermut aller Kreise ist durch Verbrecher um seine Früchte betrogen worden; aber das Gedächtnis erwidert: was habt ihr für ein frevles Spiel mit der *Kriegsanleihe* getrieben? Nur um euren Besitz nicht zu schmälern, habt ihr alles auf eine Karte gesetzt und dem kleinen Mann, der sowieso Leben und Gesundheit darangab, vorgeschwatzt, hier sei die „sicherste Kapitalsanlage“ und die „beste Sparkasse“. Statt daß ihr euch wie das perfide Albion¹⁸ dazu aufgeschwungen hättet, den Besitz und die Kriegsgewinne zu schröpfen. Der Redner: die gutgläubigen Deutschen sind auf die *vierzehn Punkte* eines politischen Gauners hereingefallen; darauf das Gedächtnis: daß Wilson¹⁹ mit seinen Ideen unterlegen ist, das ist das Werk jener Männer, die mit ihrer Geistesverfassung der euren so außerordentlich nahestehen.

Der Redner sagt: ein *undeutsches Wesen* hat in Deutschland die Oberhand gewonnen; das Gedächtnis erwidert: freilich, noch nie und nirgends ist schamloser und feiger gegen Volksgenossen mit Mord und Totschlag gewütet worden, und noch nie hat die Justiz so wenig Interesse gezeigt, das mit Füßen getretene Recht wieder zu Ansehen zu bringen.

Der Redner schließt: eher wird Deutschland nicht zu neuem Ansehen, zu *Macht und Größe* gelangen, ehe nicht der alte Geist über den Geist der „Novemberverbrecher“ gesiegt hat; daraufhin das Gedächtnis: nach den letzten Jahren wohl möglich, daß er nocheinmal siegen wird, aber nur und Deutschland seinem endgültigen Untergang entgegentreiben.

Aber wie das Gedächtnis den Mund auftun will, um dem Redner all dies tatsächlich zu erwidern, wird es verhindert durch den machtvollen Applaus des tief ergriffenen Publikums, das dem Redner „voll und ganz“ beipflichtet.

1925, 9

Hermann Mauthe

Wozu Rednerkurse, ihr Parteien, für Leute, die doch nichts zu sagen haben!

1922, 30

Hermann Mauthe

Heldentum

Bericht eines Helden

Am 9. Juni ist in der Nähe von Kiel ein Obelisk enthüllt worden, dessen eine Seite die Inschrift trägt: „Es kommt der Tag, wo Recht über Macht triumphiert!“, während auf einer anderen zu lesen ist: „Im Weltkrieg von 1914 bis 1918 blieben 5132 Helden, 199 U-Boote“. Helden – darf man dazu mal was sagen?

Diese fünftausend U-Bootsleute waren lauter Helden. Und zwar nicht etwa, weil zufällig sie das Pech hatten, mit ihrem Kahn in die Luft zu fliegen oder sich in den Sand und Schlamm des Meeresgrundes einzubohren, sondern weil alles, was damals Uniform trug, eben Held war. Die Soldaten des großen Krieges sind im Jargon ihrer Totengräber, der mannhaften Vaterlandsfreunde, vier Jahre lang samt und sonders Helden gewesen – und sind es, wenn die nationalen Durchhalter feiern, heute noch. Was steckt dahinter? Etwas sehr Einfaches: ein Volk, das seine Helden ehrt, ehrt sich selber; wenn man das Volk der damals waffentragenden Männer zum Volk der Helden erklärt, so wird die Nation ein Heldenvolk, nämlich ein Volk aus lauter Helden, und alle Heimkrieger, Kriegsschürer, Kriegsnutznießer und Etappendurchhalter und -profitler sind einbegriffen, sanktioniert und mitgeadelt. Helden, Helden, so weit ich seh! Die ganze Flur stinkt nach ihnen.

Ich bin berufsmäßiger Held gewesen, vier Jahre lang, und habe schon 1918 im damals bedeutendsten Blatt der Jugendbewegung bescheiden (nicht als Pazifist) gegen diese Zuerkennung des Heldentitels protestiert. Ich darf also wohl auch jetzt.

Wir waren keine Helden. Wir haben vier Jahre lang, gezwungen, unter der Fuchtel gehalten, für Widersetzlichkeit mit Zuchthaus und Tod bedroht, widerwillig und innerlich verzweifelt eine dreckige, zermürbende und gemeine Arbeit namens Krieg ausgeführt. Die Entlohnung war tariflich festgelegt; sie war schändlich gering und ausbeuterisch: für 53 Pfennig bares Geld im Tag hatte man sein Leben auszuliefern. Das galt für die gemeinen Arbeiter, die unteren Helden. Die oberen Helden, die Herren Kriegsbeamten und Direktoren, bekamen natürlich eine anständige Gage. Sie stand in keinem Verhältnis zu der unseren.

Aus der Froschperspektive



Holzschnitt von Hans Gerner

Wir Helden waren feige. Tapferkeit war Leichtsinn; wir lehnten sie ab. Tapfer waren nur die jungen Ersätze – am ersten Tag. Sie kamen, streckten den Kopf über Deckung, um Freund und Feind zu zeigen, daß sie sich nicht fürchteten, bekamen eine geplatzt und waren Helden *gewesen*. Ihre Kameraden lernten prompt davon und wurden grundsätzlich untapfer wie wir.

Im Anfang, als man noch nicht wußte, was Krieg war, und in geistiger Betrunkenheit zum frischfröhlichen Jagen zu stürmen glaubte, kam es gewiß vor, daß die Feldgrauen aus Lust und Liebe ins feindliche Feuer rannten. Das hatte bald ein Ende, es kamen mehr als dreieinhalb Jahre Kater. Schwarzes, geronnenes Blut, gelblich-weißes verspritztes Gehirn, Verwundete, die stundenlang „Mutter!“ brüllen (eigener Schmerzen gar nicht zu gedenken) – die Illusion geht rasch flöten. Ein toter Mensch, der nicht eingebuddelt wird, ist Aas, verfault einem vor den Augen und stinkt weithin – da weicht schnell der Rausch. Später bekamen wir vor Sturmangriffen Schnaps in Menge, damit wir wieder Helden würden; es hat nicht viel genutzt. Wir haben in diesen vier Jahren Angst gehabt, wie ihr andern es euch nie vorstellen könnt; ich auch, natürlich, Angst bis dort hinaus, und das oft genug. Setzt *ihr* euch mal in einen Lehmgraben oder in ein Erdloch, während ein Trommelfeuer wie ein Hagelwetter über euch niedergeht! Ihr sitzt und wartet, ob's euch trifft; tun könnt ihr nichts, ihr müßt nur stillhalten. Wenn ihr Pech habt, seid ihr im nächsten Augenblick ohne Kopf oder in euere Bestandteile tranchiert oder zerblasen, gestaltloser Dreck unter Dreck. Und dann wundert euch, wenn ihr Angst bekommt, ihr mit dem Begeisterungsfusel, dem Heldenschmus!

Wie ihr euch die Helden denkt! „Patrouille!“ – und schon spritzt alles, und die Aspiranten schlagen sich die Nasen voll, um mitzudürfen. Scheibe! Patrouille war eine gewöhnliche Werktagsfunktion, und wer sich drücken konnte, der tat's. Wenn ihr Heldenschmuser wüßtet, wie man suchen und betteln mußte, bis die paar Mann beisammen waren, die man als Patrouillenfürher mitzunehmen hatte! Euere Helden wollten alle nicht. Der Unterstand war immerhin sicherer; und außerdem wollten sie schlafen. Denn wir hatten ja Tag und Nacht Schlaf. Euere Helden schimpften und fluchten, wenn sie den dienstlichen Befehl erhielten, mitzukommen, räsionierten und weigerten sich. (In

euerem Patriotenhirn heißt das, glaub ich, Meuterei oder doch mindestens Ungehorsam oder Feigheit vor dem Feind. Bei uns Helden war es selbstverständlich und natürlich.)

Unsere Patrouillen machten wir oft genug am anderen Morgen erst: auf dem Meldeformular. Unser Kompagnieführer, der Held Oberleutnant N., war eines Tages mit den Schauergeschichten allein nicht zufrieden: er verlangte ein für allemal, daß man Draht vom russischen Verhau mitbrächte. Der Gefreite P. war der erste, der es fertig brachte, er ist dann auch bald Unteroffizier geworden. Von da an lieferten auch wir anderen jeden Tag unser Stück Russendraht ab: hinter der Stellung, unter einem Dutzend deutscher Drahtrollen lag nämlich auch eine russische [...]

Euere Helden, liebe Leute, gingen aus Angst, gebückt auf die Latrine und saßen geduckt auf der Stange; sie erledigten ihre Geschäfte in größter Eile und knöpften oft erst daheim, im besser geschützten Schützengraben, die Hose zu.

Wir Helden sind keineswegs singend in die Schlacht gestürmt, wie jene legendären Kinder von 1914 es gehalten haben – sollen. Wir haben geflucht und geschimpft, wenn wir selbst stürmen mußten oder wenn ein Angriff des Gegners bevorstand, und hofften nur das Eine; daß es den *anderen* treffen möge, und wenn er auch unser bester Kamerad war.

Wir Helden haben einander um jeden Bissen Brot scheel angesehen. Wir haben den Bauern Geflügel, Brot und Schweine geraubt. Einer unserer vorgesetzten Helden hat sich in Frankreich die Liebe der Frauen durch Vorhalten des Revolvers erungen. Wir Helden haben alle Hunde aufgefressen, die wir erwischen konnten, den des Bataillonführers einbegriffen. Viele von uns Helden haben sich so oft als möglich besoffen, gewöhnliche Helden und vorgesetzte. (Die gewöhnlichen wurden bestraft, wenn's rauskam.) Viele haben durch Einführung eines Stückchens Seife einen Tripper vorgetäuscht, um wenigstens ins Lazarett zu kommen, und viele haben sich mit Absicht eine richtige Geschlechtskrankheit geholt. Viele haben den wilden Mann gespielt, mancher hat zwei bis drei Jahre lang Verrücktheit simuliert – bis der Krieg alle war.

Wir waren Zwangshelden. Ihr wolltet Heldenhaftigkeit von uns erpressen und bekamt geliefert, was ihr verdientet. Nur für das große Maul, das ihr immer noch Unheil anrichten laßt, habt

ihr den Lohn noch nicht. Es ist euch noch nicht gestopft worden. Aber vielleicht kommt das noch.

1930, 25

Max Barth

Phantasien eines Ochsen

In den großen Schlächtereien in Chicago am Michigansee werden täglich viele Tausend Ochsen und Schweine geschlachtet. Der Betrieb ist so großartig organisiert, daß man fast sagen kann: an dem einen Ende werden die lebenden Tiere hineingetrieben und an dem anderen kommen die fertigen Würste, Schinken und Stiefel heraus. Die Ochsen werden in einem großen Kral zusammengetrieben und von dort durch einen langen Doppelzaun in das Schlachthaus.

Es zeigte sich nun, daß die Tiere, wenn sie das Blut ihrer vorher geschlachteten Brüder witterten, sehr schwer vorwärts zu treiben waren. Es mußten dazu zahlreiche, hochentlohnte Viehtreiber angestellt werden. Die Amerikaner als gute Geschäftsleute kamen nun auf den praktischen Einfall, einen alten Leitochsen so zu dressieren, daß er die Herde ins Schlachthaus führte. Für ihn öffnete sich neben der Tür des Schlachthauses die Tür eines behaglichen Stalles, in dem er weiche Streu und gutes Futter fand. Der amerikanische Volksmund hat diesen Ochsen „Judas“ getauft.

Eines Abends, als Judas bereits in den Kral getrieben war, entstand in dem Schlachthaus eine Betriebsstörung. Die Schlachtung mußte unterbrochen werden. Die Nacht sank über Chicago, und Judas schlenderte von Gruppe zu Gruppe seiner Kameraden. Die meisten dösten dahin, wie Ochsen zu dösen pflegen; nur in einer Gruppe debattierte man lebhaft.

Ein junger, nur mäßig genährter Ochse sprach: „Wir sollten gegen das Schlachten gewaltsam vorgehen. Wenn wir mit vereinten Kräften gegen den Zaun rennen, dann werden wir die Freiheit gewinnen. Das Land hier gehört ohnehin uns und nicht den Menschen. Unsere Voreltern streiften hier als freie Büffel und nährten sich von dem schmackhaften Steppengras.“

„Sehr schön“, antwortete ein anderer, „das würde uns aber gar nichts nützen, denn hier in der Gegend wächst längst kein Gras mehr; wir würden verhungern oder von Verkehrsmaschinen zermalmt werden; außerdem schmeckt das Kunstfutter, das man uns reicht, ja viel besser ist als das langweilige Gras.“

„Das aber immer noch besser ist als das Schlachtbeil“, fiel ein Dritter ihm ins Wort. Und dann ein Vierter: „Gewiß, Spaß macht es nicht, geschlachtet zu werden; aber das hilft ja alles nichts, man hat immer Ochsen geschlachtet, man wird weiter Ochsen schlachten, darum hat es gar keinen Zweck, daß wir uns gegen das Schlachten sträuben.“

„Sehr richtig“, fiel ein Fünfter ein, „außerdem ist die Sache da drinnen vortrefflich organisiert. Die Maschinen sind technisch vollendet, bereiten kaum mehr Schmerz, und schließlich ist es doch eine sehr große Ehre für einen einfachen Ochsen, als Hauptstück auf der Tafel eines wahren Menschen- und Tierfreundes zu stehen.“

Als Judas sich dies Gespräch ein wenig angehört hatte, wurde er sehr nachdenklich. Wenn der erste Redner etwa seine Gewaltpläne unter die anderen Ochsen trüge, könnte es sein, daß man ihn, den braven Leitochsen, als ungeeignet selbst zum Schlachthaus triebe, und dann ade, schöner warmer Stall und schmackhaftes Futter.

Darum winkte er die beiden letzten Redner zu sich und schlug ihnen vor, ein Nachrichtenbüro für Ochsen und eine Tageszeitung zu gründen; für die Finanzierung würde die Schlachthofdirektion sicher sorgen.

Als die Sonne blutrot über dem Michigansee emporstieg, war drinnen die Betriebsstörung behoben; und als der Aufseher nach Judas rief und mit der Futterkiese klapperte, da trollte Judas schleunigst fürbaß und brüllte dazu, wie Ochsen zu brüllen pflegen, wenn ihnen gutes Futter winkt.

Die anderen Ochsen aber trollten hinterher, sogar der, der eigentlich gewaltsam ausbrechen wollte, – denn schließlich wollte er von den anderen nicht für einen Renegaten gehalten werden. Das galt nämlich damals auch unter den Ochsen von Chicago für den schlimmsten Vorwurf, den man einem Ochsen machen könne.

1925, 4

General v. Schoenaich

Pazifismus tut not

Das Wort Pazifismus hat nirgends einen schlechteren Klang als in Deutschland. Schlaue behaupten, es käme von der Einseitigkeit der deutschen Pazifisten. Ach nein; die Abneigung liegt begründet in der deutschen Mentalität der wilhelminischen Ära. Jedes Wort gegen Krieg und für zwischenstaatliche Verständigung und internationale Schiedsgerichtsbarkeit und Abrüstung hat hier einen femininen Charakter; hier in dem Lande, in dem noch bis vor kurzem durch die landläufigen Redeblüten militärischer Romantiker die Gebärfreudigkeit angeregt zu werden pflegte.

Der Geist des Mißtrauens, der uns über den Rhein herüber entgegenweht, ist vielleicht begründeter, als selbst deutsche Pazifisten glauben wollen. Gewiß: dieses Mißtrauen ist sich nun seit 1918 so ziemlich gleich geblieben; einerlei, wer bei uns am Ruder war. Aber kommt das nicht vielleicht daher, daß diese Regierungen entweder nichts getan haben oder nicht viel tun konnten, um der Welt zu zeigen, daß der Geist von 1914 im Schwinden begriffen ist?

Von der ersten Haager Konferenz im Jahr 1899 geht eine gerade Linie bis zu den Vorbehalten über den Eintritt in den Völkerbund. Damals war es schon die Ansicht der beteiligten Mächte, „eine Beschränkung der die ganze Menschheit bedrückenden Militärlasten sei höchst wünschenswert.“ Aber der deutsche Vertreter erwiderte: „Das deutsche Volk wird keineswegs erdrückt vom Gewicht seiner Abgaben, es treibt keineswegs dem Abgrund zu, es steht keineswegs vor der Erschöpfung und dem Untergang.“ Damit war die Konferenz in ihrem Hauptpunkt zum Scheitern gebracht. Auf der zweiten Konferenz im Jahr 1907, als es um die Errichtung eines ständigen Schiedsgerichts ging, war wiederum Deutschlands Nein entscheidend für den kläglichen Ausgang. Von da ab datiert die verhängnisvolle Umgruppierung in der europäischen Politik. Das Instrument der Verständigung und Vermittlung war verhindert, Wilhelms Unbesonnenheit trieb zu Konflikten. Es sind Glieder einer Kette, der Sprung nach Agadir, die Blankovollmacht an Österreich, der Einbruch in Belgien, die Gewaltfriedensverträge von Brest-Litowsk und Bukarest.

Das Kanonenfutter



Holzschnitt von Hans Gerner

Nur in einem Punkt haben wir die Linie unserer Gewaltpolitik verlassen und uns für Recht und Gerechtigkeit eingesetzt: als man uns den Schandvertrag von Versailles aufzwang. Der doch, wir merken es heute immer besser, weniger ein Produkt sinnlosen Hasses als ein Ausfluß französischer Angst ist. Hervorgegangen aus dem Geist des Mißtrauens, den wir unter Wilhelm II. so unermüdlich genährt haben. Wer so beharrlich Abrüstungs- und Schiedsgerichtsgedanken ablehnt und sich auf sein blankes Schwert stützt, wer so wenig Vertrauen in die ersten hoffnungsvollen Ansätze einer planvollen Organisation der internationalen Beziehungen hat, der darf sich nicht wundern, wenn sich die Schwierigkeiten einer Verständigung über seine wirklichen Nöte turmhoch häufen und wenn sein Appell an das Recht untergeht im Mißtrauen.

Bei der Bekämpfung des Vertrags von Versailles ist uns, bezeichnenderweise, die sogenannte Schuldfrage immer mehr im Vordergrund gestanden als die angeblich nicht aufzubringenden Lasten (2 1/2 Milliarden sind als höchste jährliche Zahlung vorgesehen, rund 6 Milliarden werfen wir jährlich für Alkohol und Tabak hinaus). Die nackte Feststellung, daß wir zuerst angegriffen haben, ist umgewandelt worden in die Lüge von der Alleinschuld der Deutschen am Kriege, von der im Friedensvertrag mit keinem Wort die Rede ist. Aber der Kampf hat ein viel weiteres Ziel. Man möchte nicht nur keine Schuld an dem Verhängnis haben, sondern auch noch beweisen, daß die deutsche Politik vor dem Kriege die richtige war, ja daß die andern die Schuld am Weltkrieg tragen. Die Folgen jener Vereitelung der Haager Konferenzen benützt man dazu, um zu sagen: seht, es war denen ja gar nicht ernst mit ihrer Rederei um den Frieden herum. Wenn irgendwo irgendeiner irgendetwas gesagt hat, das den Unschuldslügern in den Kram paßt, wird es herbeigeschleppt zum großen Reinwaschen.

Indessen ist man sich in der Welt draußen längst klar darüber, in welchem Umfang das kaiserliche Deutschland am Weltbrand schuldig zu sprechen ist. Nur wir wissen es immer noch nicht. Wir appellieren fortgesetzt an das Weltgewissen; dabei ist nirgends weniger Glauben an eine Politik des Rechts, als bei uns. Wir haben nicht den Mut, mit der Politik der Gewalt Schluß zu machen. Unsere Hoffnungen sind im Stillen immer noch bei ihr.

Ein kleiner lustiger Ruhrkrieg ist uns immer noch sympathischer als die Erledigung einiger Lieferungsrückstände. Immer wenn eine eigene oder eine fremde Regierung etwas in der Richtung der Verständigung gewollt, und immer, wenn dann andere, gestärkt durch den chauvinistischen Rückhalt, es ausgenützt haben, verziehen die 1914er das Gesicht: hier seht ihrs wieder, ihr dämlichen Friedensfreunde. Und wenn einer den Mut hat, wie Professor Förster²⁰, offen zu sein, ist die ganze Meute hinter ihm her. Weil sie glauben, Politik und Moral vertragen sich nicht. Weil sie an die Schliche ihrer Geheimdiplomatie gewöhnt sind. Weil sich bei ihnen immer noch Geschäft und Politik so gut vertragen.

Pazifismus tut not. Solidarität tut not. Das Geschäft muß hinaus aus der Politik, und dafür die Moral, die anständige Gesinnung, hinein. Dafür und für nichts anderes kämpft der viel verkannte Förster. Hat er denn nicht Recht?

Es gibt keine ehrliche Politik ohne das Bewußtsein der Verbundenheit, und es gibt keine Verbundenheit unter Geschäftspolitikern. Es gibt kein Vertrauen, wenn nicht einer den Anfang macht, es zu rechtfertigen. Und es gibt Situationen, in denen nur noch der Mut zu ein bißchen Vertrauen helfen kann. Wir sind in einer solchen. Die zivilisierte Welt steht vor dem Augenblick, in dem sie dem Chaos Form geben muß. Der geschichtliche Moment drängt zur Weltorganisation.

1925, 12

Hermann Mauthe

Empfindliche Gemüter. In der „Selbsthilfe“, dem Blatt der Volksrechtspartei, hat Herr W. P. mit seiner spitzigen Feder unabsichtlich einige Leser verwundet. Die Schriftleitung sieht sich veranlaßt, mitzuteilen, daß die Leser „selbstverständlich nicht gemeint“ seien. – Ist das nicht gerade der Fehler an unserer ganzen Presse, daß die Leser nie gemeint sind? Und der Fehler der verehrlichen Leserschaft, daß sie sich so selten getroffen fühlt?

1929, 36

Die Versöhnung

Die Verständigung mit Frankreich unter ausdrücklichem Verzicht auf Elsaß-Lothringen, die jetzt unter der Präsidentschaft Hindenburgs von einer deutschnationalen Regierung betrieben wird, hätte schon ein paar Jahre früher an die Spitze unseres außenpolitischen Programms gehört. Die damaligen deutschen Minister hätten freilich das Leben riskiert, wenn sie so etwas gewagt hätten. Die heutigen riskieren weniger, aber immerhin ihren Sessel –, vorausgesetzt, daß es ihnen ernst ist mit ihrem Schritt. Vielleicht ist es auch nur eine Stresemanniaade; ein Schachzug im Rahmen der bisherigen, scheinbar schlaun, in Wirklichkeit verkehrten Politik, England gegen Frankreich auszuspielen.

Daß man das deutsche Angebot, auf das nunmehr die französische Antwort erfolgt ist, monatelang nicht veröffentlicht hat, würde zu dieser Annahme passen. Ehrliche Politik kann mit offenen Karten spielen. Oder hat man es dem *eigenen* Volk so lange als möglich verheimlichen wollen? Nachdem man es jahrelang mit allen Mitteln gegen den Abschaum der Menschheit, die Franzosen, verhetzt hat, mußte man ihm wohl etwas Zeit zur Umstellung lassen. Man wird dann auch jetzt den Hebel nur allmählich weiter rücken und die Verhandlungen über den Sicherheitspakt möglichst in die Länge ziehen. (Für die Unterhändler selber ganz angenehm; Herr Trendelenburg, der seit über einem halben Jahr den Handelsvertrag abschließt, mag sich in Paris hübsch akklimatisiert haben.)

Während dieser Zeit dürfte es sich also herausstellen, ob der Sicherheitspakt diplomatisches Spiel oder politischer Ernst ist. In diesem Falle, wenn wirklich eine Annäherung an Frankreich beabsichtigt ist (die das A und O einer vernünftigen deutschen Außenpolitik sein müßte), würde in der von Hugenberg und Stinnes kontrollierten Presse doch wohl zur Abrüstung der Köpfe geschritten werden. Bei der Schafsdämlichkeit, mit der die deutschen Zeitungsleser den ihnen vorgesetzten Kohl zu fressen und zu verdauen pflegen, könnte man denken, daß ein Quartal hiezu genügen würde. Aber der Franzosenhaß sitzt, glaube ich, doch tiefer als das „Gott strafe England!“ Seine systematische, zielbewußte Ausräumung ist ein so großes Unter-

Deutschland und Frankreich.



Shaken wie drüben!

Aus: Hans Gerner, Politisches Bilderbuch, Seite 67

nehmen, daß ich es unserer verehrlichen Regierung eigentlich nicht zutrauen kann.

Umsomehr ist es die Pflicht aller Vernünftigen, ihn, und sei es auch nur sandkornweise, abtragen zu helfen. Europa wird untergehen, wenn es sich nicht assoziiert; Voraussetzung dafür ist das deutsch-französische Bündnis; Voraussetzung für dieses die Beseitigung des Revanchegeistes. Wer an ihr arbeitet, dient seinem Volk; wer sie verhindert, und hielte er sich für noch so patriotisch, verrät es.

Deutsche und Franzosen, laßt euch nicht von Verblendeten und Interessenten weiter belügen! Ihr steht euch „völkisch“ viel näher als ihr glaubt; ihr ergänzt euch prächtig, wo ihr verschieden seid. Lernt euch kennen, studiert einander, besucht euch! Der Krieg hat euch, die Einfachen, Unverbildeten unter euch, durch Quartier und selbst Gefangenschaft ja eher näher als ferner gerückt. Pfl egt die Beziehungen von damals; knüpft neue an! Arbeiterorganisationen, haltet gemeinsame Kongresse, schickt euch eure Kinder in die Ferien; Jugendbünde, macht euch auf die Fahrt ins Nachbarland; Schüler, wechselt Briefe mit Kameraden jenseits der Grenze; Studenten, soweit ihr nicht unheilbar fanatisiert seid, besucht gegenseitig eure Hochschulen; Ästheten, Künstler, Kunsthistoriker, Schriftsteller, Männer der Wissenschaft, widmet euch der Erkenntnis und Erforschung der nachbarlichen Kultur, die, ohne daß es manchem von euch bewußt ist, zum Teil eure eigene ist!

Deutschland und Frankreich sind Geschwister. Geschwister können sich so hassen, wie sie sich lieben sollten. Ihr habt nur die eine Wahl: beide zu Grunde zu gehen oder euch endlich, endlich wieder die Hand zu reichen.

1925, 25

Erich Schairer

Bayerisches. Zeit: Oktober 1923.

Ort: Bahnhofshalle Nürnberg, beim Zeitungsstand.

Personen: Herr M., der Zeitungsmann.

Herr M. wünscht eine Zeitung zu kaufen. Da er das Gesuchte nicht findet, wendet er sich an den Zeitungsmann: „Sie haben wohl keine *sozialistische* Zeitung?“

Der Zeitungsmann: „Sie san scheint's an Ausländer?“

1924, 26

Ix

Der Friede von Potsdam

In diesen Wochen wird der Kampf gegen die Kriegsschuldlinge und den Sklavenvertrag von Versailles mit verstärkten Kräften geführt. In allen Orten werden Vorträge gehalten, in denen dem Publikum eingeredet wird, wir müßten nur deswegen zahlen, weil im Versailler Vertrag stehe, wir seien am Krieg schuldig, und die ahnungslosen Zuhörer können sich nicht mehr fassen vor Entrüstung über die unerhörte Machtgier und Ungerechtigkeit unserer Feinde.

Nun wird niemand behaupten, der Versailler Vertrag sei ein Bollwerk der Gerechtigkeit oder ein Mittel zur Befriedung Europas, und wer 1918 auf die vierzehn Punkte Wilsons vertraut hat oder wer, trotz allen Enttäuschungen, auch heute noch den Geist dieser Punkte wirksam sehen möchte, hat allen Grund, sich über den Versailler Vertrag zu beklagen. Aber merkwürdigerweise kommen die Angriffe gegen die Ungerechtigkeiten des Vertrages gerade von der anderen Seite, nämlich von denen, die über den „Idealisten“ Wilson spotten und im Völkerleben nichts anderes anerkennen als gewaltsame Regelungen. Gerade die Militaristen und die Gewaltpolitiker sind es, die den Kampf gegen Versailles führen, und zwar deshalb, weil sich die Prinzipien, die sie selber anerkennen, diesmal gegen ihr eigenes Land und nicht gegen ein fremdes gewandt haben. Bei ihrem Kampf gegen die Ungerechtigkeit ist es ihnen nicht um Gerechtigkeit, sondern um Macht zu tun; das Recht ist ihnen nur ein Mittel, kein Ziel. Und deshalb können wir, die wir dem Recht im Völkerleben zur Macht verhelfen wollen, diesen Kampf gegen Versailles nicht ohne weiteres mitmachen, auch wenn wir selber den Vertrag für ein übles Machwerk halten.

Die skrupellose Selbstgerechtigkeit derer, die jetzt an Recht und Moral appellieren und doch grundsätzlich Gegner der Moral in der Politik sind, kann durch nichts besser gekennzeichnet werden als durch die Untersuchung der Frage: wie hätte der Friedensvertrag ausgesehen, wenn Deutschland gesiegt hätte?

Man erinnert sich noch an die Siegfriedensprogramme unserer Alldeutschen, die halb Europa und ganz Afrika annektieren wollten. Darauf wollen wir jetzt nicht eingehen. Ernster zu neh-

men sind schon die Programme der Industrie und der Obersten Heeresleitung. Noch im September 1917 hat Ludendorff im Falle eines Friedens gefordert: Annektierung der französischen Industriegebiete auf beiden Seiten der Maas, militärische Besetzung Belgiens, bis es sich politisch an Deutschland anschließt, Druck auf Holland, sich ebenfalls anzuschließen, Vergrößerung des afrikanischen Kolonialbesitzes usw. Noch weiter ist eine Denkschrift der Industrieverbände vom Mai 1915 gegangen; sie verlangt Annektierung der Festungen Verdun und Belfort, der Erzbecken von Briey und Longwy, der Kohlengebiete Nordfrankreichs bis Calais – kurz: die Somme als Grenze.

Fantasien seien das? Kann sein; aber wir haben ja als Beweis für den Machtkoller der deutschen Industrie und der Obersten Heeresleitung nicht nur solche Programme, sondern zwei abgeschlossene Friedensverträge: den von Brest-Litowsk mit Rußland und den von Bukarest mit Rumänien.

Im Frieden von Brest-Litowsk wurden von Rußland das Baltikum, Finnland, Russisch-Polen, Litauen, die Ukraine und Bessarabien losgelöst, ein Gebiet, das doppelt so groß ist wie Deutschland. Wilhelm II. war schon zum Herzog von Kurland, Livland und Estland bestimmt. Rußland mußte versprechen, das Gold der russischen Staatsbank an Deutschland abzuliefern und für ewige Zeiten von der gesamten Ölproduktion ein Viertel Deutschland zu überlassen.

Im Vertrag von Bukarest wurde Rumänien verkleinert, entwaffnet und wirtschaftlich „versklavt“ (so sagt man doch, deutsche Moralisten?). „Bis zu einem später zu vereinbarenden Zeitpunkt“ sollte das Land besetzt bleiben; die Truppenführung hatte das Aufsichtsrecht über alle Fabriken und Betriebe. Rumänien mußte auf 90 Jahre einer deutschen Gesellschaft das alleinige Recht zur Ausbeutung der Ölquellen überlassen. Auf 90 Jahre, nicht auf 58.

Das sind ein paar Bestimmungen aus den Verträgen von Brest-Litowsk und Bukarest, die von den Gesinnungsfreunden unserer jetzigen Unschuldslämmer abgeschlossen wurden. Sie legen die Vermutung nahe, daß der Vertrag von Potsdam, den die kaiserliche Regierung im Falle ihres Sieges abgeschlossen hätte, dem Vertrag von Versailles mindestens ebenbürtig geworden wäre. Wer das weiß, der sollte lieber, statt gegen die Ungerech-

Heimatlos



Gerner

tigkeiten der andern zu wüten (mit dem geheimen Ziel, es ihnen später zu vergelten), einmal in sich gehen und sich schämen.

1929, 26

Fritz Lenz

Die Einigung Europas

Die Konsolidierung Europas in irgend einer Form ist heute zu einer Notwendigkeit geworden. Ich glaube, daß man diese These aufstellen kann, ohne den Widerspruch eines denkfähigen Menschen zu finden.

Die Konsolidierung Europas ist durch die Wirtschaftsnot notwendig geworden, in der (mit Ausnahme des Weltreichs England) die europäischen Einzelstaaten sich der erdrückenden Überlegenheit Nordamerikas gegenüber befinden. Ich habe die europäischen Einzelstaaten einmal mit kleinen Krämern verglichen, die in der Einzelkonkurrenz mit dem großen Warenhaus Nordamerikas rettungslos Bankrott machen müssen, wenn sie außerdem noch vom Zoll- und Wirtschaftskampf untereinander geschwächt sind oder gar Prozesse und Raufereien untereinander veranstalten. Die einzige Rettung für diese zu Krämern gewordenen, einst sehr wohlhabenden Kaufleute, ist die Genossenschaft, also irgend eine Art Gemeinschaft.

Sie müssen, gar nicht der Moral wegen, sondern schon ganz allein aus nüchternem Selbsterhaltungstrieb, zusammenstehen, jeden Gedanken an Krieg untereinander begraben. Aus einem nationalen Empfinden heraus – das ich mir von keinem Menschen abstreiten lasse – predige ich für meine Person den Frieden. Weil ich weiß, daß ein neuer Krieg den Untergang Europas und damit Deutschlands bedeutet.

Es ist heute gar nicht an der Zeit, die Friedensfrage vom Weltanschauungsstandpunkt zu behandeln. Jede Weltanschauung ist „unrichtig“, weil jede subjektiv sein muß. Hier aber liegt ein objektiver Zwang zu einer neuen Gemeinschaft vor. Ein Zwang, der dem weltanschaulichen Pazifisten vielleicht sympathisch, dem weltanschaulichen Gewaltfreund vielleicht unsympathisch ist – der aber eben für beide schlechterdings ein Zwang ist.

Europäische Politik



Gerner

Niemand wird vom deutschen Nationalisten verlangen wollen, daß er den Franzosen liebt. Auch der französische Nationalist liebt den Deutschen nicht. Aber beide müssen in die Gesellschaft: „Deutschland, Frankreich und Cie.“ eintreten und für gemeinschaftliche Interessen arbeiten. Sie müssen, kaufmännisch gesprochen, aus zwei Konkurrenzfirmen eine gemeinschaftliche Firma werden und andere, noch kleinere mit aufnehmen. Deshalb soll und braucht keiner der Knecht des anderen zu werden. [...]

Wir müssen das Gemeinsame der Not, der Gefahr, der dringenden Notwendigkeit gemeinschaftlichen Fühlens und Handelns endlich verstehen. Ich gestehe offen: ich würde niemals ein Wort für Frieden und Versöhnung schreiben, wenn ich wüßte, daß Frieden und Versöhnung Deutschland schaden würden. Nur weil ich weiß, daß es gar keine andere Rettung gibt, darum schreibe ich.

Andere handeln in ihrem Gebiete ebenso und gründen wirtschaftlich im Kleinen, was sie politisch im Großen vielleicht (ich sage: vielleicht, da ich die Ansichten der Herren nicht kenne) als Internationalismus geißeln. Soeben ist ein internationales Röhrenabkommen unter Dach gebracht worden, das die Röhrenindustrie von Deutschland, Frankreich, Luxemburg und Belgien umschließt. Das ist ein Schritt zum wirtschaftlichen Europa. Er erfolgte jedenfalls, weil er notwendig war. Hunderte von anderen Schritten werden folgen. Die europäische Zollunion ist eine Selbstverständlichkeit. Sie könnte bei größerer Einsicht der politisch Maßgebenden heute schon da sein.

Europa kommt, weil es kommen *muß*! Und mit Europa kommt der europäische Friede als eine Selbstverständlichkeit. Die Sache liegt jenseits von Sympathie und Antipathie.

1926, 32

Franz Carl Endres

Der „Pöbel“ gebärdet sich so international, weil Hunger und Elend international sind. Das „echte“ Nationalgefühl kommt erst nach üppigen Dinern und französischem Sekt.

1921, 25

Hermann Mauthe

Das Land der Mitte

Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich während des Krieges lange an die offizielle Legende über seinen Ausbruch geglaubt habe: Deutschland sei von seinen Feinden überfallen worden. Ich konnte mir nämlich einfach nicht vorstellen, daß ein so „eingekreistes“ Land Handel mit seinen Umliegern provoziert habe. Etwas so Unvernünftiges schien mir nicht wahrscheinlich. Erst als später die Akten über den Kriegsausbruch veröffentlicht wurden, gingen mir die Augen auf. Darüber, daß es in der hohen Politik nichts so Verkehrtes, Dummes und scheinbar Unmögliches gibt, das nicht geschehen könnte. Und seither habe ich sogar noch ein Weiteres dazugelernt: daß es Politiker gibt, vor denen das Sprichwort, daß Schaden klug mache, zuschanden wird. Daß kein Fehler groß genug ist, als daß er nicht von denen, die ihn begangen haben, wiederholt werden könnte. Daß vielmehr nach einem Worte Wolfgang Pfeiderers gerade die entscheidenden Dummheiten immer wieder gemacht werden.

Wenn man gelesen hat, was nach dem Genfer Mißerfolg auf der sogenannten „nationalen“ Seite in Deutschland über den Völkerbund und Deutschlands Verhältnis zu ihm verzapft worden ist, dann hat man eine neue Bestätigung für diese Lebensweisheit. Es gibt wahrhaftig in Deutschland immer noch Leute, ernsthafte Leute, die nicht zu wissen scheinen, wo sie sich befinden. Daß unser Land immer noch den gleichen Erdenfleck bildet, ohne „natürliche“ Grenzen, mitten drin in dem Kleinstaaten-Komplex Europa, der selber heute nicht viel mehr ist als ein Puffer zwischen Asien und Amerika. Wir sind und bleiben „eingekreist“, von zwar nicht mehr feindlichen, aber andersartigen Mächten umgeben, ein richtiges „Land der Mitte“. Es ist wahrhaftig kein Zufall, daß Deutschland Jahrhunderte lang der europäische Kriegsschauplatz gewesen ist. Soll es vielleicht auch noch einmal der Weltkriegsschauplatz werden, auf dem Westen und Osten, England und Rußland, Amerika und Asien, Kapitalismus und Sozialismus ihre Entscheidungsschlachten schlagen?

Wer sein deutsches Land liebt, wer sein deutsches Volkstum kennt, kann das nicht wünschen. Er wird vielmehr die durch Natur und nationale Eigenart bestimmte Aufgabe Deutschlands

darin erblicken müssen, zwischen den Gegensätzen, in die es eingekeilt ist, und die sich in ihm selber vermischen, zu vermitteln. Die Synthese zwischen Osten und Westen, alter und neuer Welt, zu finden und zu bilden. Es wäre ebenso falsch und einseitig, wenn wir uns östlich wie wenn wir uns westlich „orientieren“ wollten, denn die Scheidelinie geht mitten durch uns selber hindurch. Wer in der Mitte liegt, kann nur einen Beruf haben: den des Mittlers.

Damit ist für unsere ganze Politik, die äußere und, so merkwürdig es vielleicht klingt, auch in gewissem Sinne für die innere, die klare Linie vorgezeichnet. Wir haben im Innern von Amerika und von Rußland zu lernen, und brauchen weder die amerikanischen noch die russischen Fehler nachzumachen. Und bei allen außenpolitischen Auseinandersetzungen auf der Welt ist die einzig vernünftige und angemessene Haltung Deutschlands die pazifistische: einer absoluten Neutralität.

Daß diese nicht immer leicht sein wird, versteht sich. Aber um so reizvoller und dankbarer, dünkte ich, müßte die Aufgabe für Staatsmänner sein; und ihre Ausführung bedeutet keineswegs Passivität und Verzicht. Es sei denn Verzicht auf großspuriges Auftreten, Maulheldentum, Säbelgerassel und derartige Geräusche gewisser Größen von gestern, die hoffentlich bald von vorgestern und nicht, wie sie sich träumen, wieder diejenigen von morgen sein werden.

1926, 16

Sch.

Abrüstung

Im Frühjahr dieses Jahres ist in Genf eine Kommission für die Vorbereitung der Abrüstungskonferenz zusammengetreten. An den Beratungen dieser Kommission hat Deutschland, schon vor seinem Beitritt zum Völkerbund, teilgenommen. In der Tat ist die allgemeine Abrüstung der springende Punkt des ganzen Friedensproblems.

Nach welchem Schlüssel sollen aber die Rüstungen herabgesetzt werden? Hiezu hat der Völkerbundsrat einen Fragebogen



Der Völkerbund

für die vorbereitende Kommission ausgearbeitet, der reichlich kompliziert erscheint. Gewiß, das Problem ist schwierig und kompliziert. Aber man wird den zu erwartenden Widerständen gegenüber schon ein wenig radikal und diktatorisch verfahren müssen. Als man Deutschland entwaffnete, hat man auch nicht viel Federlesens gemacht. Wozu nach einer Formel für die Abrüstung suchen? Sie ist ja längst gefunden: es ist die Abrüstung Deutschlands. Sie muß zur Basis für die Verhandlungen gemacht und unter ausschließlicher Zugrundelegung der Zahl der Einwohner auf alle Staaten in Anwendung gebracht werden. Diese können um so unbedenklicher die deutsche Entwaffnung als Maßstab anerkennen, als kein anderes Land in militärgeographischer Hinsicht so ungünstig daran ist wie Deutschland.

Hoffentlich sind die Herren Abrüstungskommissare über die Bedeutung des Gaskrieges der Zukunft ganz im klaren. Meist werden ja Hinweise darauf von rückständigen Militärs mit den tapferen Worten: „Bange machen gilt nicht“ abgetan. Wenn man aber die gewaltigen Aufwendungen sieht, die England, Frankreich, Italien und auch Amerika für Flugzeuge und Giftgaswaffen machen, wenn man die enormen Fortschritte der militärischen Giftgasfabrikation seit dem Weltkrieg bedenkt, und wenn man die Berichte liest, die der Völkerbund von den größten chemischen Autoritäten aller Länder erhalten hat, dann ist jeder Zweifel ausgeschlossen, daß in einem kommenden Krieg die Giftgase als Kampfmittel aus Flugzeugen und Geschütz in allergrößtem Stile zur Anwendung kommen werden. Dieses Kampfmittel ermöglicht es den Kriegführenden, über die feindlichen Fronten und Etappen hinweg Giftgasangriffe gegen die großen Städte, gegen die Industrie-, Bergwerks- und Werftenbezirke, gegen die politischen Zentren, gegen die Knotenpunkte des Handels- und Verkehrslebens zu führen. Ein Schutz der Bevölkerung gegen Giftgase ist nicht möglich. Man kann die Einwohner nicht mit Gasmasken, wie mit Regenschirmen, ausrüsten, und wenn man es könnte, würde es nichts nützen, denn stark konzentrierte Gase durchdringen auch die Masken. Auch der Bau von Unterständen für die Großstädter ist praktisch nicht durchführbar. Und selbst wenn er es wäre, so würde sich die Bevölkerung nicht rechtzeitig bergen können, denn die Gasangriffe kommen plötzlich.

Man kann sich sehr wohl vorstellen, daß ein mit aller Energie erbarmungslos durchgeführter Giftgaskrieg den Kriegswillen des Gegners leichter und rascher zu brechen vermag, als es durch den langwierigen modernen Schützengrabenkrieg möglich ist. Der Feldherr der Zukunft wird also sein Operationsziel nicht wie bisher nur im feindlichen Heer, sondern auch in der feindlichen Wirtschaft erblicken. Diese wird er in erster Linie durch den rücksichtslos geführten Gaskrieg zu vernichten trachten.

Diese Betrachtung zeigt, daß die Abrüstungskommission sich nicht nur auf die Abrüstung zu Lande und zu Wasser einstellen darf, sondern daß ganz besonders die Abrüstung in der Luft und die möglichste Verhinderung der Anwendung der Giftgase zu ihrem Aufgabenkreis gehören wird. Dazu muß gefordert werden: überstaatliche Verbote der Herstellung, des Handels, der Einfuhr und Ausfuhr von Stoffen, die dem Zweck des Giftgaskrieges dienen, soweit sie nicht für eine lebenswichtige Industrie nötig sind, und weitestgehendes Kontrollrecht des Völkerbundes gegenüber allen in Frage kommenden staatlichen und privaten Betrieben im Gebiet der chemischen Industrie und der wissenschaftlichen Laboratorien.

Es ist wahr, daß durch die materielle Abrüstung allein der Friede auf die Dauer noch nicht verbürgt wird, sondern daß die völlige Sicherheit erst dann erreicht sein wird, wenn die moralische Abrüstung der Völker Tatsache geworden ist. Die moralische Abrüstung wird aber durch die materielle Abrüstung gefördert, und zwar um so mehr, je vollkommener und gerechter diese durchgeführt wird.

Deutschland kann und muß im Völkerbund die Führung der Bewegung für die Abrüstung übernehmen in seinem eigenen Interesse und im Interesse der ganzen Menschheit.

1926, 45

Berthold von Deimling

Die patriotischen Spießer halten die Welt für einen Kriegerverein und ihren Kriegerverein für die Welt.

1922, 16

Hermann Mauthe

Kriegsdienst?

Der Gedanke der Kriegsdienstverweigerung hat in der deutschen Friedensbewegung festen Fuß gefaßt. Das hat auch der im Oktober in Heidelberg abgehaltene Pazifistenkongreß wieder bewiesen. Alle Referate, Diskussionsreden und Resolutionen, die sich für die Kriegsdienstverweigerung aussprachen, haben den lebhaften Beifall der Mehrheit der Kongreßteilnehmer erhalten. Trotzdem besteht natürlich, besonders in der größten deutschen Friedensorganisation, der Deutschen Friedensgesellschaft, die einen verhältnismäßig konservativen Pazifismus vertritt, noch eine starke Gegnerschaft zu diesem Grundgedanken.

Der Argumente, die von seiten der konservativen, „gemäßigten“ Pazifisten gegen die „radikalen“ Kriegsdienstverweigerer ins Feld geführt werden, sind es viele. Das wichtigste, das übrigens die meisten der anderen umfaßt, das Rahmenargument sozusagen, ist das staatspolitische. Es lehnt die Kriegsdienstverweigerung ab, weil es in ihr den ersten Schritt zur Anarchie sieht, die Gefährdung des Staats und der Staatsgrundlage durch die vom Individuum auf Grund seines Gewissens, seiner Gesinnung, seiner Überzeugung ausgeübte Initiative. Wir erleben also das Merkwürdige, daß Menschen, die seit Jahren und Jahrzehnten ständig als politische Protestanten der offiziellen, legalen, staatlich sanktionierten Lehre von der Unentbehrlichkeit und Gottgewolltheit der Armee und des Krieges ihre eigene, aus innerstem Gewissensdrang erwachsene pazifistische Gesinnung entgegensetzen, in diesem speziellen Fall, der nichts weiter ist als der erste Schritt zur Verwirklichung des Pazifismus, plötzlich ihr protestantisches Prinzip im Stich lassen zugunsten des katholischen, das dem Individuum das Recht der Selbstbestimmung über sich und sein Verhalten zum Krieg abspricht. Ist das konsequent? [...]

So sehr richtig ist, daß das Individuum um des Wohls der Gesamtheit willen gewisse Beschränkungen seiner Handlungsfreiheit durch die Gesetze und Maßnahmen des Staates dulden muß, so falsch ist es, daß der Staat ein sakrosanktes Wesen sei, dessen Gebaren zu beurteilen, zu kontrollieren und zu beeinflussen das Individuum kein Recht habe. Der Staatsbürger hat nicht nur das

Stillgestanden!



Zeichnung von Hans Gerner

Wollt ihr das wieder?

Recht, sondern sogar die Pflicht, den Staat und sein Gebaren zu kontrollieren. Wie sollte überhaupt eine Entwicklung der Staatsform, der Gesetzgebung, der Verwaltungsmethoden, der sozialen Zustände möglich sein, wenn nicht die Glieder des Staates die Kontrolle und Abänderung dieser Organisations- und Verwaltungsmaschine ausübten? Ein Mittel dieser Kontrolle des Staates ist die Forderung der Abschaffung des Kriegs, ein weiteres und wirksameres die Verpflichtung zur Kriegsdienstverweigerung.

Nicht daß ich glaubte, durch die Kriegsdienstverweigerung sei der Krieg aus der Welt zu schaffen! Sie ist hauptsächlich deshalb wichtig, weil sie besonders drastisch und verständlich den Staat, d.h. die für sein Gebaren direkt Verantwortlichen an ihre Verantwortung und Pflicht erinnert. Weil sie ein Mahnruf an die Staatsmänner ist, pazifistische Politik zu machen, auf die Abschaffung des Kriegs hinzuarbeiten. Die stärkste Mahnung, die wir bis jetzt zur Verfügung haben.

Darin, daß ein moderner Krieg nicht durch die Kriegsdienstverweigerung der Massen verhindert werden kann, bin ich mit vielen Pazifisten und den meisten Nichtpazifisten einig. Der nächste Krieg, der mit Giftgasen und hauptsächlich von Flugzeugen geführt werden wird, benötigt keine großen Heere; er wird immer die verhältnismäßig kleine Zahl der Flugzeug- und Autoführer, Techniker und Chemiker finden, die zu seiner Durchführung nötig sein werden. [...]

Es ist aber trotz allem verkehrt, die Kriegsdienstverweigerung als veraltetes, unwichtiges Mittel zu verwerfen oder gar verächtlich zu machen. Sie hat immer noch ihre große Bedeutung. Sie ist ein Druckmittel auf die Regierenden, ein lauter, nicht zu überhörender Protest. Sie ist die konsequente Schlußfolgerung aus den pazifistischen Gedankengängen und Proklamationen. Sie ist ein Beweis der Zivilkurasche, die sich nicht in dienende Unterwürfigkeit auflöst vor den unsittlichen Forderungen des Staates und dem zürnenden Stirnrunzeln seiner Lenker. Und sie ist eine moralische Demonstration, die wir vom Pazifisten verlangen, ein Beweis seiner Gesinnung, seiner Konsequenz, ein Beweis der Übereinstimmung zwischen seinem Denken und Handeln. Sie ist die Probe aufs Exempel.

Darum also: Kriegsdienstverweigerung? – Ja!

1926, 52

Max Barth

Die Wehrfrage

Die große Politik aller Länder kreist immer deutlicher um den Mittelpunkt der Wehrfrage. Die Rechtsparteien, die unbedingte Anhänger der Wehrhaftigkeit sind, haben das längst erkannt. Die Linksparteien haben es entweder noch nicht erkannt, oder sie haben sich gescheut, die Frage anzuschneiden, weil sie wohl wußten, daß in ihren Reihen darüber große Meinungsverschiedenheiten bestehen. Nur so ist es zu erklären, daß in Deutschland die Demokraten und Sozialdemokraten erst jetzt an die Ausarbeitung eines Wehrprogramms gehen.

Die Frage liegt deswegen sehr schwierig, weil einmal politische und militärische Richtlinien sich vielfach überschneiden, und weil bei den militärischen zwei Linien nebeneinander laufen. Politisch lautet die Frage so: Ist es bei der engen Verstrickung der Weltwirtschaft und Weltkultur heute noch zweckmäßig, Meinungsverschiedenheiten zwischen Staaten durch militärische Machtmittel zu schlichten? Militärisch lautet die Frage so: Lassen sich offensichtige und nichtoffensichtige Rüstungen unter ein und dieselbe Formel bringen? Da die militärischen Rüstungen, auch nach Ansicht der Wehrfreunde, nur Mittel zu politischen Zwecken sind, sollen sie als das Primäre zuerst behandelt werden.

Die Schöpfer der Friedensverträge haben, wenn auch die Wehrfreunde das vielfach bezweifeln, die ehrliche Absicht gehabt, der Welt neues Kriegsgrausen zu sparen. Sie haben wohl erkannt, daß das nur durch die allgemeine Abrüstung zu erzielen sei. Deswegen haben sie den Unterlegenen ein gewisses Maß von Abrüstung aufgezwungen in der Erwartung, daß ihre eigenen Völker dann allmählich auf diesem Wege folgen würden. Der Trugschluß dabei war der, daß sie nur die offensichtlichen Rüstungen vertragsmäßig beschränken konnten, nicht aber die nichtoffensichtigen. Der Trugschluß war um so schlimmer, weil die letzteren heute eine weit größere kriegerische Bedeutung haben als die ersten. Man kann ohne weiteres alle die Waffen abschaffen, die nur Kriegszwecken dienen, nicht aber die, die gleichzeitig für Friedenszwecke ganz unentbehrlich sind. Diese letzteren sind es, die man in Frankreich „*potentiel de guerre*“ nennt. Wenn deut-

sche Staatsmänner von der vollkommenen Abrüstung Deutschlands reden, so meinen sie die uns durch den Friedensvertrag aufgezwungene Abrüstung der offensichtlichen Kriegsmittel. Wenn französische Staatsmänner Mißtrauen gegen unsere Abrüstung zeigen, so meinen sie die nichtoffensichtlichen. Beide reden also aneinander vorbei. Dieses anmutige Spielchen kann fortgesetzt werden, bis beiden Völkern eines Tages die Gift- und Gasbomben auf die Köpfe hageln.

Aus diesem fast unlösbaren Wirrwarr kann nur die Beantwortung der eingangs gestellten politischen Frage den Ausweg zeigen. Ich bin der Ansicht, daß es heute überhaupt keinen möglichen Fall gibt, wo durch den Gewalteingriff des Krieges für einen der Beteiligten irgendein Nutzen erzielt werden kann. Ich behaupte, daß die enge Verstrickung der Weltwirtschaft und Weltkultur es mit sich bringt, daß kein Volk das andere schädigen kann, ohne sich selbst mitzuschädigen. Mit dem Augenblick, wo man zugibt, daß aus einem Kriege auch der Sieger keinesfalls mehr einen Nutzen, sondern sogar sicher auch einen Schaden nehmen wird, muß man doch sagen, daß der Krieg an sich jeden Sinn verloren hat. Um diese Meinungsverschiedenheiten dreht sich der Kampf, den ich seit Jahren nicht nur gegen meine Gegner der Rechten, sondern seit die Wehrfrage auch bei den beiden mir nahestehenden Linksparteien angeschnitten worden ist, auch gegen einige der eigenen Freunde führe.

So weit sind wir immerhin schon gekommen, daß einen Angriffskrieg auch die Rechtsparteien nicht mehr offen fordern. Alles dreht sich nur noch um den Verteidigungskrieg. Ich sehe hier ganz ab von dem uralten Trick der Kriegsinteressenten, ihre Profittkriege in den Augen der Völker in Verteidigungskriege umzufälschen. Ich will nur einmal nüchtern prüfen, ob es denn bei einem wirklichen Angriff kein besseres Verteidigungsmittel gibt als die Tötungsmaschinen.

Die Frage spielte bei meinen letzten Vortragsreisen im Osten Deutschlands eine große Rolle. Man stellte mir von seiten der Kriegsfreunde mehrfach die Frage, was ich tun würde, wenn Polen über uns herfiele. Ich antwortete, daß ich solch einen Überfall für ganz ausgeschlossen hielte, daß die Polengefahr auch eines jener Bilder sei, das die Kriegsinteressenten dauernd an die Wand malten, um die beiden Völker in ewiger Furcht vor

Militarismus.



Im Spiegel.

einander zu halten. Weiter behauptete ich, daß, selbst wenn die Polen in Ostpreußen und Pommern einfallen sollten, der Generalstreik ein besseres Abwehrmittel wäre als irgendeine blutige Kampfhandlung.

Natürlich fiel darob die ganze Rechtspresse über mich her. Ich konnte sie aber mit ihren eigenen Waffen schlagen. Sie selbst haben gelegentlich der französischen Ruhrbesetzung das Mittel des passiven Widerstandes als das beste in hohen Tönen gepriesen. Daß es damals versagte, lag nicht an dem Mittel an sich, sondern daran, daß wir es durch heimlich eingemischte aktive Gegenwehr verfälschten. Aber selbst denjenigen, die an die Güte des Generalstreiks als kriegsverhinderndes Mittel nicht glauben, erwidere ich, daß heute jeder lokale Krieg mit automatischer Sicherheit den europäischen Krieg auslösen würde, und daß ein solcher das Ende der europäischen Kultur und Wirtschaft wäre. Wenn ich aber zu wählen habe zwischen einem sicher schlechten und einem vielleicht guten Abwehrmittel, dann wähle ich das letztere, selbst auf die Gefahr hin, daß es nicht alle meine Hoffnungen erfüllen sollte. [...]

Ich bin vielleicht allzu sehr Optimist, aber ich glaube, daß ein wirklich als solcher erkannter Angreifer heute die ganze Welt gegen sich hätte. Ich glaube an ein Weltgewissen, will aber den Gegnern das Zugeständnis machen, daß dieses Gewissen stark durchsetzt ist mit Nützlichkeitsbetrachtungen. Es gibt kein besseres Mittel, den Angreifer für die ganze Welt erkennbar zu machen, als den passiven Widerstand des Angegriffenen. Unser unter grobem Rechtsbruch erfolgter Einfall in Belgien hat das Weltgewissen tatsächlich geweckt. Es ist eben der Grundfehler aller Militaristen und Nationalisten, daß sie die sittliche Seite ihrer Taten gegenüber der gewalttätigen unterschätzen. [...]

1929, 3

Paul von Schoenaich

Sobald einer die Unfähigkeit spürt, sich im Leben durchzusetzen, fängt er an, sich für einen Idealisten zu halten.

1932, 3

Hermann Mauthe

Unterschiede

Wenn deutsche Kapitalisten mit französischen und englischen zusammenkommen, um neue Verdienstmöglichkeiten auszu-knobeln, dann ist das im Interesse des „Vaterlandes“.

Wenn deutsche Pazifisten nach Frankreich gehen, um unter Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit Fäden der Verständigung zu knüpfen, dann ist das nationale Würdelosigkeit.

Wenn ein durch Jahre der Entbehrung zermürbtes Volk zusammenbricht, weil man ihm im größten aller Kriege zumutete, alle Lasten zu tragen, dann ist das vaterlandslos und ein schmä-hlicher Dolchstoß.

Wenn Generale und Monarchen im Moment der größten Ver-antwortung um falsche Pässe betteln, kopflos werden, weil sie Angst um ihren Kopf haben, dann folgt ihnen die Liebe und die Hochachtung aller guten Patrioten.

Wenn Studenten und ehemalige Offiziere politische Mordor-ganisationen gründen, den Gegner feig aus dem Hinterhalt nie-derknallen lassen, wenn sie durch kindische Attentate dem Staat die größten Schwierigkeiten bereiten, dann umstrahlt sie der Glanz edlen Heldentums.

Wenn Arbeiter aus der Not ihres Daseins heraus sich zu Kra- wallen hinreißen lassen, wenn dann aus irgend einer dunklen Ecke ein Schuß fällt, dann ist Grund dafür, Maschinengewehre knattern zu lassen, und die Überlebenden wegen Landfriedens- bruch auf Jahre ins Zuchthaus zu schicken.

Wenn ein Beamter seiner republikanischen Gesinnung Aus- druck verleiht und für den Staat eintritt, dem er den Treu-Eid geschworen hat, dann ist er ein Fremdkörper, der früher oder später ausgeschieden werden muß.

Wenn ein Diener der Republik unzweideutig ausspricht, daß die Monarchie wieder kommen muß, wenn ein Minister den Eid auf die republikanische Verfassung leistet, gleichzeitig aber Füh- rer der monarchistischen Bewegung ist, dann ist er der Mann aller aufrechten Deutschen.

Wenn nationale Politiker ihren Wählern alles versprechen und nichts halten, wenn sie stets wie Esel zwischen Ja und Nein schwanken, dann sind sie die geborenen Führer des Volkes.

Wenn die bösen Republikaner nicht so uneins sind, wie man das gerne haben möchte, wenn sie die Pläne des Gegners durchkreuzen, dann ist das ein widerlicher Kuhhandel von Parteibonzén.

Wenn der Reichs-Rechts-Jarres-Block die Felle davonschwimmen sieht, und deshalb gerne Hindenburg vor seinen Parteiwagen spannen möchte, dann geschieht das wirklich nur in ehrlicher Sorge um das darniederliegende Vaterland.

Wenn die Republikaner entschlossen sind, der Republik auch in der kommenden entscheidenden Stunde zum Sieg zu verhelfen, dann tun sie es nur in dem Bestreben, sich die Futterkrippe zu erhalten.

Wenn einer eine andere Ansicht hat, als die eben skizzierte, dann ist er in den Augen der Patentpatrioten kein deutscher Mann.

1925, 15

hm

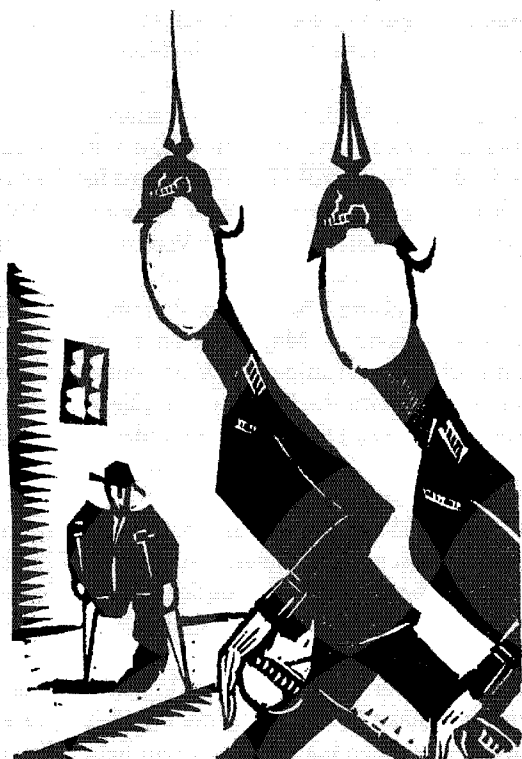
Die gerettete Uniform

Herr von Hindenburg, der bisher nur Besuche empfangen und gemacht hat, ist aktiv geworden: er regiert. Er hat seine erste Amtshandlung begangen: er hat die Verordnung aufgehoben, durch die den ehemaligen Offizieren Wilhelms das Recht, die Uniform zu tragen, beschnitten worden war.

Ein Merkmal: gewogen und zu leicht befunden! In dieser Zeit, da wieder einmal die Not im Volke steigt, bringt es dieser „Repräsentant des Volkswillens“, dieser so marktschreierisch angepriesene „Retter“ fertig, seine erste Amtshandlung dem Maskeradenbedürfnis seiner ehemaligen Berufsgenossen zu widmen. Dazu haben wir offenbar einen Präsidenten der Republik, daß er sich zu allererst mal um die Neuaufbügelung der wilhelminischen Livreen verdient macht!

Notabene: die gesetzmäßige Regelung dieser Uniformfrage durch den Reichstag stand bevor. Aber die alten Offiziere haben sich wohl mit Grund gesagt, daß die Volksvertretung ihnen den gewünschten Freibrief, das Recht, ihre Livree nach Belieben zu

L. d. M.



Infolge eines Erlasses ist es Reserveoffizieren wieder gestattet, bei festlichen Anlässen ihre Uniform zu tragen.

tragen, nicht erteilen würde. Da mußte sich der gute Hindenburg in den Reichstagsferien schnell der Sache annehmen und das Parlament vor ein *fait accompli* stellen.

Und der „demokratische“ Herr Wehrminister Geßler, der den Ukas gegenzeichnen mußte, hat sich also auch dazu hergegeben, der Entscheidung der Volksvertreter vorzugreifen.

Es ergeben sich zwei Fragen: Läßt sich der Reichstag das gefallen? Und: Wie lange will sich die Deutsche demokratische Partei noch mit diesem Herrn Geßler blamieren? Wann wimmelt sie ihn ab und spedierte ihn, unter Verabreichung eines Freibillets nach deutschnationalen Gegenden, hinaus?

Und Herr Hindenburg? Auf einem Apfelbaum wachsen nun einmal keine Zwetschgen. Mag er noch so viele pazifistische Töne tönen und volksberuhigende Worte säuseln, die man ihm eingelernt hat, – er bleibt doch der er war. Die geliebte Uniform, die er in seiner jetzigen Dienststellung leider nicht mehr so oft spazieren tragen darf wie früher, seinen alten Kollegen zurückzugeben, ist ihm Herzenssache.

Die Kriegskrüppel aus dem Mannschafts- und Unteroffiziersstand dagegen müssen nach wie vor im schäbigen Zivil rumlaufen. Es wäre für die deutsche Öffentlichkeit und den einzelnen gutgesinnten Deutschen ja auch zu peinlich, auf Schritt und Tritt durch den Anblick Gelähmter, Hinkender, Einarmiger, Einäugiger, Hustender, Nervenzitternder in Uniform daran erinnert zu werden, daß diese Unzähligen, die ein Teil ihrer selbst für Deutschland hingegeben haben, von ihrem lieben Vaterland mit einem Bettelpfennig abgefunden werden.

Da erlaubt man lieber denen, die – als Gesunde! – ihre auskömmliche Pension bekommen, in Blau, Rot, Achselstücken und Sporen zu paradieren. *Der* Anblick ist erfreulicher.

1925, 37

Ix

Je kleiner der vaterländische Wille, je größer die nationale Geste; patriotische Feiern sind entschieden leichter durchzuführen als Vermögensabgaben.

1923, 9

Hermann Mauthe

Vereinsleben

Wir feiern gegenwärtig wieder ein bißchen viel Feste, trotzdem wir „durch und durch verarmt“ sind. Dabei ist ein sehr munter bewegtes Vereinsleben zu konstatieren.

Das ganze Volk scheint sich manchmal in Vereine aufgelöst zu haben. Diese Vereine leben von dem Klamauk der periodischen Feste mit ihren öffentlichen Umzügen, Dauerreden und Banketts („Orden und Ehrenzeichen sind anzulegen“), den Wallungen und Ballungen künstlich gezüchteter Hochgefühle, den Kassenberichten, Rück- und Ausblicken. Die Ursache dieser Veranstaltungswut ist immer das kindliche oder kindische Bestreben, etwas zu gelten, etwas zu scheinen. Man will irgend eine bedrückende Situation durch den Tamtam großer Worte überwinden. Man sucht sich Beachtung zu verschaffen: durch Blechmusik und Aufmachung. Der Geist Wilhelms II. schwebt über dieser Republik.

Ob sich ein General bei einem Regimentsappell dicke tut, oder ob ein Reserveoffizier in einer Gefreitenvereinigung sich einen Rahmen für sein bescheidenes Ehrgeizchen geschaffen hat – es ist im Grunde genau dasselbe, als wenn deutsche Mannen Hochtouristik auf völkische Art betreiben, oder Arbeiter durchaus proletarisch Mandolinen spielen. Patriotismus und Lokalpatriotismus überkugeln sich in edlem Wettstreit. Jedes Nest hat seine historischen Festspiele und feiert sie nach dem gleichen Klischee wie die Jahrtausendfeier am Rhein. Vorstände von Verschönerungsvereinen sprechen dabei wie Minister, und Minister zuweilen wie Vereinsvorstände. Landstriche besinnen sich in geräuschvoller Weise auf ihre Eigenart; Kulickes interessieren sich mächtig für ihren komplizierten Familienstammbaum und berufen Familientage ein. Es gibt offenbar überhaupt nichts mehr, was nicht Anlaß zu Vereinsgründungen, Festen und Umzügen, zu Paraden und Reden wäre.

Der Schein interessiert heute eben mehr als das Sein. So auftreten, als ob man nicht Sekretär, sondern Rechnungsrat, nicht Commis, sondern Abteilungsvorsteher wäre: das ist der Drang jedes Deutschen. Jeder möchte in seinem Umkreis höher „eingestuft“ sein, als seiner Stellung eigentlich entspricht. Nur ja um

Gotteswillen nicht zeigen was man ist.

Auf das ganze Volk übertragen ergibt das dann diesen neu-deutschen Klamauk, an dem die ausländischen Studienkommissionen irre werden. Weil kein Mensch auf den Gedanken kommt, daß ein angeblich armes und ausgepowertes Volk auf diese Art und Weise seine Armut, wahrhaftig: seine Armut zum Ausdruck bringt.

1925, 24

Hermann Mauthe

Offiziersball

Emilie, reich mir die Hurratüte
und heft den Christbaumschmuck mir an den Latz!
Heut sammelt sich von deutscher Männerblüte
der Bodensatz.

Und wenn auch die Novemberlinge spotten,
wir strahlen doch im alten Farbenglanz.
Ein deutscher Mann fühlt erst in scheckigen Klamotten
sich voll und ganz.

Was Not des Volkes! Arbeitslosenqualen?
Die Löhne klein, das Fressen schlecht und karg?
Wenn die uns solche Pensionen zahlen,
ist's halb so arg.

Nun laßt das Blech in Wort und Ton erschallen:
Mit Gott fürs Vaterland! Durch Kampf zum Sieg!
Die Stellung wird gehalten, bis wir fallen
bei Hurra und bei Pfropfenknallen,
wie einst im Krieg ...

1926, 51

Tyll

Vom Hungern

In einer Ansprache an Vertreter der Aufwertungsorganisationen hat Herr von Hindenburg u.a. gesagt: „Im großen und ganzen stehe ich dieser Frage ja fern ... Ich habe selbst mein Vermögen verloren. Wenn ich nicht meine Pension gehabt hätte – und die war ja ausreichend – hätte ich auch hungern müssen.“

Denken Sie mal an: er hätte auch *fast* gehungert! Welches Heldentum! Er hätte beinahe erfahren, wie es dem Hauptteil des Volkes, an dessen Spitze er steht, in der Inflationszeit und schon vorher, in den Kriegsjahren, zumute gewesen ist. Beinahe – ums Härchen; aber das ist's eben; dieses Härchen macht es aus: daß sie nie ganz und wirklich von dem gleichen Schicksal erfaßt werden wie das übrige Volk – das trennt unsere Regierenden, Maßgebenden und Prominenten vom Volke. Sie sitzen immer nur im Kino und sehen den Film „Die Tragödie Deutschlands“ laufen. Wo unser Volk auf offener Bühne stirbt, da sitzen sie mit der übrigen, der außerdeutschen Menschheit dabei – als Zuschauer.

Herr von Hindenburg hätte beinahe gehungert. Und er ist naiv genug, das jenen Männern vorzuhalten, die gekommen sind, ihn um Hilfe zu bitten, weil sie gehungert haben, wirklich gehungert, höchst prosaisch und ohne das Pathos, das in so einem „Beinahe“ liegt.

Herr von Hindenburg hat seine Pension gehabt; „und die war ja ausreichend“. Ein wahres Wort! Wahrer als alle Heeresberichte, die jemals von der Firma Hindenburg in die Welt geschickt worden sind. Hat sich der deutsche Heros mit der ausreichenden Pension und dem aufgewerteten Reichspräsidentengehalt auch einmal gefragt, ob die Pensionen seiner „Helden“, der Musketen, die im Weltkrieg zu Wracks geschossen worden sind, *auch* „ausreichend“ sind? Ach ja, Herr Präsident: im großen und ganzen stehen Sie dieser Frage ja fern. Man muß Ihnen darin beipflichten [...]

Paragraf 218



„Seid fruchtbar und mehret euch!“

Bedarf und Bedürfnis

So, so: im Reichsministerium des Innern wird wieder einmal eine Denkschrift ausgearbeitet. Über die „Gründe des Geburtenrückgangs“. Sehr interessant. Ja, was mag der wohl für Gründe haben?

Wenn ich Herrn Geheimrat einen geheimen Rat geben darf ... Nein, nicht das, ich kann mir ja denken, daß die gnädige Frau über Fünfzig ist ... Wieviel Kinder? Zwei? Und nur eine Siebenzimmerwohnung? Allen Respekt, das ist ja ganz ungewöhnlich ... Nein, etwas Anderes, vielmehr gerade das wollte ich sagen: wenn ich Herrn Geheimrat raten darf, so gehen Sie doch mal nach Zimmer 4327, im Vorderflur links die dritte Türe, zu Ihrem Herrn Kollegen von der Wohnungszählung.

Über diese mit Hilfe von vielen riesigen Papierbogen im Monat Mai durchgeführte Zählung gibt das verehrliche Ministerium des Innern offiziell bekannt: „Das Ergebnis entspricht den bisherigen Schätzungen. An zweiten und weiteren Haushaltungen, die eigene Wirtschaft führen, aber keine selbständige Wohnung besitzen, wurden 660.000, und an weiteren Familien, die weder eigene Hauswirtschaft führen noch eine eigene Wohnung besitzen, rund 240.000 ermittelt. Für die nicht in die Zählung einbezogenen Gemeinden ... kommt ein Zuschlag von schätzungsweise 50.000 – 100.000 Fällen in Frage, so daß sich rein zahlenmäßig ein Fehlbetrag von einer Million Wohnungen ergibt.“

Eine Million Wohnungen zu wenig! Aber erschrecken Sie nicht, es ist nicht so schlimm. „Der tatsächliche Bedarf an Wohnungen“, fährt das amtliche Communiqué fort, „ist diesen Zahlen jedoch nicht unmittelbar zu entnehmen, da nicht jede Haushaltung oder Familie, die keine eigene Wohnung hat, eine solche beansprucht“. Schon in der Vorkriegszeit seien in Mittel- und Großstädten etwa zwei Prozent der Wohnungen mit zwei oder mehr Haushaltungen belegt gewesen; und heute werde man diesen Prozentsatz „zweifelsohne höher annehmen müssen.“

Das haben sie nicht gewußt, daß es so bescheidene Familien gibt? Die keine eigene Wohnung „beanspruchen“? Ja, das gibt es. Fällt ihnen gar nicht ein, zu beanspruchen. Sie würden ja ganz

gern eine eigene Wohnung haben, die Leute; aber sie können sie nicht bezahlen, deshalb beanspruchen sie sie nicht, und es existiert in diesem Falle kein Bedarf.

Alle diese armen Menschen bedürfen doch einer Wohnung, erwidern Sie. Wie human Sie denken, Verehrtester! Aber man kann sehr wohl etwas bedürfen, und doch keinen Bedarf haben. Bedürfnis und Bedarf ist eben nicht dasselbe, müssen Sie wissen. Wenn Sie zwar am Verhungern, jedoch leider ohne einen Pfennig in der Tasche sind, so haben Sie keinen „Bedarf“ an Brot. Wenn Sie mit Ihrer schwindsüchtigen Frau und den fünf skrofulösen Kindern – nein, ich fingiere ja nur! – in einem Kellerloch in Berlin NO bei den lieben Schwiegereltern residieren, aber als Gelegenheitsarbeiter dauernd nichts verdienen, dann existiert Ihrerseits kein Wohnungsbedarf.

Sie verdienen an sich eine Wohnung, natürlich; aber Sie können sie nicht verdienen. Das Bedürfnis wäre da; aber Sie sind zu bedürftig, um einen Bedarf zu haben.

Um auf unser Thema zurückzukommen: daß Menschen, die sich gern haben, auch Kinder möchten, ist an sich das Gegebene. Eine Frau, die einen Mann liebt, hat das Bedürfnis, von ihm Kinder zu bekommen. Aber ohne Wohnung haben sie keinen Bedarf an Kindern.

Für den Statistiker heißt das: Geburtenrückgang. Geheimräte in Ministerien verfassen Denkschriften darüber. Andere Geheimräte in denselben Ministerien befassen sich mit Wohnungszählungen.

In Deutschland herrscht infolgedessen starker Bedarf an Geheimräten. Obwohl sie an sich kein Bedürfnis sind.

1927, 37

Rauschnabel

Früher wollten die Leute unbedingt in den Himmel kommen, heute sind sie schon mit einem Nachruf im General-Anzeiger zufrieden.

Professoren kommen manchmal schon nach wenigen Jahren ersten Studiums auf Dinge, über die sich andere erst nach fünf Minuten richtig klar sind.

1925, 25

Hermann Mauthe

Durchs Fegefeuer

Die sozialistische Wirtschaft, heißt es, wird für den Bedarf produzieren, nicht für den Markt. Sie wird planmäßig und gleichmäßig ablaufen, nicht chaotisch und ruckweise. Nicht der beliebige Einzelne, weder als Unternehmer noch als Händler noch als Kunde, wird in ihr das Wort haben, wenn er nur drei Häuser weiter schreien kann als sein Nachbar; sondern der oder die Verantwortlichen werden ihm das Wort erteilen, und zwar nicht auf Grund seiner Stimmbänderleistung.

Das ist Revolution, man mag sich den Weg dazu noch so lang, krumm und „evolutionär“ vorstellen. Und die siegreichen Stimmgewaltigen auf der Kirchweihrauferei unserer bisherigen Wirtschaft wollen deshalb nichts davon wissen; während die Nur-Konsumenten, auf deren Nasen der wilde Tanz sich bisher abspielt und die die Musik und die Zeche bezahlen dürfen, schon eher mit einer Ordnung und Schlichtung des Durcheinanders zufrieden wären. Auch die scheinbar unbeteiligten dienstbaren Kräfte, deren sich die Handelnden bedienen, die Arbeiter, sind einverstanden – was sage ich: einverstanden? – sie sind es ja, die von jeher vom Sozialismus gerade das Paradies statt der Hölle, die Ruhe statt der Hetze, die Würde statt der Mißachtung (Demagogen sagen: den Genuß statt der Mühe) erwarten.

In den vereinigten sozialpolitischen und wirtschaftspolitischen Ausschüssen des Reichswirtschaftsrates ist kürzlich ein Antrag Baltrusch (Arbeitnehmervertreter) eingegangen, der fordert, daß „Arbeit und Kapital nicht mehr zur Erzeugung von wirtschaftlich nicht notwendigen Waren, sondern zu Gunsten des Exports und des notwendigen Inlandsbedarfs verwendet werden sollen“.

Donnerwetter, sagte man sich, da haben wir ja wieder die ominöse Wissell-Moellendorff'sche Planwirtschaft, die vor einem Jahr von den Unternehmern verabscheut und von den Arbeitern nicht begriffen worden ist! Habt ihr euch besonnen, Arbeiter? Schön, also kann die Geschichte losgehen – denn ihr seid doch heute noch immer mächtig genug, euch durchzusetzen?

Aber gemach: gleich meldet sich die bittere Skepsis. Hast du, Baltrusch, gewußt, was deine resolute „Resolution“ bedeutet?

Auch für die Arbeiter bedeutet, die nämlich bei der Umstellung zur Gemeinwirtschaft nicht so ganz unbeteiligt sind, daß ihnen die Aktion kein Kopfzerbrechen zu machen brauchte. Sie sind sogar sehr unangenehm passiv beteiligt. Wenn Kollege Baltrusch konjugiert: ich stelle um, so heißt das für den Kollegen Ixmüller: du wirst entlassen.

Ich erinnere mich an eine Versammlung von Berliner Buchdruckern, in der ich einmal über die Sozialisierung der Presse referiert habe. Ich wies die unsinnige Überproduktion an Zeitungen nach, die in Deutschland vorhanden ist, wo jedes Provinznest gleich drei, vier Dreckblätter haben muß. Ich wies auf England hin und behauptete, daß wir in Deutschland so gut wie dort mit 300 Tageszeitungen statt mit 3000 leben könnten. Man sollte den Zeitungsverlegern ihre melkende Kuh, derentwegen der ganze Blätterwald rausche, den Inseratenteil, entziehen und ihn besonderen öffentlich kontrollierten Anzeigenblättern vorbehalten. Dann würden die 3000 Zeitungen ganz gewiß bald auf die Hälfte, auf ein Drittel reduziert sein. Die Versammlung von Buchdruckern lauschte aufmerksam und spendete Beifall, wenn saftige Seitenhiebe auf den raffgierigen Unternehmer fielen. Aber als der Redner fertig war, standen nacheinander drei, vier Arbeiter auf und bedeuteten den Kollegen, man könne da nicht mitmachen, so schön der Gedanke des Referenten vielleicht sei, denn durch eine solche Regelung würden ja 50 Prozent der Buchdrucker arbeitslos, würden ihre Stellung verlieren, ihren Beruf vielleicht ganz aufgeben müssen.

Das ist der Haken bei der Geschichte, liebe Arbeiter. Ihr müßt wissen, was auch für euch eine Umstellung der Wirtschaft vom unwirtschaftlichen wilden Privatkapitalismus zur wirtschaftlichen Form der bewußt gelenkten, öffentlich kontrollierten Wirtschaft heißen will: Entsagung, Schwierigkeiten, Unbequemlichkeiten, Härten, vielleicht sogar Not, Sorge und Armut für eine nicht ganz kurze Übergangsperiode. Jede Etappe der Wirtschaftsentwicklung ist nicht bloß ein Steigen, sondern auch ein Stolpern gewesen. erinnert euch der Handwerker, die von der Industrie samt ihrem ganzen Handwerk aufs Trockene gesetzt worden sind, oder der Arbeiter, die durch neue Maschinen an die Luft flogen. Selbstverständlich werden die frei werdenden Arbeitskräfte wieder aufgesogen werden, wenn die Gemeinwirt-

schaft die planlose Wirtschaft ablöst; und Geschick der Leitenden, guter Wille der Geleiteten wird es dahin bringen können, daß der Umlenkungsprozeß möglichst glatt, möglichst schmerzlos, möglichst rasch vollzogen wird. Aber ganz ohne Opfer wird es für euch Arbeiter nicht abgehen. Wenn operiert wird, muß Blut fließen. Wenn Fabriken geschlossen und Produktionen aufgegeben werden, dann werden zunächst Arbeiter brotlos oder wenigstens – was fast ebenso schlimm ist – beschäftigungslos. Sie müssen umlernen oder umziehen. Da ist nichts zu ändern.

Der Weg zum Sozialismus braucht vielleicht nicht durch die Hölle zu führen wie in Rußland, aber auf alle Fälle geht er durchs Fegefeuer. Ob wohl Baltrusch daran gedacht hat, als er seinen Antrag einbrachte? Und ob die Arbeitervertreter, die für ihn stimmten, alle wußten, was sie damit beschlossen? Ob schließlich die Wähler jener Arbeitervertreter wissen, was bei der etwaigen Durchführung (etwaigen! bitte, denn er ist ja lediglich „Material“ für die Regierung!) des Beschlusses ihrer wartet? Wenn es so wäre, dann wäre es gut, dann könnte die Umstellung zur Gemeinwirtschaft beginnen.

1920, 42

Sch.

Die Miekrigen

Am armen Mann lernen nicht nur die Frisöre, sondern auch die Juristen ihr Handwerk.

Man höre sich mal ein paar Tage lang in unseren Gerichtssälen die kleinen und kleinsten „Fälle“ an (die fast durchweg der allmählich beängstigenden Flut der Eigentumsdelikte angehören), und man wird nicht nur über die arrogante Weltfremdheit junger Staatsanwälte staunen können, sondern vor allem über die würdevolle Selbstverständlichkeit, mit der da die Rechtsprechung einer Gesellschaftsordnung gehandhabt wird, der in mancher Hinsicht schon selbst das Urteil gesprochen ist.

Selbst durch die „mildernden Umstände“ hindurch grollt in den Urteilen die moralische Entrüstung einer Schicht, deren

Gott der Privatbesitz ist; und da für den Bestand des heutigen Systems die Ehrlichkeit und Anständigkeit der kleinen Leute viel wichtiger ist als die der großen, sind die Strafen selbst für Lappalien oft mehr als gesalzen. Es ist eben hierzulande ratsamer, eine Stadtbank um zehn Millionen zu betrügen, als eine Fürsorgebehörde unter falschen Angaben um zehn Mark zu erleichtern. Denn dort wird lediglich der Reservefond einer Großbank in Mitleidenschaft gezogen, während hier der so wichtige Bestand miekriger Anständigkeit vermindert wird. Nichts wäre aber für unsere Gesellschaftsordnung gefährlicher als das. Denn schließlich lebt sie ja davon.

Erschütternd ist es, wie Hunderttausende aus einem ärmlichen Arbeitsdasein ohne nennenswerten Versuch der Auflehnung und Empörung in das trostlose Hungerdasein der Arbeitslosigkeit übergehen. Wie sie sich dort gegen den endgültigen Absturz wehren und diesem Schicksal doch oft nicht entinnen können. Im Gerichtssaal trifft man sie dann wieder. Die bürgerliche Gesellschaft, die sie erbarmungslos dem Labyrinth wirtschaftlicher Anarchie preisgegeben hat, lauert mit Argusaugen auf den ersten Schritt, der vom vorgezeichneten Weg abgeht, und es ist ihr bei ihrem scheinheiligen Drang nach „Gerechtigkeit“ völlig gleichgültig, ob dieser Fehltritt zwangsläufig erfolgt ist oder nicht. Sie kann sich auf solche Erwägungen gar nicht einlassen, denn sie würde damit den Ast absägen, auf dem sie sitzt.

Und so marschieren sie denn täglich auf vor den Schranken des Gerichts, die kleinen Verbrecher aus Not, die bescheidenen Betrüger, die dilettantischen Darlehens- und Provisionsschwindler. Sie verteidigen sich mit kläglichen Ausreden und hören mit Unterwürfigkeit die Moralpauken des jungen Staatsanwalts, der, so mangelhaft auch seine Kenntnisse noch sein mögen, doch schon weiß, daß eine „gewisse Notlage“ immer noch keine genügende Entschuldigung für ungesetzliche Handlungen ist. Er und seine Kollegen vom Richtertisch kommen aus einer Gesellschaftsschicht, in der jeder durch ein weitverzweigtes Netz von „Beziehungen“ aller Art so getragen wird, daß normalerweise ein Untersinken gar nicht möglich ist; sie kennen nicht die völlige Isolierung des Proleten, den keine gesellschaftlichen Bindungen halten und dem sehr oft nur noch ein Weg übrig bleibt, der zwischen Fürsorge, Kriminalität und Selbstmord hin und her geht.

Wenn dieser Klassenstaat auch nur ein wenig Fairneß kennen würde, müßte er allen diesen Handlungen die Entschuldigung der Notwehr zubilligen. Statt dessen befließigt er sich aber einer heuchlerischen Strenge, die vom bedrängten Kleinen zuweilen sogar mehr Korrektheit im Handeln verlangt, als er dies bei ehrbaren Geschäftsleuten tut. Wenn z.B. ein Notleidender sich in den Möglichkeiten, erhaltene Darlehen zurückzuzahlen, getäuscht hat, verfällt er zehnmal leichter der Anklage und Verurteilung des Betrugs als der Geschäftsmann, der sich leichtsinnigerweise in seinen Transaktionen übernommen oder bei seinen Geschäften die schmale Grenze zwischen Erlaubtem und Strafbarem „versehentlich“ etwas überschritten hat.

Eine Reform des Strafgesetzbuches wird an diesen Dingen nicht viel ändern können. Das kapitalistische System hat das Recht und die Richter, die zu ihm passen.

1930, 25

hm

Frau Momm

Ihr Mann ist in Potsdam Regierungspräsident,
Justizrat ist ihr Herr Schwager,
ihr Schwiegersohn gar ist Ministerialdezernent
aus mächtig feudalem Lager.

Wie Sie sehen, gehört die gute Frau Momm
zu den allerbesten Kreisen.

Die Dame ist überdies kolossal fromm,
so fällt es nicht schwer, zu beweisen,
daß sie das mit dem fraglichen Silbergeschirr
nicht aus gemeinen Motiven gemacht,
sondern weil sie nervös, überreizt und irr ...
Eine Strafverfolgung kommt nicht in Betracht.

Klassenjustiz? Aber erlauben Sie mal!
Die Dame ist krank und gehört ins Spital.
Und weil ihr Fall nicht der Tragik entbehrt,
ist sie unseres höchsten Mitgefühls wert.

Und dann ist da noch der Fall Marie Schmidt,
der lang nicht so interessant ist,
weil nämlich ein einfaches Dienstmädchen mit
so vornehmer Volk nicht verwandt ist.
Im Gegenteil, diese Frauensperson
gehört zu den unteren Schichten.
Im Monat verdient sie dreißig Mark Lohn,
und mit ihr macht man nicht lang Geschichten.
In ihrem Fall heißt es einfach: sie stahl!
Und darauf steht Kittchen im Deutschen Reich.
Für Arm und für Reich, das ist völlig egal,
denn vor dem Gesetz sind wir alle gleich.

Klassenjustiz? Aber erlauben Sie mal!
So eine Person! Das ist ein Skandal.
Klar, daß die da ins Kittchen gehört,
so eine ist unserer tiefsten Verachtung wert.

1930, 12

Tyll

Gleichheit

Kein politisches Schlagwort muß sich gröbere Mißverständnisse und dümmere Ausdeutungen gefallen lassen, als die alte demokratische Forderung – oder Behauptung – der Gleichheit aller Staatsbürger.

Es ist wirklich kein Kunststück, festzustellen, daß die Menschen verschieden sind. Immerhin sind sie z.B. darin gleich, daß sie alle sterben müssen, und daß sie alle zum Leben Brot, Kleider und Häuser brauchen. Daß sie alle leiden, wenn man sie quält, und froh sind, wenn man sie in Ruhe läßt. Erst wenn ihre Grundbedürfnisse befriedigt sind, wenn gewisse allgemein gleiche Grundbedingungen erfüllt sind, wird es den Einzelnen möglich, die persönlichen Eigenschaften und Gaben zur Geltung zu bringen, in denen ihre Verschiedenheit von anderen beruht. Es ist also keine „öde Gleichmacherei“, sondern die Voraussetzung für

Illustrierte Verfassung



„Das Deutsche Reich ist eine Republik. Die Staats-
gewalt geht vom Volke aus.“
(Artikel 1 der Verfassung)

das Gegenteil, wenn man von einer sozialen Ordnung verlangt, daß sie „gerecht“ sei, daß sie allen Teilhabern gleichen Start und gleiche Chancen gewähre. Nur auf diese Weise wird die richtige, die gerechte Auslese, wird Sieg und Führerschaft der Besten ermöglicht.

Wenn diesen dann infolge ihrer besonderen Leistung eine besondere Stellung und ein größerer Anteil an den Gütern des Lebens zufällt, wenn ihnen die Befriedigung von Bedürfnissen über das allgemein gleiche Minimum hinaus gestattet wird, so widerspricht das zunächst keineswegs demokratischen Grundsätzen. Erst die Vererbung größeren Besitzes oder größerer Macht ist bedenklich, fordert Korrektur und Sicherung.

Auch hier wieder lautet ein kindlicher Einwand: es werde ja doch nie gelingen, alle Güter, allen Besitz auf die Dauer gleichmäßig zu verteilen. Er erinnert fatal an den Satz, daß es keinen Sinn habe, die Stiefel zu putzen, weil sie ja doch bald wieder schmutzig würden. Eine periodische Neuaufteilung des Besitzes, wie sie die mosaische Gesetzgebung im sogenannten „Halljahr“ alle fünfzig Jahre vorsah, wäre eine sehr weise Einrichtung, weil sie zwar keine mathematische Gleichheit garantieren, aber die sehr schädliche allzu große Ungleichheit des Besitzes verhindern würde. Es gibt nämlich eine Grenze nach oben und eine nach unten, innerhalb derer in einem gesunden Gemeinwesen Einzelbesitz wünschenswert oder erträglich ist. Was drüber oder drunter ist, das ist vom Übel.

Das übermäßige Anwachsen von Besitz in einer einzelnen Hand ließe sich nun aber auf sehr einfache Weise verhindern: durch eine radikale Erbschaftsbesteuerung, wie sie etwa der vor fünf Jahren ermordete Erzberger einmal im Sinne hatte. Auf dem Weg über eine Erbschaftssteuer könnte man auch die Enteignung des Großgrundbesitzes bewerkstelligen, zu der die Verfassung von Weimar zwar die Handhabe bietet, aber ohne daß sie bis jetzt von einem deutschen Staatsmann ergriffen worden wäre. Am Spezialfall des Grundbesitzes wird die Gemeenschädlichkeit des Übermaßes für jeden Betrachter, der nicht absichtlich die Augen verschließt, ganz besonders deutlich. Zwar würde es auch ohne Großgrundbesitz noch eine „Arbeiterfrage“ geben; aber sie würde anders und weniger gefährlich lauten als die unsrige.

Was heute von den Besitzenden und Privilegierten verächtlich als „Masse“ behandelt und trotz demokratischen Formen und „freiester Verfassung der Welt“ von der Teilnahme am Leben des Staates so weit als möglich ferngehalten wird, ist das Ergebnis einer undemokratischen, ungerechten, verkehrten Gesellschaftsordnung, die dem, der hat, noch mehr gibt und dem, der nicht hat, auch das Wenige noch nehmen möchte. Erst eine Nivellierung, die altes Sumpfgelände austrocknet und alte Aufschüttungen abträgt, die das Monopol der Reichen, der „Gebildeten“ (sie sind es ja nur in Führungszeichen), der „Akademiker“ beseitigt –, erst eine solche Einebnung könnte den gesunden Nährboden schaffen für ein Volk, das nicht „Masse“ ist; das nicht von „Bonzen“ geführt wird, sondern von Persönlichkeiten.

1926, 35

Erich Schairer

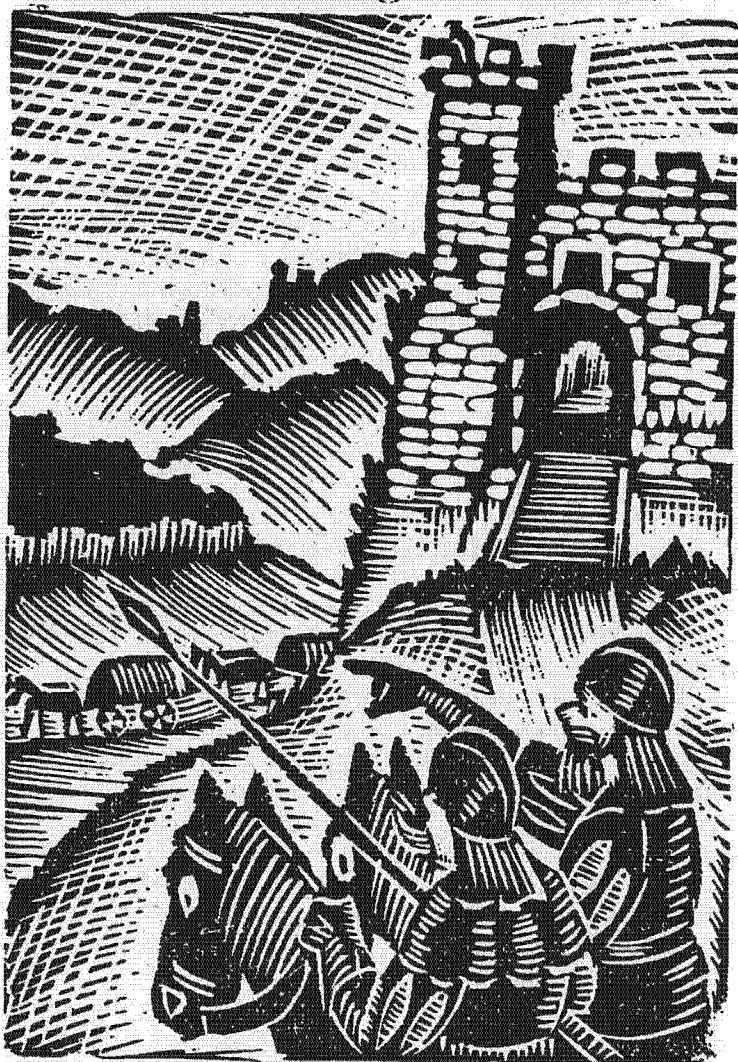
Durchlaucht wünschen ...

Geld natürlich. Und wofür? Das zu erklären geht nicht ohne eine kleine historische Abschweifung.

Einer Reihe von deutschen Fürsten hat Napoleon I. ihre Souveränität genommen. Dafür hat sie im Jahre 1815 der König von Preußen entschädigt, indem er ihnen eine Art Halbsouveränität, die „Standesherrlichkeit“, verlieh. Sie bestand aus Ehrenrechten (Adel, Titel und Wappen, Kirchengebet, Landestruer etc.), Hoheitsrechten (Verwaltung der direkten Steuern, Gerichtsbarkeit, Aufsicht über Kirchen und Schulen) und finanziellen Rechten (Freiheit von Personalsteuern, Brückengeldern etc.). Diese Vorrechte sind den Standesherrn 1848 und später teils einfach genommen, teils durch Renten abgelöst worden.

Die sogenannte Revolution im November 1918 übernahm, deutsch und treu wie sie war, mit dem Staat auch dessen Verpflichtungen, den diversen durchlauchtigsten Standesherrn jährlich so und so viel Mark zu bezahlen, weil hundert Jahre vorher der König von Preußen es nicht übers Herz gebracht hatte, seine von Napoleon abgesetzten Kollegen im Bürgertum

Die Abfindung der Fürsten



Sie können ihr Handwerk nicht lassen

1925, 49

(heute würde man sagen: im Proletariat) versinken zu sehen. Die revolutionären preußischen Regierungen nach 1918 zahlten also. Nur gegen Ende der Inflation, als die Mark wie von Raketen getrieben dem Nullpunkt ihres Wertes entgegensauste, stellten sie die Zahlungen teilweise ein.

Als dann 1923 und 1924 die Mark und die Gemüter sich wieder beruhigten, meldeten sich die Standesherren. Die Durchlauchtigsten wünschen ... Geld natürlich. Und der preußische Staat benahm sich nobel wie ein Kavalier. Er erklärte sich bereit, die Renten weiter zu bezahlen und zwar wegen der verminderten Kaufkraft des Geldes mit einer Steigerung bis zu 50 Prozent, außerdem die während der Inflation geleisteten wertlosen Zahlungen mit 12,5 Prozent aufzuwerten.

Die Standesherren waren aber damit nicht zufrieden und gingen vor Gericht. Der Herzog von Arenberg, der Fürst zu Salm und der Fürst zu Salm-Horstmar z.B. klagten vor dem Landgericht Münster auf Aufwertung ihrer Renten für die Jahre 1920 bis 1924. Diesen Herren, wohlgemerkt, hatte der preußische Staat während der ganzen Inflationszeit die Rente bezahlt; in den letzten Jahren war das bezahlte Geld natürlich wertlos, im Jahre 1920 und 1921 aber hatte es noch einen Wert, mit dem man rechnen konnte.

Und was tat das Gericht? Es verurteilte Ende Mai 1928 den preußischen Staat dazu, diesen drei Standesherren ihre Renten vom Jahre 1920 bis 1924 mit vierzig Prozent aufzuwerten und ihnen rund 250.000 Mark auf den Tisch zu legen. Wenn alle die andern Prozesse, die die Standesherren führen, auch so ausgehen, dann muß der preußische Staat 12 Millionen Mark nachbezahlen (abgesehen von der jährlichen Zahlung der jetzt weiterlaufenden Renten).

Wie ist das in unserer Republik, Theobald Tiger²¹? „Wenn einer keine Arbeit hat, ist kein Geld da. Wenn einer schuftet und wird nicht satt, ist kein Geld da. Aber für Reichswehroffiziere und für andere hohe Tiere, für Obereisenbahndirektionen und schwarze Reichswehrformationen, für den Heimatdienst in der Heimat Berlin und für abgetakelte Monarchien – dafür ist Geld da.“

Die „Nationalen“

Ich kann mir an dieser Stelle, so groß meine Neigung dazu auch ist, die Vorbemerkung nicht erlassen, daß ich meiner ganzen ursprünglichen Anlage nach zum Nationalen in einem unbedingt bejahenden Verhältnis stehe. Es ist mir nahezu unmöglich, mich ins Ausland verpflanzt zu denken. Ich vermag mich nur in deutsches Seelenleben mitfühlend einzuleben, nur in deutscher Sprache mit einer mir genügenden Genauigkeit auszudrücken, und Fremden gegenüber würde es mir bestimmt ähnlich gehen wie Thomas Mann, der von sich erzählt, daß er auf seiner Mittelmeerfahrt den konstantinopeler Verehrern in „fließendem Deutsch“ auf ihre Kundgebung geantwortet habe. Gegen die Juden, die Franzosen, die Engländer und – besonders – die Amerikaner habe ich mancherlei auf dem Herzen, was zu meinem Deutschtum in sehr naher Beziehung steht. Aber Eines hat mich bisher noch immer gehindert, dieser nationalen Einstellung auch öffentlich Ausdruck zu geben, und das ist – es klingt merkwürdig – das Treiben unserer heutigen Nationalen, mit denen ich um keinen Preis verwechselt werden möchte, weil sie mir allzu peinliche Verkörperungen jenes minderen Deutschtums scheinen, an dessen Vorhandensein erinnert zu werden den nationalen Sinn nur immer aufs neue bedrücken und demütigen kann. Mit ihnen zuerst glaube ich mich auseinandersetzen zu müssen, ehe ich es wagen darf, gegen fremde Nationaleigenschaften zu Felde zu ziehen.

Erich Schairer hat jüngst mit Recht darauf hingewiesen, daß das Nationale sich, wie nach Friedrich Theodor Vischer das Moralische, eigentlich von selbst verstehe und daß es bereits verdächtig sei, wenn man es allzu geflissentlich in den Vordergrund stelle. Das tun unsere Nationalen schon damit, daß sie sich als Nationale bezeichnen und als solche von den anderen Volksgenossen, die sie ohne weiteres als nichtnational betrachten zu dürfen meinen, absondern. Denn was berechtigt sie, objektiv angesehen, zu einer derartig lieblosen Verurteilung des größeren Teils ihrer Nation, der zuzugehören sie doch angeblich so stolz sind? Ist nicht gerade diese lieblose Verurteilung am Ende ein Beweis dafür, daß sie in Wahrheit gar nicht national sind?

Mutter Germania



Aber abgesehen davon: ist das etwa gute deutsche Art (oder nicht vielmehr übelste internationale Unart), sich aufzuspielen, als ob man irgend einen Vorzug gepachtet habe? Weckt nicht, um hier an die naheliegende Parallele zu erinnern, eine Kirche, die sich „rechtgläubig“ nennt, oder eine andere, die sich als die „alleinseligmachende“ empfiehlt, schon dadurch ein gewisses Mißtrauen in uns? Edle Art, die ihrer selbst gewiß ist und die die Kraft in sich fühlt, durch sich selbst zu überzeugen, bedarf keiner marktschreierischen Reklame, wie sie etwa die Parteibezzeichnungen „deutschnational“ und „deutschvölkisch“ ohne Zweifel doch bedeuten. [...]

Bei alledem halten unsere Nationalen sich sonderbarer Weise noch für die großen Idealisten. Es ist mir niemals klar geworden, womit sie diesen Anspruch begründen wollen. Mir scheint, daß er durch die Länge der Zeit bei ihnen auch mehr zu einem bloßen Glaubensartikel geworden ist. Denn nur so läßt es sich erklären, daß sie auf die offenerzige Frage, was ihr Ideal denn nun eigentlich sei, die ebenso offenerzige Antwort erteilen, ihr Ideal sei es, dem deutschen Vaterlande wieder zu einem starken Heer, einer stolzen Flotte und zu überseeischen Kolonien zu verhelfen, damit es dem Ausland gegenüber so machtvoll auftreten könne wie ehemals. Daß dies und nichts anderes deutscher Idealismus sei, dessen sind sie augenscheinlich unangreifbar gewiß. Und sie werden sehr böse, wenn man nur von ferne anzudeuten wagt, daß man dergleichen bis dahin gerade immer für robustesten Materialismus gehalten habe.

Noch sonderbarer jedoch will mich die Methode dünken, mit der sie ihre nationale Gesinnung gegenüber den geschichtlichen Ereignissen der letzten zwölf Jahre zu bekunden bestrebt sind. Als jedem zugängliche Tatsache liegt hier vor, daß unser Volk sich vier Jahre hindurch, d.h. eine vorher für ganz unmöglich gehaltene Zeitspanne lang, gegen die ungeheure, beständig wachsende Übermacht fast aller übrigen Großmächte behauptet hat und erst unterlegen ist, als bereits Hunderttausende an Erschöpfung zugrunde gegangen, die letzten Reserven verbraucht und die Bundesgenossen abgefallen waren. Dies, wie gesagt, die Tatsache. Und nun die Frage: wie soll man sich als Glied seines Volkes wohl zu ihr stellen? Es mag auf den ersten Blick ausgeschlossen scheinen, daß die Stellungnahme eine andere sein

könnte als die einer befestigten Treue gegenüber der Gemeinschaft, mit der man sich durch so schlimme Schicksale verbunden weiß, einer vertieften Liebe zu diesem Volk, das so Schweres erduldet, so vieles geopfert, sich so tapfer gewehrt hat und – last, not least – so ruhmvoll unterlegen ist. Aber die Dolchstoßlegende zeigt, daß diese Annahme falsch ist und daß die allein-seligmachende nationale Gesinnung vielmehr darin besteht, seinem zusammengebrochenen Volk aus sicherem Hinterhalt noch einem Fußtritt zu versetzen und seiner blutenden Wunden und seiner Todesmattigkeit mit dem geifernden Anwurf zu spotten, es habe feige versagt, die Front verraten und ohne Not den Kampf aufgegeben. [...]

Es ist so: solange alles gut ging, standen unsere Nationalen in „unerschütterlicher Treue“ zu ihrem Volk. Aber sobald das Schicksal dieses ihres Volkes sich wandte, da war es aus mit ihrer Treue. In dem siegreichen Volke lebten sie gern, von dem besiegten kehrten sie sich ab [...]

Es ist eine Qual, die Auseinandersetzung mit ihnen nicht ganz vermeiden zu können. Sie läßt sich aber deshalb nicht ganz vermeiden, weil jene es wagen, die teuern Namen „deutsch“ und „national“ dadurch zu entweihen, daß sie sie in ihrem Minderlingssinne verfälschen. Die Welt muß wissen, daß deutsch und deutschnational sein noch etwas anderes bedeutet, als mit dem Säbel rasseln, großsprecherisch den Mund aufzureißen, hoffnungslose Beschränktheit als Charakterfestigkeit ausgeben, neue Gedanken trottelhaft begehren, die Idee grundsätzlich bekämpfen, fremde Kulturgüter unbesehen herabsetzen, die des eigenen Volkes verständnislos mißachten, selbsterwählte Ideale verraten, sein Volk in der Not, statt ihm zu helfen, noch durch sinnlose Beschimpfungen schänden.

Denn wenn das und das allein zum Deutschtum und Nationalbewußtsein gehörte – und nach dem Gebaren unserer heutigen Nationalen sieht es manchmal fast so aus –, dann wäre es keine Ehre mehr, deutsch und national zu sein. Das aber habe ich bisher geglaubt. Und ich möchte es gern weiter glauben dürfen.

Christus im Kino

Das „Kleine Theater“ in Heilbronn hat ein paar Tage lang als sinnige Abwechslung und „Vorbote des kommenden Weihnachtsfestes“, wie es in der Ankündigung so schön und pietätvoll heißt, Geburt, Leben und Leiden des Heilandes kurbeln lassen. Es hat seinen eigenen Reiz, auf derselben Leinwand, auf der Chaplin unter Beifallsgewieher seines Stammpublikums seine unbezahlbaren Plattfüße urkomisch in die Welt setzt und der Kultur-Absud einer verrückt gewordenen Epoche Tag für Tag einem hirnleeren Publikum vorgeflimmert wird, den von den Pfaffen beschlagnahmten Christus auf Kinomanier sein dornenvolles Leben abwandeln zu sehen.

Das Ganze ist eine uferlose Geschmacklosigkeit. Sie gefällt also sicher. Eine schöne Legende ist wieder einmal unter die Hände geschäftstüchtiger Regisseure geraten und es ward in jeder Beziehung ein Kinostück daraus. Es ist nur schade um die an sich gewiß nicht uninteressanten Aufnahmen aus Palästina und Ägypten. Aber so bevölkert das übliche Statistenheer den Schauplatz, gruppiert sich malerisch um Golgatha und liegt sanft hingegossen am Ölberg herum. Und die Stars mühen sich krampfhaft, etwas von der Öldruck-Poesie spürbar zu machen, die in der Neuzeit über die Gestalt des Heilandes gegossen worden ist. Statt dem Weltenerlöser sieht man demgemäß den Typ eines Bielefelder Stadtmissionars und die „Mutter Gottes“ weint ihre Glycerin-Tränen genau so virtuos wie alle andern Kinostars in allen andern Kinostücken [...]

Der Film ist so recht der Ausdruck unserer Zeit. Das ganze Jahr blühender Unsinn, Verbrechen, Morde, Erotik und nochmal Erotik, aber dann zum kommenden Weihnachtsfest, weils doch mal immer noch aktuell ist, ein bißchen das Leben und Leiden des Heilandes. Die Nuance darf man nicht missen. Sie paßt so großartig zu der Geschäftsreligiosität der Sonntagschriften. Schickt eure Jungfrauen- und Jünglingsvereine hinein, es ist eine Geschmacklosigkeit nach eurem Sinne.

Beim Zeitunglesen

Der Vater (nimmt die Zeitung in die Hand): „Dieses Saukorps, die Polacken, eine freche Bande, na, denen wird man schon einmal heimleuchten, ach, den Pestalozzi, den haben sie jetzt aber genug gefeiert, ich weiß nicht, das ist jetzt eben so eine Mode, früher hat man doch auch nichts von ihm gewußt und wir sind trotzdem durch die Schule gekommen, Herrgott, ich möchte nur ..., was sie jetzt nur immer mit der Reichswehr haben, neulich – Ernst, hast du’s nicht gesehen? ist der Gaul vom Hauptmann Köster scheu geworden, wie sie da unten vorbeigezogen sind, gefährlich hat das ausgesehen, sag ich dir, aber der hat ihn in der Hand gehabt, ha, es ist eben doch etwas Schönes, aber jetzt sage ich nichts mehr, hab ich’s nicht gleich gesagt? der Kerl hat die Stelle bekommen, freilich kriegt er da mehr Gehalt, ich hab’s aber gleich gedacht, wie er hergekommen ist, der bleibt nicht lang da, hab ich gedacht, ein Schlauberger ist es, ein Erzschaule, die mit dem größten Maul, die kommen halt am weitesten bei uns, und unsereiner ...“

Der Sohn: „Jetzt bist fertig mit der Zeitung, ich will nur nach dem Sport sehen, heute ist scheint’s nichts los, aber an der Börse sollte man eben mitmachen, Vater, wenn du etwas wärest, in Schiffahrt oder Farben, ja freilich, ich weiß schon, früher, ja früher, da war man halt anders, ist heut keine Illustrierte dabei? jaso, es ist erst Donnerstag, im Reichstag haben die Kommunisten wieder Krach gemacht, Hindenburg beleidigt, es ist nur gut, daß die Kommunisten noch da sind, sonst wär es vollends stinklangweilig in der Quasselbude, ach Mutter, mach doch kein so Gesicht, ich werde noch lang kein Kommunist, da muß man dazu veranlagt sein, und ich bin das nicht, vom Vater her bestimmt nicht ...“

Die Mutter: „Hör auf mit deinem Geschwätz und gib mir jetzt die Zeitung, ich muß doch das Inserat vom Tietz ansehen, wer ist denn gestorben? scheint’s niemand Bekanntes, „die Kantontruppen vor Schanghai“, warum man da nicht Ordnung schaffen kann, in dem China, früher hat man’s doch auch gekonnt, die Deutschen, aber eklig ist einem die ganze Politik allmählich, äh.“

Die Tochter: „Die Waldorf-Astoria macht aber jetzt anders

Reklame mit ihrer Oberst, ich mag sie erst gar nicht, was im Kino los ist? ‚Die Mädchenhändler‘ ... ‚mit Hilfe der amerikanischen Polizei...‘, ach Gott, das Kino ist doch gegenwärtig auch stinkfad, aber jetzt hört einmal her: ‚Ein junges Mädchen in Z. hatte schon seit einem halben Jahr ein uneheliches Kind, aber niemand wollte sich zur Vaterschaft bekennen, und sie selbst konnte keinen mit Sicherheit als Vater bezeichnen. Als aber vorige Woche die Nachricht eintraf, sie habe von einer verstorbenen Tante in Amerika 10.000 Dollars geerbt, meldeten sich gleich vier junge Leute mit dem Anspruch, der Vater des Kindes zu sein.‘ Au Backe!“ Der Vater: „Wo, wo steht das? Ich habe doch die Zeitung so genau gelesen, aber das habe ich jetzt nicht gesehen.“ Die Mutter: „Seht, so lest ihr die Zeitung, das Wichtigste findet ihr nie.“ Der Sohn: „Ach nie! Man kann doch nicht immer alles sehen. Aber doll ist das, einfach doll!“

Und nun seh ich dich vor mir, wie du lachst und denkst: genau so ist es, wenn die Webers drüben die Zeitung lesen. – Hm, ja, kann sein; eigentlich hab ich aber dich gemeint, holde Leserin.

1927, 9

Hans Lutz

Wie ist denn das?

Wenn die Kuponschere auf dem Neuen Testament liegt?

Wenn Heimatdichter von der Heimatlosigkeit leben?

Wenn sich die Impotenz zum Sittenrichter erhebt?

Wenn man Sonne im Herzen hat und kein Licht im Zimmer?

Wenn Oberlehrer ohne Leitfaden durchs Leben wandeln?

Wenn eine Republik einen solchen Reichswehrminister hat?

Wenn einer Kriegsanleihe als mündelsicheres Papier gekauft hat?

Wenn Stresemänner Friedenspreise bekommen?

1927, 7

Hermann Mauthe

Die deutsche Familie

Im Herbst 1917 stand Krause bei einem Reserveregiment an der Westfront und wartete sehnsüchtig aber mit einiger Gewißheit auf einen baldigen Urlaub, denn er hatte, wenn auch schweren Herzens, zweihundert Mark Kriegsanleihe, das bekannte „mündelsichere Papier“, gezeichnet. Damit waren zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen; erstens: Urlaub geschunden, zweitens: für die Berufsausbildung seines 13jährigen Sohnes Karl eine sichere Rücklage gemacht. Der alte Krause, sein Vater, saß inzwischen zu Hause hinter dem Ofen und laborierte an den Beschwerden, die ihm das Alter und die Kriegsernährung beschert hatte. Manchmal, wenn es gar zu arg war, suchte er Trost an dem Gedanken, daß sein Sohn das E.K.II erhalten habe. Aber es war ein schwacher. Denn man war, wie gesagt, bereits im Herbst 1917. Der 13jährige Karl dagegen erlebte zur selben Zeit das ewig neue Wunder vaterländischen Einsatzes. Seine Klasse war samt dem Lehrer zur „Sicherstellung der Ernährung“ auf dem Gut eines ostelbischen Junkers bei der Ernte der Kartoffeln eingesetzt worden, welche selbiger nachher größtenteils zu Schnaps und damit zum zuverlässigsten Antriebsmittel nationaler Begeisterung verarbeitete. Im Hause Krausens ging Pastor Schulze mit schöner Selbstverständlichkeit aus und ein, die erlahmende vaterländische Spannkraft durch forcierte Hoffnungen auf den Himmel neu belebend.

Im Herbst 1918 überfiel Krausens die Gewißheit, daß man einerseits die in den bekannten mündelsicheren Papieren angelegten Beträge so gut als verloren anzusehen gewissermaßen berechtigt sei, andererseits hatte man immer noch starke Hoffnung auf das im Schützengraben oft ventilierte Eigenheim, und konnte, wenn man wollte, den Sozialismus deutlich marschieren hören. Im Hause ging Pastor Schulze immer noch mit schöner Selbstverständlichkeit aus und ein und verwies in der Ungewißheit der Umsturztage mit doppelt berechtigt erscheinendem Ernst nach oben. Gegen die Republik hatte er nichts einzuwenden, da sie noch gar nicht da war.

Im Herbst 1925 döste Großvater Krause, seiner Spargroschen auf eine aufregende und radikale Weise beraubt, zwischen Wut

und Entsagung schwankend seinem baldigen Ende entgegen. Vater Krause war damit beschäftigt, Vergleiche zu ziehen zwischen dem „Dank des Vaterlandes“ und den eben ausgesprochenen Rentenkürzungen. Weiter kam er nicht. Karl, der nunmehr 21jährige, war, politisch hellhörig, inzwischen zu Adolf Hitlers Bewegung gestoßen, aus welchem Grunde er sein in Anbetracht der unsicheren Zeiten zu früh gezeugtes und geborenes Knäblein Adolf taufen ließ. Pastor Schulze ging im Hause aus und ein und schimpfte in würdigen Nebensätzen mit zunehmendem Erfolg auf die Republik.

Im Herbst 1930 starb Großvater Krause am Alter und an der Ungerechtigkeit der Zeit. Vater Krause erging sich über das „System“ in bitteren Redewendungen, mit denen er seine Enttäuschung über die neuerlichen Rentenkürzungen geschickt zu verbinden wußte. Karl war arbeitslos und fing an, sich an Adolf Hitlers pickfeinem Umgang ein wenig aufzuhalten. Sein Sohn Adolf dagegen schoß sichtlich in die Höhe und zeigte neben rachitischen Merkmalen auch solche unverfälschter arischer Rasse. Pastor Schulze malte bei seinen jeweiligen Besuchen gedankenverloren Hakenkreuze auf den Tisch.

Im Herbst 1932 brütete Vater Krause stumpf über der anscheinend unlösbaren Frage, was nun eigentlich ein Existenzminimum sei. An dem Tempo, mit dem es immer weiter herabgedrückt wurde, lernte er den Grad der nationalen Erneuerung erkennen. Karl sah, wie selbst freiheitlich gesinnte Bürger sich von dem zackigen Schliff des Arbeitsdienstes Gutes versprachen, und ging kurz entschlossen in ein Arbeitslager. Sein Sohn Adolf wurde zur selben Zeit für würdig befunden, in die Hitlerjugend aufgenommen zu werden; er freute sich darauf, bald auf irgend einem Gut eines Junkers zur „Sicherung der Ernährung“ eingesetzt zu werden. Pastor Schulze schwamm mit schöner Selbstverständlichkeit im Fahrwasser Hitlers.

Herbst 1933 – 45: Armenbegräbnis Krausens, Karl erhält 'ne Auszeichnung für Verdienste an der Arbeitsfront, Adolf wird bei der Kartoffelernte eingesetzt, Schulze hält Feldgottesdienste ab. Parademärsche, Schnaps, Kriegsbegeisterung, mündelsichere Papiere, Urlaub, Eigenheim, Rentenkürzung, Arbeitsdienst, Armenbegräbnis...

1932, 38

anonym

Weihnachten 1931



Demonstriere zu Hause!

Der ewige Untertan

Die deutsche Gefahr

Das gefährlichste Moment der innenpolitischen Lage in Deutschland liegt wohl darin, daß wir eine Republik, aber keine oder viel zu wenig republikanische Bürger haben. Wir haben eine Form, aber keinen Inhalt; ein Faß, aber keinen Wein.

Die Reichswehr ist eine durchaus bürgerliche Angelegenheit. Das könnte sie auch ohne Schaden sein, wenn das Bürgertum darnach wäre. Die Schweizer Miliz ist eine bürgerlich-bäuerliche Institution, ohne jede sozialistische Komponente, und doch ist sie ein Hort der Freiheit. Der Schweizer Bürger will frei sein, der deutsche Bürger nicht. Da liegt der Hase im Pfeffer.

Der deutsche Bürger hat seit dem Dreißigjährigen Kriege keine Geschichte mehr. Während die Schweizer Geschichte vom Leben, Arbeiten, Sichentwickeln des Bürgers und Bauern handelt, ist die deutsche Geschichte seit jenem unseligen Einschnitt in alles politische Geschehen, dem Dreißigjährigen Kriege, eine Geschichte der Fürsten. Das deutsche Heer, in welchen Formen es auch immer auftrat, ist ein Instrument der Dynastien gewesen. Das Volk ist stets Material seiner Herren gewesen. Diese Herren haben 1918 gewechselt. Aber das Volk ist Material geblieben.

Wie soll der, der jahrhundertlang Untertan war, in wenigen Jahren ein freier Staatsbürger werden? Die Kirchen haben – aus eigenem Interesse – die Untertaneneigenschaft des Deutschen sorgfältig gepflegt, ja, wenn es ihnen notwendig erschien, mit Gewalt erhalten. In den Tagen der größten deutschen Revolution, im Bauernkrieg, hat Luther sein unsoziales und durchaus reaktionäres Herz bewiesen, als er sich zu den Fürsten und gegen die Bauern stellte. Er war ein Vorläufer jener christusfernen Stahlhelmpastoren, als er den blutgierigen Fürstenknechten sein „Schlagt die Bauern tot!“ zurief. „Schlagt die Bauern tot!“, das war damals soviel als „Schlagt die deutsche Freiheit tot! Schlagt das deutsche Volk tot!“

Und man hat beide gründlich totgeschlagen. Wo steht heute die protestantische Kirche in Deutschland? Auf der Seite der Freiheit etwa? Und unsere bürgerliche Erziehung durch Jahr-

Deutsche Sehnsucht



hunderte? Wovon war die Rede in unseren Schulbüchern und in denen unserer Väter, Großväter und Ahnen? Niemals ist der freie Mann, sondern stets nur der loyale Untertan deutsches bürgerliches Ideal und höchstes staatsbürgerliches Erziehungsziel der Schule gewesen. Dann trat der junge Deutsche in die Welt. Das heißt, er trat leider nicht in die Welt, sondern in die Enge seiner Berufstätigkeit. Hier wurde der übertriebene Autoritätsglaube der Erziehung in die praktische Angst vor dem Vorgesetzten umgewandelt. Nicht der Charakter, ja meist nicht einmal die berufliche Leistung entschieden über die „Karriere“ (jenen deutsche Träume bealpdrückenden Begriff!), sondern Gefügigkeit, Gehorsam, bereitwillige Aufgabe der eigenen Persönlichkeit. Der Untertan hat in jedem Wettlauf um den Erfolg in Deutschland gesiegt.

So war es bei der Armee, in der Beamtenschaft, ja selbst in kaufmännischen und technischen Betrieben. Ein Gefühl für Freiheit hatte schließlich nur mehr der Proletarier. Aber auch der nur, weil und solange er nichts zu verlieren hatte.

Auf der proletarischen Antithese zum Besitz läßt sich aber eine demokratische Republik nicht aufbauen.

Das Bürgertum hat in Deutschland immer versagt. Es hatte in Dutzenden von Kriegen wohl den Mut zum Sterben, aber es hat noch nie den Mut zum Leben gehabt. Und das, weil es aus Untertanen besteht. Auch heute noch. Der Untertan ist in Deutschland unsterblich. Und solange er das ist, werden wir keine richtige Republik haben [...]

Darum, weil Deutsche Untertanen sind, können sie sich auch nicht regieren. Das ist so selbstverständlich, wie nur irgend etwas selbstverständlich sein kann. Der Bürger hat die Revolution nicht gemacht. Er wachte plötzlich in einer Republik auf. Und hatte große Angst. Und aus Angst wurde er Demokrat. Rosa, damit die Roten ihm nichts tun. Ich habe in München sogar viele Leute der „guten“ Gesellschaft gekannt, die USP-Mitläufer waren. Nur aus Angst! Später wurden sie Hitlerianer. Auch aus Angst. Der deutsche Bürger stellte sich mit zittrigen Beinen auf jeden der nacheinander kommenden Böden der Verhältnisse. Und wurde nur wirklich böse, wenn ihm Einer ans Portemonnaie ging, ein Einzelner, den man erschießen konnte. Aber als der sogenannte Staat in der Inflation das tat, da weinte der Bür-

ger nur, anstatt sich zu wehren, und fiel auf alle Bären herein, die man ihm aufhängte [...]

Der deutsche Untertan hat sich antirepublikanische Richter und Staatsanwälte, eine antirepublikanische Reichswehr, antirepublikanische Gymnasial- und Universitätsprofessoren, einen zu 80 Prozent antirepublikanischen Beamtenapparat geschaffen. Er hat eine antirepublikanische Republik geschaffen, weil er die antirepublikanischen Personen nicht abschaffte. Wo hat sich ein bürgerlicher Wille zur Republik gezeigt? Wo hat sich der Mut gezeigt, an die Feinde der Republik heranzugehen und sie kopfüber aus allen Ämtern und Stellen hinauszuschmeißen? Und wenn der Verwaltungskarren ein paar Jahr holprig gegangen wäre, was hätte es geschadet? Besser auf der holprigen Straße eines politisch ehrlich gewollten Zustandes als im sofaweichen Dreck, wie wir bisher gefahren sind [...]

1926, 43

Franz Carl Endres

Versäumte Möglichkeiten

Die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ hat dieser Tage auf die geradezu selbstmörderische Verblendung hingewiesen, mit der die Republik die unabweisbaren Bedürfnisse des deutschen Volkes nach Tamtam und Ordensgeklunker ignoriert. Es sei, ruft sie aus, ein Unfug, in einem Volke, dem die Freude am Soldatentum im Blute sitze, die Armee ohne Paradeuniform zu lassen, und wenn man die Orden abgeschafft habe und z.B. den Diplomaten als Ersatz Vasen, Zigarettendosen mit Brillanten und andere Kostbarkeiten überreiche, so wisse man eben einfach nicht, daß so was kein Ersatz sei, und daß damit niemals die moralischen und politischen Eroberungen zu machen seien, die etwa Frankreich mit seiner Ehrenlegion mache.

Etwas ist schon daran. Je schwerer es ein Staat hat, desto mehr sollte er sich um diese unwägbaren Dinge kümmern. Das deutsche Volk wäre wahrscheinlich viel leichter über die Beschränkung seiner Wehrmacht hinweggekommen, wenn man sie wenigstens mit prächtigen Paradeuniformen ausstaffiert hätte [...]

So ist in den letzten Jahren aus unterdrücktem Verlangen her-

aus ein bedenkliches Vakuum entstanden, in das nun der geschmacklose, aber um die Bedürfnisse der Massen wissende Herr Hitler mit seinem forschenden S.A.-Heerbann einströmt. Man fragt nicht mehr nach Programmen und Argumenten, sondern verlangt nach dem Apparat. Es ist bezeichnend, daß heute ohne große imponierende Aufmärsche mit Blechmusik keine Politik mehr zu machen ist. Eine tiefe Sehnsucht, von der Republik ignoriert, stillt sich aus sich selbst heraus. Die Herzen konnten den Weg zum Volksstaat nicht finden, nun finden sich die Hände zur Hosennaht, und es stellt sich wie von selbst die leichteste der Gruppierungen her: die Gruppenkolonne.

Was hat man nur den vielen Tausenden angetan, als man ihnen die Aussicht auf Orden nahm! Deren Zauber ist unleugbar. Ihr Besitz verlieh auch dem dürftigsten Dasein Farbe und Genüge. Es gab Höhepunkte des Lebens, wo man sich strahlend die Orden vorknöpfte und herausgehoben war aus dem Dreck; mochte nachher auch der Alltag wieder mies sein, das Geltungsbedürfnis wußte, daß es von Zeit zu Zeit Genüge finden konnte.

Die Republik hätte sich in den schwierigen Entwicklungsjahren dieser menschlichen Schwächen ruhig bedienen dürfen, ja müssen. Man ändert den Charakter eines Volkes nicht auf dem Verordnungsweg von heute auf morgen, und gerade so grotesk unwirkliche Dinge wie der Ordenszauber und anderes haben die zäheste Lebenskraft.

Dem gewaltsam trocken gelegten Amerika bricht der Alkohol aus allen Poren; das seiner dümmsten Dummheiten beraubte deutsche Volk schafft sich abseits vom Staat seine eigenen militärischen Paraden und seine Privatorden.

Man soll ein Pferd nicht am Schwanz aufzäumen, besonders wenn es ein altes Militärpferd ist.

1930, 49

oha

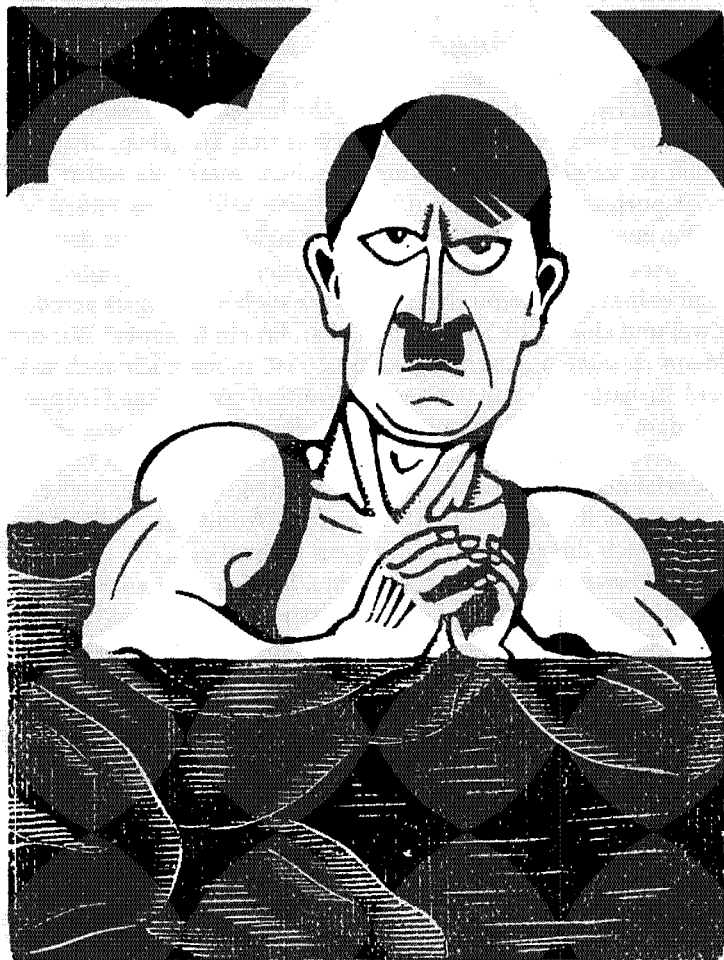
Die große Trommel. Der „Völkische Beobachter“, das Organ der „Nationalsozialistischen deutschen Arbeiterpartei“, bringt folgende Anzeige: *Große Trommel* wird für die Musikabteilung der N.S.D.A.P. benötigt. Gefällige Angebote an die Musikabteilung der N.S.D.A.P. München, Corneliusstraße 12. – Herr Hitler ist von jeher für Schlagzeug gewesen.

1923, 15

Der zahme Adolf

Der staatenlose Maler Hitler laboriert immer noch an dem Nimbus herum, den er einmal in einer aufgeregten Zeit so en passant erworben hat. Vor einem Jahr hat er sich bemüßigt gefühlt, so etwas wie Erinnerungen von sich zu geben, aber ein Buch ist keine Radauversammlung, man merkt da selbst den breitspurigsten Redensarten an, auf wie schlechten Füßen sie einherhumpeln. Augenblicklich blüht neues Leben aus den nationalsozialistischen Ruinen. Herr Hitler redet und redet, wo man es ihm nur erlaubt. Neulich hat er auch in Stuttgart geredet. Zwei und eine halbe Stunde. Ach, war das ein Geseires! Wie der Mann zu seinem Ansehen gekommen ist, möchte ich auch wissen! Er hatte sich zur nötigen Dekoration malerische Gruppen aus dem ganzen Württemberger Ländle kommen lassen, selbst aus Bayern und Baden waren sie mit ihren neckischen Hakenkreuzfähnchen angerückt. War ein Mordsklamauk. Es ist ja so wenig, was Kinder freut! Als der große Adolf das Podium bestieg, brach die ganze Korona in ein Geheul aus, das ihrer arischen Abstammung alle Ehre machte. So also sieht eine Mussolinikopie aus! Ein in die Politik verirrter Friseur stand da oben und mühte sich, so gut es ging, Zusammenhänge sichtbar werden zu lassen. Gott, was muß der Mann alles zusammengelesen haben, bis sich dieser semmelblonde Brei ergeben hat! Sicher hat er sich tief, tief in alle erreichbaren Probleme hineingekniet, hat sich bis in die Biologie hineinverirrt, hat Bände um Bände gewälzt; da muß einer ja irre werden. Eines war herauszumerken: unbelehrbar ist der Mann nicht; nur dauert es ein bißchen lange, bis er hinter etwas kommt. Heute allmählich hat er kapiert, daß mit Gewalt und Terror sehr wenig zu machen ist; wenn die Hälfte des Volkes aus unbelehrbaren Marxisten und solchen Brüdern besteht und die andere aus miesen Nationalisten, dann fällt selbst Hitlers arisches Mannenherz in die Buxen. Dann wird auch der rabiate Adolf zahm wie ein Deutschdemokrat. Weil es also wie bisher nicht geht, hat ers mit jenem Optimiesmus, den jede pleite gegangene Bewegung kurz vor ihrem seligen Ende noch am Grabe aufpflanzt. Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß es hier, entsprechend der ruhmreichen Vergangenheit, ein

Hitler im Urlaub



Unsere Zukunft liegt im Wasser

1932, 28

großschnäuziger Optimismus ist. Unser Hitler glaubt nämlich, daß sich die nationalsozialistische Bewegung von Jahr zu Jahr verdoppeln werde. In etwa 10 Jahren werden wir also ein einig Volk von Nazi-Sozi sein. Ein schöner Traum! Wenn diese Verdoppelung nur nicht jeweils durch Spaltung vor sich geht. So was kommt manchmal vor.

1927, 20

hm

Winterschlaf

„Professor Pötzl in Wien ist es gelungen, den Menschen in künstlichen Winterschlaf zu versetzen.“
(Zeitungsmeldung)

„Alma“, sagte ich zu meiner Frau, „wie wär’s, wenn du dir das neue Kleid aus dem Sinn schlägst? Wir kommen viel billiger weg, wenn wir uns pötzln lassen.“

„Und wenn inzwischen das Dritte Reich ausbricht?“ fragte sie, sie ist nämlich streng völkisch.

„Eben drum!“ meinte ich. „Solln wir uns abrackern, um uns in dieser verjudeten Republik über Wasser, beziehungsweise Eis zu halten, bis der große Morgen tagt? Das können wir doch viel angenehmer haben: wir legen uns winterschlafen, und wenn wir wieder aufwachen, ist’s Frühling, die Sonne scheint, von allen Kirchtürmen leuchten die Hakenkreuze, und an den Landstraßen hängen die Juden und andere Vaterlands- beziehungsweise Rassenverräter, Baum um Baum. Wie wonnig wird uns sein, mein Herz, wenn so der Deutsche Lenz uns anlacht!“

„Und du sitzt auf dem Trockenen“, rief Alma. „Wie willst du im Dritten Reich einen Posten bekommen, wenn du nicht von Anfang an dabei bist? Jetzt hast du Aussichten; du weißt, daß dir der Portier versprochen hat, bei seinem Neffen, dem Gymnasiasten, ein gutes Wort für dich einzulegen, damit er sein Mädels bittet, ihren Bräutigam, den Chef der Befreiungsdivision Oberbayern, was für dich tun zu lassen. Du kannst am Morgen

nach dem Umsturz glatt Hoffilosof bei Hitler Selbst werden, wenn du es geschickt anfängst.“

„Alma“, sagte ich, „die Stelle läuft mir nicht davon. Ich bin doch gut Freund mit dem Herrn Krotoschiner, dem Führer der Sturmstaffel Treuenbrietzen, der wird die Sache schon schmeißen. Auf den ist Verlaß, was der anpackt, das wird was. Man muß sich immer an die Juden halten, wenn man seiner Sache sicher sein will; was die in die Hand nehmen, ist in Ordnung. Krotoschiner wird die Sache schon schmeißen. Na, was meinst du dazu?“

„Gemacht!“ sagte Alma, und wir bestellten uns den Professor Pötzl.

Er sandte uns einen seiner Mitarbeiter, der ließ sich vorausbezahlen, stellte ein rotierendes Hakenkreuz vor uns auf und murmelte einen monotonen Singsang, der zur Hälfte aus dem Muspilli²², zur Hälfte aus der Kabbala stammte, dazu schlug er unaufhörlich das Hakenkreuz und machte priesterliche Verbeugungen in der Richtung gen Walhall. Wir schauten eine halbe Stunde stier in die rotierende Swastika²³ und ließen das arische Geseires des Einschläferers in uns hinabrieseln wie teutschen Wein – dann waren wir eingeschlafen.

Und so liegen wir denn nun im friedlichen Winterschlaf, brauchen weder Brot noch Geld, weder Licht noch Kohlen noch Gas, und träumen mit seligem Lächeln um die deutschen Lippen dem Morgen der Befreiung entgegen, an dem es durch alle Boulevardblätter rauschen, durch alle Straßen hallen wird: „Deutschland erwache, Juda verrecke!“ Das walte Wotan!

1930, 49

Mara Bu

Die Symbol-Krawatte. Es gibt, falls Sie das noch nicht wissen sollten, auch Hakenkreuz-Krawatten. Inserate im „Völkischen Beobachter“ verkünden: „Kaufen Sie nur von rein nationalsozialistischem Betrieb Qualitätskrawatten mit fein eingewebtem Symbol...“ – Das Hauptsymbol liegt wohl darin, daß sich der Arbeiter mit solcher Krawatte selbst den Hals zuzieht.

1932, 36

Deutsches Erwachen

Ich habe es ja immer schon gesagt (aber hört denn jemand auf einen alten Mann?). Und nun ist's so weit: Deutschland befindet sich im Zustand des Erwachens. Nicht auszusagendes Erlebnis!

Man hätte es vorhersehen sollen. Diese beständigen herausfordernden Rufe (vereinzelte und im Chor), Deutschland möge erwachen, waren einfach ein Spiel mit dem Feuer. Denn wie leicht können solche frivolen Aufforderungen ernst genommen werden! Wie leicht konnte Deutschland wirklich erwachen! (Man soll den Teufel nicht an die Wand malen, pflegte meine Großmutter in derartigen Fällen zu äußern, – was für eine kluge Frau, ich sehe sie noch wie heute vor mir!).

Und jetzt haben wir also die Bescherung. Die hartnäckigen Weckrufe unserer Nationalisten sind von Erfolg gewesen. Überall regt es sich bei uns, und überall hat man infolgedessen nun Gelegenheit, sich zu fragen, ob es bei Völkern denn nicht so ähnlich sei, wie es von einzelnen Menschen behauptet wird: daß sie nämlich im Schlafen besser wirken als im Wachen.

Der Intellekt erwacht offenbar am spätesten. Wenigstens hat man diesen Eindruck, wenn man sieht, was für Eigenschaften bisher in diesem Volk erwacht sind. Daß es nicht die besten sind, daran läßt sich kaum zweifeln.

Oder soll man es etwa begrüßen, daß Wahlkämpfe heut bei uns nicht mehr Kämpfe sind, die mit Hilfe der Wahlstimmen ausgefochten werden, sondern solche, bei denen die natürliche Stimme (womöglich noch verstärkt durch Mikrophon und Megaphon) sowie Zaunlatten, Stuhlbeine, Biergläser eine Rolle spielen? Ich kann es nicht finden.

Auch das Bombenwerfen auf Personen gegnerischer Richtung will mir nicht gefallen. Denn es scheint mir immerhin ein Zeichen mangelhafter Selbstbeherrschung. [...]

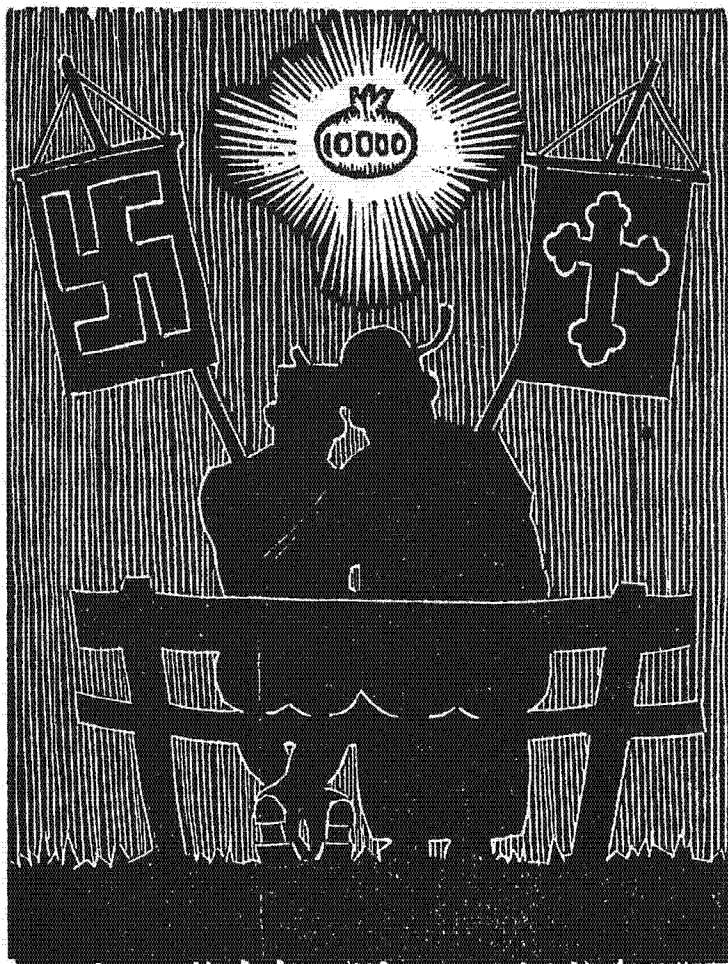
Und auch vom Theater und Kino muß man dabei sagen, daß sie mit Vorliebe jetzt als Demonstrationsschauplätze für das heilige Sehnen des Volkes der Dichter und Denker verwandt werden. Trompeten, Pfeifen, Trommeln, Stinkbomben, Niespulver und ähnliche Unentbehrlichkeiten der erwachenden deutschen Seele steckt man sich zum Besuch des Kinos oder Theaters ein,

wie man sich früher wohl Bonbons oder Schokolade einsteckte. Hätte sie doch weiter geschlummert, die deutsche Seele!

Man sagt mir jedoch, daß es auf deutschen Universitäten zum Teil noch wacher zugehe als in den Kinos und den Theatern. Ich kann es kaum glauben, aber es wird mir von so vielen Seiten berichtet, daß ich meine Zweifel zurückstellen muß. Manche Professoren, so wird behauptet, erleben bei ihren Vorlesungen jetzt mitten im Semester Besuchsziffern, die früher nur zu Anfang des Semesters üblich waren. Und sie sind mit nichten erfreut darüber. Denn was die neu auftauchenden Besucher zu ihnen hinzieht, ist weniger der Wissensdurst (den sie in der Regel anderswo zu befriedigen suchen) als vielmehr der Drang, dem betreffenden Dozenten eine Probe der neu erwachten deutschen Geistigkeit in Form von Füßescharren, Sprechchören, Schimpfattacken, Musikdarbietungen und eingeschlagenen Türfüllungen zu geben. So pflegte man zu meiner Zeit (als Deutschland noch schlief) *nicht* zu studieren.

In den gleichen Zusammenhang aber gehört es augenscheinlich, daß man auch die Schulen heut wachzurütteln sucht, – nicht zum Zweck intensiver Arbeit etwa, wie der Harmlose annehmen möchte, sondern zum Zweck einer in bestimmter Richtung hin erfolgenden Politisierung. Glaubwürdigen Zeitungsnachrichten zufolge sollen sogar Volksbildungsminister sich in diesem Sinne bestätigen und dem Vernehmen nach auch schon beachtenswerte Erfolge erzielt haben. Von einem offenbar besonders aufgeweckten deutschen Lande weiß ich, daß die Schüler in ihm beispielsweise nationalsozialistischen Vereinigungen angehören dürfen, daß sie bis zu den Sextanern herab zu nationalsozialistischen Massenkundgebungen Urlaub erhalten müssen, daß sie bestialischen Meuchelmördern, wenn sie der gleichen Partei angehören, Telegramme schicken dürfen, in denen sie ihnen versichern, sie seien stolz auf sie, daß sie zu wöchentlichen Sprechchor-Gelöbnissen angehalten werden, die sich gegen die Erfinder des – inzwischen allerdings mehrfach revidierten – Versailler Vertrages richten. Provokationen und Bespitzelungen der Lehrer sowie Denunziationen aller Art – sei es in Form von Versammlungsberichten, Eingesandtem oder geheimen Anzeigen – sind, wie ich höre, nichts Seltenes mehr. Hakenkreuze schmücken nicht nur die Schulaborte – wo man sie ja allenfalls noch gelten

So wird's werden



lassen könnte –, sondern auch Bänke und Bücher. Kurzum: für die Auswirkungen des deutschen Erwachens hat sich hier ein weites, weites Feld eröffnet.

Noch einmal: ich habe es vorhergesagt. So ungefähr *mußte* es kommen, wenn man die deutsche Seele mutwillig weckte. Es *konnte* kein gutes Ende damit nehmen. Und was tun wir nun? Genügt es auf die Dauer, sich die Nase zuzuhalten? Oder sollen wir uns gar an die neue Atmosphäre zu gewöhnen versuchen, die jenes Erwachen um uns verbreitet hat?

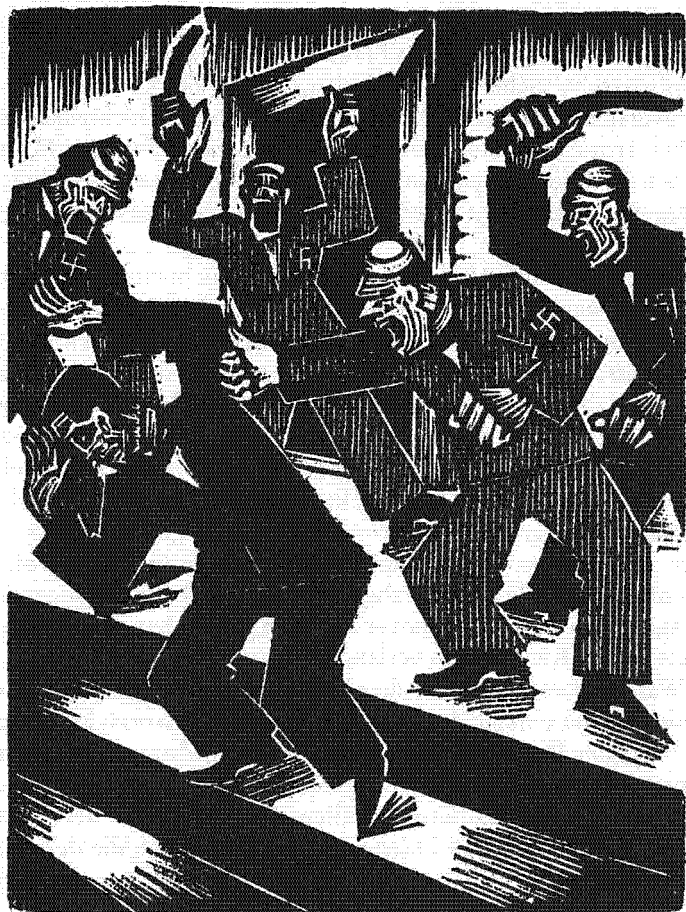
Ich fürchte, ich fürchte, daß das überhaupt keine Frage ist, die von uns selber beantwortet werden wird. Wenn in einer Wohnung andauernd faule Fische gekocht werden, dann pflegen sich für gewöhnlich die übrigen Hausbewohner einzumengen, – soweit sie noch empfindliche Nasen haben. Und viel anders, denke ich, wird es wohl auch bei den Erzeugnissen der heutigen deutschen Küche nicht werden.

1933, 1

Heinrich Kuhn

Theodor Lessing

In Hannover benehmen sich Studenten absichtlich, bewußt und systematisch wie Lausbuben, indem sie den Professor Theodor Lessing²⁴ anfeuern, seine Vorlesungen stören, ihre eigenen Schulstunden schwänzen, um Versammlungen abzuhalten, ihr Pensum nicht lernen, Demonstrationsausflüge machen, Phrasen in die Welt posaunen, bei denen sie sich nichts gedacht haben und auch andere sich nichts denken können. Der Stahlhelm speist sie, die reaktionären Kücken anderer deutschen Hochschulen schicken ihnen Sympathiekundgebungen, halten auch Versammlungen ab, inszenieren Kundgebungen und verkünden tragisch und offiziell besondere Streiktage, an denen sie durch körperliches Fernbleiben aus den Hörsälen sinnfällig daran erinnern, daß sie auch sonst, mit dem, was man in ihren Kreisen Geist zu nennen beliebt, nicht dort sind. Und das alles aus Sympathie für ihre Mitarmen im Geiste. Böse Buben sympathisieren immer miteinander.



Artikel 148, Absatz 1

In allen Schulen ist sittliche Bildung, staatsbürgerliche Gesinnung, persönliche und berufliche Tüchtigkeit im Geiste des deutschen Volkstums und der Völkerverständigung zu erstreben.

Aus: Hans Gerner, Illustrierte Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919

Die ganze Studentenschaft der technischen Hochschulen in Deutschland nebst einiger Handelshochschulen, nebst einiger landwirtschaftlicher Hochschulen, nebst einiger „richtigen“ Universitäten, nebst einer erklecklichen Anzahl nichtakademischer Trottel schäumt, geifert, tobt gegen einen einzigen Mann. Einen Privatdozenten, einen Republikaner, einen Antimilitaristen, einen einfachen, aber klaren denkenden Menschen. Einen Juden.

Und dieses kleine Jüdchen, das übrigens nicht einmal reinjüdischer Abstammung ist, evangelisch gewesen und freiwillig zum Judentum übergetreten ist, hat die Stirn, der entfesselten Meute der teutschen Jüngelchen, hinter denen hetzend die Rechtsparteien mit ihrer Presse, reiche Eltern mit ihrem Geld und mißgünstige Professoren mit ihrem Haß und ihrer Autorität stehen, zu trotzen, einfach zu trotzen. Er weicht nicht. Er will seine Stelle nicht aufgeben, obwohl sein Rektor ihm deutlich gesagt hat, daß er ihn nur ungern schützt, obwohl seine Kollegen aus Angst vor der angedrohten Schließung der Hochschule in einem Dokument der Schande von ihm abgerückt sind, und obwohl sogar der Magistrat der Stadt Hannover die Stirn gehabt hat, von ihm den freiwilligen Rücktritt zu verlangen.

Was hat Lessing verbrochen? Nun, abgesehen davon, daß er Jude und der einzige der hannöverischen Professoren ist, dessen Name über Deutschlands Grenzen hinausgedrungen ist, hat er einige Bücher geschrieben, die eine in besseren Kreisen nicht geschätzte Weltanschauung enthüllen. Dann hat er in der Presse Berichte über den Fall Haarmann²⁵ veröffentlicht, die dem Gericht und allen besseren Bürgern unsympathisch waren. Und schließlich hat er im Vorjahr, als die Kandidatur Hindenburgs propagiert wurde, im größten Blatt der Deutschen in der Tschechoslowakei eine psychologische Studie über Hindenburg geschrieben, die Linksgerichtete ihrer Mäßigung wegen in Staunen, die Reaktionäre aber, da sie nicht ins allgemeine Hurragebrüll paßte, in Rage versetzt hat.

Daher also das Kesseltreiben der jeunesse dorée gegen Lessing. Das Toben der entfesselten Masseninstinkte gegen den Einen.

Diese akademische Jugend von heute benimmt sich wie Mob, wie Janhagel. Es gab Zeiten, in denen die jungen deutschen Studenten sich opferten für eine große Sache. Da jeder von ihnen

sich hingab, aufgab für das Allgemeine. Heute opfern sie sich nicht; heute wollen sie opfern: einen *anderen*, einen Einzelnen, auf dem Altar ihres Dünkels, ihrer politischen Verhetztheit, ihrer grünen Unverschämtheit. Damals, 1813, 1848, 1914 haben sich Studenten hingeworfen, bereit, unterzugehen für etwas großes – ja, auch 1914! Sie haben sich nicht wichtig gemacht, sondern sich freiwillig erniedrigt für die Sache, an die sie glaubten. Ob der Glaube ein guter, wahrer oder ein schlechter, trügerischer war, ist nebensächlich. Es war Demut, Dienstbereitschaft, Bescheidenheit und darum Größe in ihrem Handeln. Aber heute üben sie aus Eingebildetheit, Selbstüberhebung, lausbübischer Radausucht Terror gegen einen einzigen Mann. *Das* ist ihre Tapferkeit. Das ist *ihre* Tapferkeit.

Und darauf sind sie noch stolz. Ein jämmerlicher Stolz, das!

1926, 25

Max Barth

Mann und Frau

Eine Hauptrolle unter den vielen Minderwertigkeits- und anderen Komplexen, auf denen die völkische Weltanschauung aufgebaut ist, spielt die Sorge um die Stabilisierung der sexuellen Herrschaft des Männchens.

Die christliche deutsche Ehe liegt den Nationalsozialisten dringend am Herzen, denn in ihr hat der Mann in jeder Hinsicht das Heft in der Hand. Und so sehr die Frau als Stimmvieh geschätzt wird, so wenig hat sie nach nationalsozialistischer Auffassung in der Politik zu suchen, so wenig wird sie im Dritten Reich zu melden haben.

In Versammlungen darf sie zwar gehen; aber auch nicht in alle. Schon gibt es „Werbeabende“ der Sturm-Abteilungen, auf deren Ankündigungen man an der Stelle, wo sonst den Juden der Eintritt verboten wird, steht: „Frauen haben keinen Zutritt!“

Ist der Nazismus in mancher Hinsicht ausgesprochen römische Imitation, so sehen wir in seiner Stellung zur Frau ausgewachsenen Orientalismus sich breit machen. Die Verweisung

der Frau in die Küche und ins Bett, d.h. ihre ausschließliche Bestimmung zu haushaltlicher und sexueller Funktion; die Ausschließung von politischen Rechten; die Abstempelung zum Besitzobjekt des Mannes, d.h. die Erzwingung streng monogamer Haltung der Frau (bei, nota bene, keinerlei Garantie für das gleiche Verhalten des Mannes); die geistige Unterernährung, die man der Frau zudenkt; die Absperrung von der Teilnahme an vielen Interessen des Mannes – das alles ist orientalistisch. Diese Umgitterung der Welt der Frau, diese Verlötung durch Keuschheitsgürtel für Leib und Geist ist alttestamentlich und allgemein-östlich.

Im Rahmen heutiger europäischer Lebenskreise gibt es nur eine Parallele zu diesem Prinzip der Minderbewertung und der Verknechtung der Frau: im orthodoxen Judentum. Auch dort ist die Frau unter sozialer und religiöser Motivierung zur Null herabgedrückt. Unseren Nazis fehlt nur noch, daß sie von den Juden auch das Gebot übernehmen, nach dem die verheiratete Frau sich das Haar abzuschneiden (und zeitlebens mit einer Perücke herumzulaufen) hat.

Wenn die Völkischen konsequent wären, würden sie unter ihre Programmpunkte auch die Wiedereinführung des Harems aufnehmen. Die Frau gehört hinter Gitter; Schleier vors Gesicht; Eunuch vor die Tür! Dann kann der Mann draußen die Welt regieren, wie er sich das so vorstellt.

Gottlob gibt es noch aufrechte Denker, die vor der letzten Konsequenz nicht zurückschrecken. Zwar hört man noch nicht die Forderung nach dem streng verschlossenen Frauengemach; aber immerhin ist schon ein völkischer Profet der Vielweiberei entstanden. Er heißt von Roithberg, ist Arzt und Rassenforscher, und hat im Hammer-Verlag eine Broschüre „Die ungenügende monogame Ehe“ erscheinen lassen. Es heißt in ihr:

„Heute stehen unsere westeuropäischen Anschauungen und christlichen Eheauffassungen in direktem Widerspruche mit dem Willen des Schöpfers ... In der Zeit, da das Weib nur ein Kind austragen kann, kann der Mann sehr viele Kinder erzeugen. Gott hat das mit voller Absicht getan, damit sich der tüchtige, im Leben und in der Arbeit sich bewährende Mann eher vermehre als der Krüppel, Untaugliche und Arbeitslose. Er will die Hinaufzucht unserer Rasse, und das ist bei doppelgeschlechtlichen

Einzelwesen nur dann zu erreichen, wenn wenigstens von dem einen Teil der beiden Geschlechter nur die besseren zur Fortpflanzung kommen. Als diesen Teil hat Gott den Mann ausersehen und polygam erschaffen ... Gott hat den Mann nicht nur physisch, sondern psychisch polygam gemacht; wäre er nur körperlich polygam und seelisch monogam, so wäre dies ein Widerspruch. Gott aber kennt keine Halbheiten; es ist alles wohl durchdacht.“

Da ist die völkische Ideologie also auf streng legalem Wege ins Allerorientalischste gemündet: Der liebe Gott will's! Und er weiß, was er tut; er „kennt keine Halbheiten“! Welch hohes Ziel beginnt da aufzuleuchten wie Montsalwatsch dem tumben Torren Parsifal: die Vielweiberei als sittliches Ideal und göttliche Forderung! Monogamie der Frau, Polygamie für den Mann! Juda ist überwunden: man ist schon bei Mohamed.

Das ist die Weltanschauung, nach der sich Neudeutschland unbewußt gesehnt hat! Freie Bahn dem Tüchtigen! Nieder mit den entsittlichten Marxisten, die auch der Frau das zugestehen, was sie dem Mann gestatten! Und hoch die Lehre semitischer Wüstenstämme: erotische Freizügigkeit dem deutschen Manne, aber Harem und Kindbett den deutschen Frauen!

1932, 14

Mara Bu

Wunder der Statistik. In Nr. 38 der „Weltbühne“ bespricht Ozzo Lehmann-Rußbüldt die Statistiken über den Waffenhandel, die der Völkerbund herausgibt. Er entdeckt dabei neben manchen anderen auch folgende Merkwürdigkeit: Nach der chinesischen Einfuhrstatistik hat China im Jahr 1925 für 5,4 Millionen Dollar Waffen und Munition eingeführt, davon für 3 Millionen aus Deutschland; nach der deutschen Ausfuhrstatistik hat Deutschland im gleichen Jahr für 400.000 Dollar Waffen nach China ausgeführt. – Wo die Differenz geblieben ist, das können einem vielleicht ein paar Munitionsschieber und das Reichswehrministerium sagen.

1929, 30

Ode an die Dummheit

Laß mich um Deinen Sockel Kränze winden
Aus Immortellen und aus Immergrün!
Nie wird die Allmacht Deines Thrones schwinden,
Und Deiner Hand das Zepter zu entwenden,
Ist heißes, doch vergebliches Bemühn.

Wie hehr, wenn Du, von Ochsen und Kamelen
Umringt, an denen Du in Liebe hängst,
Politikern und teutschen Generälen
Und wotanstollen Hakenkreuzlerseelen
Die volle Sonne Deiner Gnade schenkst!

Heil ihm, den Du mit segensreichen Händen
Im Überschwang geruhst zu benedein:
Laut Bibel wird er einst im Himmel länden,
Auf Erden sind die dicksten Dividenden
(Kartoffeln, wie man früher sagte) sein!

Noch nie gelang's, sich Deiner zu erwehren,
Dein Schild ist gegen Hieb und Stoß gefeit.
(Und könnte diese Welt Dich denn entbehren -?)
O laß mich drum in Andacht Dich verehren,
Denn Dein ist Reich und Macht und Herrlichkeit!

1926, 18

Tyll

Der neunte November

Das ist der Wind der Reaktion mit Mehltau, Reif und alldem; das ist die Bourgeoisie am Thron, der annoch steht, trotz alledem.
Freiligrath 1848

Wissen Sie, wann die deutsche Verfassung von 1871 im Reichstag angenommen worden ist? Ich nicht. Kein Mensch ist je auf die Idee gekommen, diesen Tag als Geburtstag des Deutschen Reichs zu feiern. Das ist bekanntlich von amtswegen der 18. Januar, der Tag, an dem 1871 (nach einem langen Kuhhandel zwischen den Fürsten) König Wilhelm von Preußen im Spiegelsaal des Versailler Schlosses zum deutschen Kaiser ausgerufen worden ist.

Mit 1918 wird das anders gehalten. Der 9. November, an dem die Republik geboren wurde, ist für unsere Offiziellen und Offiziösen eine peinliche Erinnerung, etwas, das nach Bolschewismus riecht. Also feiern wir schon lieber als Geburtstag unserer deutschen Republik den 11. August, den Tag, an dem im Jahre 1919 Friedrich Ebert die Weimarer Verfassung unterschrieben hat.

Mit der stehts eigenartig. Mit ihren radikalen Forderungen (oder sagen wir schon ruhig „Formulierungen“) wie Demokratisierung und Sozialisierung der Betriebe, Bodenreform, Reichsarbeiterrat, Einheitsschule im Sinne der Brechung aller Bildungsprivilegien usw. usw. hätte sie revolutionär wirken und sich auswirken können – im November 1918. Im August 1919 war das schon völlig ausgeschlossen. Gesetze sind, wie Lassalle richtig erkannt hat, nur wirksam als Ausdruck realer Machtverhältnisse; die aber hatten sich im Herbst 1919 schon so weit nach rechts verschoben, daß man auf dem Papier sich ohne jede Angst radikal gebärden konnte, weil man wußte, daß Papier geduldig ist, daß man die Suppe nicht halb so heiß essen würde, wie sie gekocht war. (Beiläufig gesagt, „kochte“ sie damals gar nicht mehr, sie wurde nur noch „gedämpft“.) So grotesk es klingen mag: wer heute die Weimarer Verfassung nach ihrem Buchstaben und nach ihrem Geist ernsthaft durchführen wollte, könnte das nur mit dem Mittel der proletarischen Diktatur, und umgekehrt

wäre es für eine proletarische Diktatur schon eine ganz respektable Leistung, auch nur das Werk von Weimar (lest es mal aufmerksam durch!) in die Wirklichkeit umzusetzen.

Was war uns vor 11 Jahren der 9. November? Ein Tag des Jubels und der Befreiung, eines Jubels, der selbst weite Kreise des Bürgertums mitriß. Was ist der Tag der Erinnerung uns heute? „Ein Gelächter und eine schmerzliche Scham.“ Was soll er uns sein? Ein Tag der Einkehr und der Selbstbesinnung über das, was versäumt worden ist, Besinnung über das, was wir heute noch tun können.

Der bürgerlichen Legende, der 9. November 1918 sei gar kein Tag der Revolution, sondern nur ein Tag des Zusammenbruchs gewesen, muß scharf entgegengetreten werden. Sie hat nur insofern einen richtigen Kern, als bei allen Revolutionen (z.B. 1789, 1848, 1871 in Frankreich, 1917 in Rußland) wirtschaftliche Krisen, Hungersnöte, militärische Zusammenbrüche den letzten Anstoß zum offenen Aufruhr gegeben haben. Aber der militärische Zusammenbruch und das deutsche Waffenstillstandsangebot fallen ja bereits in die ersten Oktobertage, und die Ausrufung der Republik in München am 7. November wäre auch ohne den Kieler Matrosenaufstand erfolgt. Sie war wie überall nur möglich als die notwendige Reaktion auf vier Jahre unmenschlicher Unterdrückung, sie war nicht das Werk einer Partei oder Gruppe (Spartakisten gab es damals wenige, S.P.D. und sogar U.S.P. schwankten), sondern ausschließlich das Werk der breiten Massen. Als Philipp Scheidemann – alles weniger als ein Revolutionär – vom Balkon des Reichstags die deutsche Republik ausrief, war das Ganze nur noch eine Formsache (oder ein Mittel, die Ausrufung der Räterepublik durch Liebknecht zu verhindern?), denn längst beherrschten die Arbeiterbataillone, die auf Parteibefehl aus ihren Fabriken in das Innere der Stadt marschiert waren, die Berliner Straßen [...]

Wir werfen dieser Revolution nicht vor, daß sie in dem allgemeinen Chaos nicht gleich zu sozialisieren anfang, sondern daß sie eben nicht einmal eine radikal bürgerliche Revolution war. Dazu hätte allerdings auch die Schaffung einer absolut republikanischen Reichswehr – wenn man schon überhaupt auf einer Reichswehr bestand – und eines entschieden republikanischen Beamtentums gehört. Man sagt, es hätte an den nötigen Leuten

Die Reinigung



dazu gefehlt. Das mag für die Mitgliedschaft der sozialdemokratischen Parteien zutreffen, denn schließlich konnte ja vor dem Krieg kein Sozialdemokrat Beamter werden oder sich Beamtenkenntnisse aneignen. Aber es kam ja auf die unteren Beamten gar nicht so sehr an, die waren bis dahin meist unpolitisch bzw. hatten die politische Meinung ihrer Vorgesetzten; sie haben sich auch beim Kapp-Putsch noch relativ gut gehalten, weil keiner seine Stellung verlieren wollte. (Wie wäre das heute?) Für die Besetzung der mittleren und vor allem der oberen Beamtenstellen aber gab es genug zuverlässige Republikaner, Kaufleute, Lehrer, Ärzte, die sich im Krieg gründlich in den Verwaltungsapparat eingearbeitet oder wenigstens die Voraussetzungen zur Einarbeitung erworben hatten. Die Republik hat (mit der Ausnahme Erzberger) auf diese Menschen verzichtet, selbst wenn sie Walther Rathenau und Hugo Preuß²⁶ hießen (der eine wurde zu spät geholt, der andere zu früh abgesägt); sie hat selbst auf Posten, zu denen gar keine Fachkenntnisse, sondern nur leidliche Umgangsformen gehörten, lieber abgedankte Offiziere als zuverlässige Republikaner gesetzt und damit dafür gesorgt, daß ein reaktionärer Verwaltungsapparat die ganze Gesetzgebung sabotieren konnte.

Es muß zugegeben werden, daß man jetzt nach 11 Jahren so allmählich beginnt die begangenen Fehler einzusehen und noch allmählicher sie wenigstens an einigen Stellen wiedergutzumachen. Ob uns die Reaktion dazu noch Zeit läßt? Sie hat die Hand an der Gurgel der Republik, und von Österreich her weht ein böser Ostwind. Von St. Helena aus hat Napoleon profesezeit, in hundert Jahren werde Europa republikanisch oder kosakisch sein. Die Entscheidung für Mitteleuropa wird bald fallen.

1929, 45

Fritz Edinger

Die Republik ist die Fortsetzung des Kaiserreichs mit anderen Mitteln.

1922, 13

Wir haben eine demokratische Republik, der Himmel schenke uns Demokraten dazu!

1922, 30

Hermann Mauthe

Sozialismus

Ein Arbeiter unter den Lesern der Sonntags-Zeitung hat mir vor längerer Zeit einen Brief geschrieben, der mit den Worten schließt: Glauben Sie an den Sozialismus? Wenn ja: wann sind wir für den Sozialismus reif?

Da ich mir inmitten der heutigen Gesellschaftsordnung immer als Sozialist vorkomme und es wenigstens solange zu bleiben gedenke, als wir keine sozialistische Gesellschaftsordnung haben, so gestehe ich nicht ohne Befangenheit, daß ich auf diese Fragen bis heute keine Antwort gefunden habe. Sie scheinen mir eine verdächtige Ähnlichkeit mit der Frage nach Gott und dem ewigen Leben zu haben, auf die ich ebenfalls keinen Bescheid weiß; die ich aber vorsichtshalber zu verneinen pflege, denn ich kann mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß der Fragesteller sich dabei etwas denken wird, was ich ablehne. Wahrscheinlich versteht auch mein Freund, der sich nach meinem Glauben an den Sozialismus erkundigt hat, eine Art von Reich Gottes auf Erden darunter, in dem keiner mehr etwas für sich haben will. In diesem Fall würde ich alle meine Lebenserfahrungen in den Wind schlagen müssen, wenn ich Ja sagen wollte.

Nein, ich glaube nicht an einen Sozialismus, zu dem man erst „reif“ werden müßte. Aber ich bin Sozialist, denn ich hasse und verachte diese Gesellschaft, in der die Drohnen von der Ausbeutung der Bienen leben dürfen, und ich kann mir nichts Unwirtschaftlicheres denken als den Wirtschaftsapparat, der zu diesem Zwecke in Bewegung gesetzt wird. Ich bin überzeugt, daß eine gerechtere Ordnung und eine wirtschaftlichere Wirtschaft möglich ist, ohne daß vorher aus Menschen Engel zu werden brauchen.

Eben weil die Menschen keine Engel sind, muß hiezu die sogenannte „freie“ Wirtschaftsordnung, in der wir leben, durch eine gebundene abgelöst werden, in der jeder, ob er will oder nicht, seinen Dienst zu erfüllen hat, und in der die Güter nicht ins Blaue hinein, sondern nach einem Plan erzeugt und verteilt werden. Über den Weg zu diesem Ziel getraue ich mir nicht eine Ansicht zu äußern, die den Anspruch auf unbedingte Alleingültigkeit erheben könnte. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß es ver-

schiedene Wege dazu gibt, ja daß es sogar auf Umwegen erreichbar ist. Ich begrüße jede Annäherung an das Ziel, gehe sie aus, von wo sie wolle; und mißtraue jedem Ismus, der die Patentlösung in der Tasche zu haben behauptet. (Auch dem Marxismus.) Insbesondere bin ich mir keineswegs so ganz klar darüber, ob die Durchführung des Sozialismus von einer gewaltsamen, blutigen Umwälzung bedingt (und andererseits garantiert) ist. Die Geschichte lehrt allerdings, daß herrschende Klassen ihre Macht nicht freiwillig aus der Hand zu geben pflegen. Aber ich weiß nicht, ob diese Geschichte schon lange genug gedauert hat, daß man behaupten könnte, was bisher und unter gewissen Voraussetzungen so oder so gewesen sei, müsse überhaupt und immer so sein.

Alle mehr oder weniger gelehrten bürgerlichen Einwände gegen den Sozialismus gehen aus *einer* Wurzel hervor, deren populäre Formel lautet: da nicht alle Menschen gleich sind, so können sie auch nicht alle gleichviel haben wollen. Gegen die Demokratie, die politisch „alles gleichmachen“ wolle, hat man seinerzeit ähnlich argumentiert. Ihre Vertreter haben mit Recht erwidert, daß sie nicht alles gleich machen, aber allen gleichen Start geben möchten. Was hast der Sozialist auf jenen Vorwurf zu antworten?

Es stimmt schon, daß nicht alle Menschen gleich sind, so wenig wie alle Baumbblätter, alle Katzen oder alle Wanzen. Aber bis an einen gewissen Punkt *sind* sie alle gleich: alle müssen essen, wenn sie Hunger haben, alle müssen sich kleiden und ein Dach über dem Kopf haben, wenn sie nicht frieren sollen, und alle müssen sterben, wenn sie krank oder alt sind. Solange das so sein wird, solange hat jede menschliche Gesellschaft die Pflicht, ihre einzelnen Mitglieder vor Hunger und Frost zu bewahren und in Krankheit und Alter zu pflegen, und das Recht, die hiezu erforderliche Arbeitsleistung auf alle zu verteilen; jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft hat umgekehrt das Recht, die Sicherung seiner Existenz zu beanspruchen, und die Pflicht, zu dem hiezu nötigen Aufwand sein Teil beizusteuern. Für die kleinste gesellschaftliche Gruppe, die Familie, gilt dies als selbstverständlich, ohne daß man diesen Sozialismus groß als solchen bezeichnet. Auch noch in der altgermanischen Dorfgemeinschaft und in der mittelalterlichen Stadt hat es diesen Sozialismus gegeben.

Heute gehören wir, wohl oder übel, größeren gesellschaftlichen Verbänden an. Ist es nicht selbstverständlich, daß auch jene Pflicht und jenes Recht sich auf sie vererben muß?

Keiner hat dies so überzeugend begründet und gleichzeitig die Durchführung der Forderung technisch so vollkommen ins Einzelne durchdacht wie der Wiener Ingenieur und Soziologe Popper-Lynkeus²⁷ in seinem Werk über die „Allgemeine Nährpflicht“, dessen Studium vielleicht als Ergänzung zu Karl Marxens Parteibibel manchen eifrigen Sozialisten empfohlen werden darf. Und ein anderer Nichtmarxist, der sich ebenfalls Gedanken nicht bloß über den Weg, sondern das Ziel gemacht hat, Wichard von Moellendorff²⁸, hat vor Jahren in dieser Zeitung erklärt, daß ein vierständiger Arbeitstag genügen würde, um die Bedürfnisse der heutigen Gesellschaft durch arbeitsteilige Arbeit zu decken.

An dem Punkt, wo die Menschen ungleich werden (und das können sie erst, wenn die allen gleichen Bedürfnisse befriedigt sind), hört auch die Notwendigkeit und das Recht des Sozialismus auf. Von da an wäre Sozialismus nicht Hilfe, sondern Vergewaltigung. Wenn einmal eine überspannte „sozialistische“ Epoche käme, wo die Menschen, die jetzt unter dem Banner der individualistischen „Freiheit“ den Kampf aller gegen alle führen, gewissermaßen alle in einer großen Kaserne leben müßten, dann wäre es an der Zeit, dem Sozialismus den Kampf anzusagen. Aber darüber brauchen wir uns heute wahrhaftig keine Sorgen zu machen.

1929, 32

Sch.

Der Sozialismus suchte Menschen und fand – Diskussionsredner.

1923, 24

Sie schlugen sich gegenseitig die Schädel ein; zum Schluß hörte ich sie dann die Internationale singen.

1922, 5

Alle Ideale beginnen mit einem Aufruf und enden in einer Resolution.

1922, 30

Die allgemeine Nährpflicht

Nachdem sich die Marxisten als unfähig erwiesen haben, uns den Sozialismus zu beschern (wahrscheinlich deshalb, weil wir nicht „reif“ dazu waren), kann man es uns nicht übel nehmen, wenn wir uns von der Beschäftigung mit dem „wissenschaftlichen“ Sozialismus ab- und anderen Lehren zuwenden: solchen, die zwar nicht so gelehrt sind und nicht so „historisch“ denken, aber sich dafür ein Bild zu machen suchen, wie die sozialistische Gesellschaft der Zukunft aussehen müßte und auf welchem Wege sie heraufzuführen wäre. Diese Sozialisten, denen die Wirklichkeit mehr ist als die Lehre, und die Zukunft wichtiger als die Vergangenheit, werden von den zünftigen Vertretern des Sozialismus seit Marx unter dem Namen der „Utopisten“ über die Achsel angesehen, weil sie eine „überwundene“ Stufe und wissenschaftlich nicht einwandfrei seien. Aber wir Laien, die wir uns doch auch für Sozialisten halten, können mit ihnen vielleicht mehr anfangen als mit den Hochgelehrten und ihren Nachbeter, die gezeigt haben, daß sie zwar auseinandernehmen, aber nicht zusammensetzen können.

Ein solcher Utopist ist der österreichische Ingeniör Josef Popper mit dem Schriftstellernamen Lynkeus, der in hohem Alter am 21. Dezember 1921 gestorben ist. Als Ergebnis einer Lebensarbeit hat Popper-Lynkeus im Jahr 1912 sein Buch über „Die allgemeine Nährpflicht als Lösung der sozialen Frage“ im Verlag von Carl Reißner in Dresden erscheinen lassen. Zu Lebzeiten des Verfassers hat das Werk in der Öffentlichkeit wenig Aufmerksamkeit gefunden; jetzt, da er tot ist – so geht es gewöhnlich – wird man ihn „entdecken“ und vielleicht sogar einmal ein Denkmal für ihn setzen.

Popper-Lynkeus geht in seinen Gedanken nicht vom Kapitalismus aus, sondern von der Not. Die möchte er beseitigen; wie es dann dabei dem Kapitalismus geht, ist ihm gleichgültig. Die Not ist die Begleiterscheinung oder Folge der Existenzunsicherheit, die das Kennzeichen unserer Wirtschaftsverfassung bildet. Es gibt in ihr, richtig gesehen, nur zwei Klassen: die kleine der gesicherten und die überaus große, nicht etwa bloß die Arbeiter umfassende, der ungesicherten Existenzen. Sie sind ständig be-



Aufmarsch zum Parteitag

droht, und zwar nicht so sehr und beständig von den allgemeinen Wirtschaftskrisen, als von den rein persönlichen zufälligen „Privatkrisen“, wie Popper sie nennt. Ein Maler, der blind wird; ein Arzt, der taub wird; ein Sparer, dessen Papiere gestohlen werden oder ihren Wert verlieren; ein Landwirt, der Mißwachs hat; ein Buchhalter, der wegen Differenzen mit dem Chef entlassen wird; eine junge Witwe, die den Ernährer verliert; eine Familie, die mit Krankheit heimgesucht wird; der Gartenwirt bei schlechtem Wetter, der Sommertheaterdirektor bei gutem: sie alle können an „Privatkrisen“ zu Grunde gehen, gegen die kein soziales Programm etwas hilft, weil sie unberechenbar sind. Es gibt nur ein einziges Mittel dagegen: die Garantie des Existenzminimums an Nahrung, Kleidung, Wohnung und ärztlicher Hilfe für jeden Mitbürger ohne Unterschied. Dies, aber nicht mehr, zu gewähren, ist Aufgabe und Pflicht der Gesellschaft; und ist möglich für die Gesellschaft. Was drüber hinausgeht, ist Sache des Einzelnen und muß ihm überlassen bleiben. Popper hält die volle Ausschaltung des privaten Gewinnstrebens, der freien Privatwirtschaft, wie sie etwa eine radikale Sozialisierung (z.B. der „wissenschaftlichen“ Sozialisten) sich denkt, für unmöglich (utopisch!) und auch nicht für wünschenswert.

Die Voraussetzung der Lieferung des Existenzminimums an jeden Einzelnen, und zwar nicht in Geld, sondern in Natura, und zugleich die Gegenleistung des Einzelnen an das Ganze, ist die Einführung einer allgemeinen Dienstpflicht, die Aufstellung einer „Nährpflichtarmee“, in der alle männlichen und weiblichen Bürger eine bestimmte Zeit zu dienen haben; und die Gründung der nötigen Anzahl landwirtschaftlicher und industrieller Großbetriebe. Die Dienstzeit in der Nährarmee müßte nach Poppers Berechnung in Deutschland für Männer 13 Jahre und für Frauen 8 Jahre (vom 18. bis 30. bzw. vom 18. bis 25. Lebensjahr) dauern; bei einer täglichen Arbeitszeit von 7 bis 7 1/2 Stunden.

Popper trennt also das zum Leben Notwendige vom Überflüssigen. Für dieses will er die freie Wirtschaft mit Geld als Tauschmittel und freier Konkurrenz, also den „Kapitalismus“, erhalten wissen. Jenes will er „sozialisieren“: es soll durch die allgemeine Nährpflicht beschafft und „umsonst“, unter Vermeidung jeder Art von Geldwirtschaft, an jeden Staatsangehörigen von der Geburt bis zum Tode verteilt werden [...]

Dem Leser wird die Verwandtschaft Poppers mit Wichard v. Moellendorff (auch einem Ingeniör!) aufgefallen sein. Auch dieser geht von der Unterscheidung zwischen Existenzminimum und Luxus aus. Jenes wünscht er sozialistisch und arbeitsteilig zu befriedigen; diesen will er freigeben, allerdings unter Ausschaltung arbeitsteiliger Arbeit, bei der Arbeitgeber und Arbeitnehmer entstehen. Popper-Lynkeus würde Moellendorff vielleicht entgegnen, daß das Verbot arbeitsteiliger Produktion für die freie Wirtschaft in seinem Staate gar nicht nötig sein werde, da nach dem Wegfall der Hungerpeitsche der Arbeiter ganz von selber dem Arbeitgeber gegenüber in eine andere Machtposition rückte, weil dann wahrscheinlich (um mit Oppenheimer zu reden) nicht mehr zwei Arbeiter einem Unternehmer, sondern zwei Unternehmer einem Arbeiter nachlaufen würden.

1922, 30

Sch.

Gescheitert

Das von der kommunistischen Partei eingeleitete Volksbegehren, das den Bau von Kriegsschiffen verboten wissen wollte, ist gescheitert. Es sind nur etwa zwei Millionen Stimmen aufgenommen, die Hälfte der Zahl, die notwendig gewesen wäre, um das beantragte Gesetz vor den Reichstag und einen etwaigen späteren Volksentscheid zu bringen.

Die Sozialdemokratie, die in dem Volksbegehren der K.P.D. lediglich ein gegen sie gerichtetes parteipolitisches Manöver gesehen hat, triumphiert. Vielleicht etwas zu sehr und etwas zu früh.

Es ist zwar richtig: man hat nun gesehen, daß eine derartige Aktion ohne die S.P.D. keinen Erfolg hat. Der Einfluß der K.P.D. in Deutschland ist weit geringer als die Wählerziffer vom 20. Mai es erscheinen ließ. Sie hat keine Presse, kein Geld, keine Führer. Und sie hat auf dem Lande fast gar keinen Boden. Ein „Kommunist“ ist für die große Mehrzahl unserer biederer Volksgenossen und namentlich -genossinnen offenbar etwas Fürchterliches.

Man kreuzt zwar bei einer geheimen Wahl aus lauter Verbitterung einmal die rote Partei an, etwa wie Kinder den Teufel an die Wand malen (und dann froh sind, wenn er doch nicht kommt). Aber seinen Namen auf eine Liste setzen, die von der K.P.D. aufgelegt ist – Gott behüte! Ja, wenn die S.P.D. mitgemacht hätte, die heute durchaus gesellschafts- und regierungsfähig geworden ist!

Die S.P.D. hat nicht mitgemacht, obwohl sie, wie sie nachdrücklich versichert, ebenfalls gegen den Bau von Panzerkreuzern ist. Und auch ihre „oppositionellen“ Mitglieder, der linke Flügel, die Sachsen, haben Disziplin gehalten und in der kritischen Zeit nicht gegen den Panzerkreuzer, sondern gegen die K.P.D. agitiert, die ebenfalls gegen Panzerkreuzer ist. Eine Haltung, die bei der Parteileitung der S.P.D. stolze Befriedigung erweckt haben mag: wir haben unsere Leute fest in der Hand; bei neutralen Zuschauern je nachdem ebenfalls Befriedigung oder Trauer: über die unheilbare Spaltung der Arbeiterklasse, die über den Klassenfeind niemals siegen wird, solange sie mit beisspielloser Verbissenheit und tödlichem Haß den Bruderkrieg in den eigenen Reihen führt.

Die S.P.D., der stärkere Bruder, freut sich über den Sieg, den ihm der Mißerfolg des Volksbegehrens bedeutet. Aber wenn die Partei den Weg weitergehen wird, den ihre Führer am 10. August (dem Nachfolger des 4. August 1914) beschritten haben, wenn die Taktiker vom Kaliber Severing²⁹ und Hörsing³⁰ in ihr die unumstrittene Oberhand bekommen, wenn mit ihrer Hilfe nach einem „positiven Wehrprogramm“ aufgerüstet werden wird, – dann wird es sich eines Tages zeigen, daß ein Sieg auch ein Pyrrhussieg sein und daß hinter einem Höhepunkt der jähe Abfall kommen kann. „Genosse“ Severing und „Kamerad“ Hörsing wollen Seite an Seite mit Hindenburg, Groener³¹ und Heye³² marschieren. Es ist kaum denkbar, auch bei einem Höchstmaß von Parteifrommheit, „Disziplin“, Schafsgeduld oder wie wir das je nach Temperament nun heißen mögen, daß die sozialdemokratischen Arbeitermassen (in denen, o Ironie des Geschehens, heute die Erinnerung an die Zeit vor 50 Jahren jubiläumsweise aufgefrischt wird) dabei auf die Dauer mitgehen werden.

Wir Kriegsgegner, die wir, ohne an dem Zwist zwischen S.P.D. und K.P.D. beteiligt oder interessiert zu sein, das Volksbegehren

Müller, der Friedensengel



mitunterzeichnet haben (und morgen wieder mitunterzeichnen würden), weil sein Inhalt unserem Willen entsprach, werden jedenfalls bis auf Weiteres nicht mehr mit dem alten Vertrauen zur S.P.D. hinüberschauen können wie bisher. Wir verfolgen ihre Politik, die heute nicht mehr so eindeutig ist wie vor fünfzig Jahren, mit einer Spannung, die von Zweifel und Besorgnis erfüllt ist.

1928, 43

Erich Schairer

Verantwortlich

Wenn ich mit einer brennenden Pfeife über den Heuboden meiner eigenen Scheuer gehe, etwas Glut fällt heraus, die Scheuer brennt ab, – was glauben Sie, was mir geschieht, obwohl vielleicht außer mir selber nicht einmal jemand zu Schaden gekommen ist?

Wenn ich als Angestellter der Firma Meier einem armen Reisenden, der mich dauert, fünfzig Mark aus der mir anvertrauten Kasse schenke – den Betrag, den der Chef jeden Abend herausnimmt, um ihn zu verjuxen –, glauben Sie, man wird mir das hingehen lassen?

Wenn ich mit dem mir anvertrauten Gelde meines Mündels an der Börse spekuliere, z.B. in Filmaktien, oder in Speck, und elend hereinfalle, so daß am Schluß nichts mehr da ist, – wird der Herr Staatsanwalt mich etwa nicht beim Wickel nehmen?

Wegen Veruntreuung, wegen Unterschlagung, wegen fahrlässiger Brandstiftung? Obwohl meine Gesinnung in allen diesen Fällen am Ende nicht einmal unanständig zu nennen wäre? Aber ich bin eben verantwortlich für etwas, für das Geld, den Besitz, oder Leben und Gesundheit meiner Mitbürger; und wenn ich diese Güter schädige, werde ich zur Verantwortung gezogen. Ich werde bestraft, oder muß Schadenersatz leisten, oder beides.

Wenn ich als „verantwortlicher“ Minister meines Landes leichtsinnigerweise einen Krieg heraufbeschwöre, in dem zwei Millionen Landsleute mehr oder weniger qualvoll verrecken;

wenn ich als Heerführer diesen Krieg infolge meiner bodenlosen Leichtfertigkeit in der Abschätzung der gegnerischen Kräfte verliere, so daß mein Volk 132 Milliarden Mark Kriegsentschädigung zu zahlen bekommt; wenn ich als Chef der Staatsbank so lange Papiergeld drucken lasse, bis es seinen bloßen Papierwert nicht mehr wert ist und auf diese Weise Hunderttausende um ihr mühselig erspartes Vermögen betrüge – was glauben Sie, daß mir dann passiert? Du lieber Gott: *nichts*. Ich werde höchst ehrenvoll pensioniert, bekomme dicke Ruhegehälter, genieße überall hohen Respekt. Statt daß man mich – (na, malts euch selber aus).

Wenn ich aus der Kasse meines Landes Leuten wie etwa den Ruhrindustriellen, die schon vorher Millionäre sind, Millionen an die Rippen schmeiße, auf die sie nicht das geringste Anrecht haben; oder wenn ich mich mit den Geldern dieser Kasse als Beamter des Reichswehrministeriums an Film- und Speckgesellschaften beteilige, mit dem Erfolg, daß zwanzig Millionen Steuergelder in die Binsen gehen – wird da wohl ein Hahn darnach krähen? Jawohl, das wird einer, es wird wochenlang, monatelang in den Zeitungen und im Reichstag darüber gequatscht werden. Solange, bis der nächste Skandal reif ist. Aber wird *mir* etwas passieren? Nicht die Bohne, ich bekomme meine Pension, ziehe mich ins Privatleben zurück, und kann nach ein paar Jahren womöglich wieder weiß nicht was werden, Abgeordneter, Minister, Reichskanzler, Diktator oder so.

Das ist der kleine Unterschied zwischen der Verantwortlichkeit im gewöhnlichen Leben und der Verantwortlichkeit in der Politik.

Wenn es anders wäre, dann müßte ja die Politik ein höchst gefährliches Gewerbe sein.

Und dann würde wahrscheinlich mancher die Finger davon lassen. Heiße er – bitte, die Namen selber einzusetzen, und ziemlich weit oben anzufangen.

Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß es dann besser um uns stünde.

Guten Morgen, Wähler!

Eh du sie wählst, frag die Partei ...

Die Filmindustrie benützt den Wahlkampf dazu, den Film von der Lustbarkeitssteuer zu befreien: sie zeigt in den Kinos täglich einigen hunderttausend Wählern das Sprüchlein: „Eh du sie wählst, frag die Partei: Werden Filme steuerfrei?“

Das ist die einzige konkrete Wahlkampfpapare, die bis jetzt ausgegeben worden ist. Sonst hört man nichts als Phrasen: „Nie wieder Bürgerblock! Nieder mit Bazille! Keine Deutschnationalen mehr ihn der Regierung!“ Und so weiter. Aber niemand gibt Antwort auf die Frage: „Ja, was dann, wenn statt des Bürgerblocks die große Koalition regiert?“ Solche nasenweisen Frager vertröstet man höchstens mit der billigen Redensart: „Das wird sich schon finden.“ Gewiß, das wird sich finden, wir haben ja schon etliche Male gefunden: ein paar Ministerstühle wechseln ihre Be-sitzer, aber die Politik – die bleibt die gleiche.

Warum das? Unter anderem deshalb, weil bloß die Filmindustrie so ein Wahlsprüchlein ausgegeben hat, im übrigen aber die Parteien und Kandidaten, eh sie gewählt werden, nach gar nichts gefragt werden. Und man könnte so viele Fragen stellen an die, die unseren Willen vertreten sollen. Z.B.:

1. Eh du sie wählst, frag die Partei: „Wie soll nach deinem Willen das neue Strafgesetz aussehen? Wirst du dich dafür einsetzen, daß die Todesstrafe verschwindet? Und garantierst du, daß du es erreichst? Trotz Zentrum?“

2. Eh du sie wählst, frag die Partei: „Was wirst du tun, um die Justizkrise zu beseitigen? Wirst du verlangen, daß die Richter die Tat eines kommunistischen Arbeiters mit dem gleichen Maßstab messen, wie die eines deutschnationalen Arbeiters? Wirst du die (wenigstens zeitweise) Absetzbarkeit der Richter verlangen?“

3. Eh du sie wählst, frag die Partei: „Wirst du dafür sorgen, daß die Pazifistenverfolgungen aufhören? Daß einer nicht mehr dafür bestraft wird, daß er ungesetzliche Handlungen aufdeckt?“

4. Eh du sie wählst, frag die Partei: „Wirst du gegen den Reichswehretat stimmen, wenn die Ausgaben nicht bedeutend niedriger werden? Wirst du zu verhindern suchen, daß der unsinnige

Vor der Wahl.



Links steuern, Michel:

Panzerkreuzer gebaut und das Geld für den Bau weiterer Panzerschiffe bewilligt wird?“

5. Eh du sie wählst, frag die Partei: „Welche Vorschläge hast du für die Abrüstung? Welche zur Verhinderung der deutschen Aufrüstung?“

6. Eh du sie wählst, frag die Partei: „Was wirst du tun, damit wir noch in diesem Jahr dem deutschen Einheitsstaat wenigstens einen kleinen Schritt näher kommen?“

7. Eh du sie wählst, frag die Partei: „Wirst du fordern, daß endlich das Ausführungsgesetz zum Diktaturartikel der Weimarer Verfassung (Artikel 48) zustandekommt? Wirst du dabei zu erreichen suchen, daß auch im Ausnahmezustand die oberste Gewalt nicht in die Hand eines Militärs gegeben werden darf?“

8. Eh du sie wählst, frag die Partei: „Wie steht's denn... hm... mit dem... hm, hm... Schulgesetz? Was wirst du tun, wenn das Zentrum seinen Entwurf wieder vorlegt und du in der Regierung bist, liebe Partei? Warum redest du denn vor den Wahlen gar nichts davon?“ (Stimme aus dem Hintergrund: „Blöder Esel, wo kämen wir denn hin, wenn wir uns auf solche Einzelheiten festlegen wollten?“ Wahrscheinlich nicht in die Regierung, weiß schon.)

9. Eh du sie wählst, frag die Partei: „Was wirst du für die Siedlung tun? Werden in den nächsten Jahren, wenn du uns zu regieren hilfst, mehr Bauernsöhne angesiedelt werden als in den letzten?“

10. Eh du sie wählst, frag die Partei: „Wirst du dafür sorgen, daß mehr Wohnungen gebaut werden als bisher? Daß in vier Jahren nicht mehr eine Million Wohnungen in Deutschland fehlen?“

So, das sind ein paar Fragen; es gibt noch fünfmal mehr. Aber wer hält sie den Kandidaten vor, die jetzt landauf landab für ihre alleinseligmachende Partei die Dummen suchen? Wer zwingt sie zur Erwiderung, zur Erwiderung nicht nur mit Worten, sondern mit der Tat? Wer legt sich so einen Fragezettel an und holt ihn nach vier Jahren wieder hervor, um zu sehen, was sich geändert hat? Niemand. Niemand. Niemand. Mit einem Wort: bei uns fehlt die Kontrolle der Partei durch die Wähler. Für die paar Wahlkampfwochen entdecken die Bürger ihr politisches Interesse. Dann dösen sie wieder weiter. „Verschlaf die Zeit, vergiß

das Denken, verändere nie dein Schafsgesicht! Laß dich von jedem Ochsen lenken, und wenn er stößt, so muckse nicht.“ Nach vier Jahren werden sie wieder für ein paar Wochen aufgeweckt. Dann aber gleich: „Der Teufel soll die Politik holen! Man hat doch wahrhaftig Wichtigeres zu tun.“ Ohne Zweifel, man hat Wichtigeres zu tun als über das Wort nachzudenken: „Wenn wir nicht Politik treiben, wird sie mit uns getrieben“, und deshalb Politik zu treiben und nicht zu schlafen.

Guten Morgen, Wähler!

1928, 17

Hermann List

In Verlegenheit

Der Wahlausweis ist ins Haus gekommen. Nummer so und so. Wahllokal da und da. Was macht man bloß?

Zuhause bleiben? Aber sie werden dann kommen nachmittags, die Schlepper, und milde Vorwürfe ausstrahlen. Mit Recht eigentlich. Man ist doch schließlich Staatsbürger, nicht wahr. Es kann auf eine Stimme ankommen; auf die deine!

Verreisen? Mit dem Rucksack in den Wald liegen? Es sieht nach Flucht aus, nach Feigheit. Geht auch nicht. Würde einen ganz schlechten Eindruck machen.

Also hingehen. Schließlich ist die Wahl ja geheim. Man kann zwei Zettel statt einen in den Umschlag tun. Man kann zwei Parteien ankreuzen, oder gar keine. Dann ist die Stimme ungültig. Doch das Gewissen sagt: das ist so etwas wie Betrug, wenn du's absichtlich machst; du müßtest dich vor dir selber schämen.

Aber ums Himmels willen: was kann man denn mit gutem Gewissen wählen? Welche Partei ist die richtige? Hat man nicht die ganze Zeit auf die verdammten Bonzen geschimpft?

Aha, da sind doch die sogenannten Splitterparteien. Ist die U.S.P. des wackeren alten Ledebour³³ eigentlich noch da? Oder wie wär's mit Vitus Hellers³⁴ Christlich-sozialer Reichspartei? Die Leute sind sozialistisch und pazifistisch bis in die Knochen. Wären's eigentlich wert, daß man sie unterstützte.



„Es geht bei gedämpfter Trommel Klang...“

Bloß: sie werden bestimmt nicht durchdringen. 60.000 Stimmen in einem Wahlkreis, sonst langt's keinen Sitz! Und das ist ausgeschlossen. Alle Stimmen, die auf Splitterparteien fallen, sind nun einmal verloren, umsonst abgegeben. Sogar wenn's so einem Grüppchen zwei, drei Sitze langen würde – was hätt's für einen Wert? Nein, dazu denken wir zu sehr politisch. Wenn ich meine Stimme abgebe, soll sie wenigstens ein wenn auch kleines Gewicht haben.

Bleibe also: S.P.D. oder K.P.D. Welche von beiden? Die Panzerkreuzerpartei? Die Selbstzerfleischer?

Die Sozialdemokraten haben sich im letzten Reichstag und im Kabinett Hermann Müller als derart unzuverlässig und unfähig erwiesen, daß ich mir geschworen habe, das nächstmal nicht mehr Liste 1 zu wählen. Soll ich mich neuen Enttäuschungen aussetzen? Kann man eine Partei wählen, von der nichts, aber auch gar nichts zu erwarten ist?

Aber ist nicht eine starke Sozialdemokratie die einzige Möglichkeit der Rettung vor dem drohenden Bürgerblock, dessen Schatten sich immer deutlicher am Horizont abzeichnet? Vor einem Bürgerblock mit Einschluß der Hakenkreuzler, die man noch vor ein paar Wochen nicht für „regierungsfähig“ gehalten hat, was man heute kaum mehr unterschreiben kann? Wäre ein „Hindenburgkabinett“, eine reaktionäre Regierung von den Nationalsozialisten bis zur Staatspartei, nicht ein großes Unglück für Deutschland? Ein umso größeres, wenn eine starke und aggressive radikale Linke ihr die erwünschten Anlässe zum „Durchgreifen“ liefern würde? Darf man einer derartigen gefährlichen Wendung Vorschub leisten?

Die Kommunisten kommen für keine Regierungsbildung, für keinerlei „positive“ politische Arbeit in Betracht. Zu ihrem und unserem Glück, denn so, wie sie sind, haben sie ebensowenig das Zeug dazu wie die Hitlerleute. Aber sind sie nicht die einzige zuverlässige Oppositionspartei, die wir haben? Hätte ich nicht im letzten Reichstag fast immer so abgestimmt wie die Kommunisten? Werden nicht im nächsten Reichstag Dinge zur Debatte stehen – Strafrechtsreform, Schulgesetz, Kirchengesetze, Sozialpolitik, Steuerfragen, Wirtschaftsgesetzgebung, Verhältnis zu Rußland –, bei denen ich mit ziemlicher Sicherheit annehmen kann, daß die kommunistische Partei meine Meinung vertreten

wird? Wird es also nicht das Beste sein, kommunistisch zu wählen?

Ich will mir's nocheinmal überlegen. Wie heißt doch das alte, gute Wahlrezept des Herrn von Gerlach³⁵? „Lieber einen Meter zu weit nach links als einen Zentimeter zu weit nach rechts!“

1930, 35

Erich Schairer

Volksgemeinschaft

Die „Heimat“ des Volkes besteht nach der nationalistischen Ideologie aus Gemeinplätzen, auf denen sich die Mitglieder der vaterländischen Vereine tummeln dürfen. Wer da nicht mittut, gehört zu den entwurzelten Massen und ist im innersten Grunde seines Wesens undeutsch. Auch in der Provinzstadt X. hat sich aus allen Schichten der Bevölkerung ein solches nationales Bollwerk gebildet; man kommt dort von Zeit zu Zeit zusammen, um in öffentlichen Kundgebungen als einzige Vertreter der guten alten Zeit sich über den Massen- und Klassenwahn der Neuzeit zu entrüsten. Unter den Anwesenden befindet sich dann beispielsweise:

Die Heimarbeiterin A. Sie befaßt sich mit Perlenstickerei und verdient in der Stunde 10 bis 16 Pfennige; ihre Wohnung besteht aus einer gegipsten, nicht heizbaren Kammer; ihre Bildung entstammt dem Lesebuch der katholischen Volksschule; ihre Religiosität ist im Sonntagsblättchen beheimatet.

Der Generalleutnant B. Er bezieht von der Republik eine Jahrespension von 14.000 Mark, außerdem genießt er noch die Zinsen aus einem kleinen Vermögen; die Wohnung für die zweiköpfige Familie besteht aus sechs Zimmern mit Bad und sonstigem Zubehör; die Bildung riecht nach Kadettenhaus, gemildert durch Besuch des Stammtisches im Hotel Y; Religiosität: Wotanskult.

Der Industriearbeiter C. Er erhält in der Fabrik einen Stundenlohn von 80 Pfennig, wovon noch die Sozialbeiträge abgehen. Die Wohnung für seine fünfköpfige Familie besteht aus einem großen und einem kleinen schrägen Zimmer nebst Kü-

chenanteil; Bildung: evangelische Volksschule plus vaterländische Presse; die Religiosität besteht aus dem Bestreben, sich bei den Unterstützungsinstanzen der Kirchengemeinde für alle Fälle in Erinnerung zu halten.

Der Stadtpfarrer D. Er bezieht ein Monatsgehalt von etwa 800 Mark und ist pensionsberechtigt; seine Dienstwohnung besteht aus einem geräumigen Einfamilienhaus mit Garten und reichlichem Zubehör; seine Bildung: akademisch; seine Religiosität: selbstverständlich.

Der Bauer E. Er kommt auf einen Stundenlohn von etwa 24 Pfennig; die Wohnung für seine siebenköpfige Familie besteht aus einem Wohnraum und zwei gegipsten Kammern; seine Bildung: Dorfschule plus 11 Jahre Heimatkalender; seine Religiosität: Naturreligion mit einem gehörigen Schuß Traditionsbewußtsein.

Der Kommerzienrat F. Er ist Aufsichtsratsmitglied und hat ein jährliches Einkommen von rund 100.000 Mark; er besitzt eine Villa mit 11 Zimmern und ein kleineres Gebäude für die Dienerschaft; seine Bildung besteht aus einer dunklen Erinnerung ans Gymnasium plus Lektüre des Scherlmagazins und der Fachpresse; seine Religiosität kommt nur an hohen Festtagen zum Durchbruch.

Auf den ersten Blick hat es durchaus den Anschein, als ob diese Leute nichts „Gemeinsames“ hätten, aber wenn dann der Festredner von einem links stehenden und meistens jüdisch aussehenden Feind spricht, der „es“ rauben wolle, was ihm aber selbstverständlich bei dem einmütigen Zusammenhalt des Vereins niemals gelingen werde, dann kommt dieses Gemeinsame in einer tumultuarischen Begeisterung mächtig zum Ausbruch, und jeder gelobt sich in heiligem Zorn, in seinem Teil die Fahne des echten Deutschtums hoch zu halten. Nur wenn sie dann zu Hause sind, in der Dachkammer, im Pfarrgarten, im Palais, da fragen sie sich, was sie nun eigentlich hochhalten sollen – und wissen darauf keine rechte Antwort.

Eine vorbildliche Familie

Ich weiß nicht, was die Leute immer über die schlechten Zeiten zu klagen haben, das ist doch alles übertrieben, wissense, die sind eben mit nichts zufrieden, ich zum Beispiel kenne da eine gewisse Familie, die kommt ganz schön aus, sie lebt vom Existenzminimum und kann alle Einnahmen, die darüber hinausgehen, auf die hohe Kante legen. Ich will Ihnen mal ihren vorbildlichen Etat vorführen.

Also es sind fünf Köpfe: Vater, Mutter, ein Bub von 14, ein Mädels von 7 Jahren und dann noch ein Setzling von anderthalb. Sehen Sie, die leben da glücklich und vergnügt in einer Zweizimmer-Wohnung; Küche ist natürlich dabei; aber von Zentralheizung und Warmwasserversorgung und solch kostspieligem Zeug ist seffaständlich keine Rede, die Leute sind halt noch vom guten, alten Schlag. Darum leben sie auch in einer Altwohnung – ist immerhin auch eine Ersparnis, wer den Pfennig nicht ehrt, und Raum ist in der kleinsten Hütte ...

Übrigens zahlen die Leuten keinerlei Steuer, wozu auch; Steuern hat ja in Deutschland nur unsereins zu zahlen, und wie! – immer gleich in die Zehntausende, aber was die sozial tieferstehenden Schichten sind, die haben's ja wie der Herrgott in Frankreich, und zahlt der vielleicht Steuern?

Na, sie verdienen auch diese Vergünstigung, meine lieben Bekannten; denn die sind noch vom alten Schlag; da hat zum Beispiel die Frau bis vor sechs Jahren immer noch einen weißen Unterrock gekauft, jedes Jahr; den hat sie aber nun auch aufgegeben; was die Leuten anziehen, sind wenige, aber gute Sachen: baumwollene Strümpfe die Frau, Flanellhemden der Mann und der Junge, schwarze Rindslederstiefel alle zusammen. Solid, aber gut. Die Stiefel werden zweimal im Jahr besohlt, nur die der Alten und der beiden größeren Kinder versteht sich; achtmal Schuhsohlen für fünf Personen – das langt.

Was soll ich Ihnen noch erzählen? Ja, also Obst, Salat und dergleichen essen diese schlichten, vorbildlichen Menschen nicht; für Sport werfen sie kein Geld zum Fenster hinaus, und Tabak und Bier gibt's nicht. Was die Bildung betrifft, so kommen sie mit vier Kinobilletten und vier Reclamheften im Monat aus; ist



Halt, Michel! Noch ein Pflaster!

ja auch reichlich genug, was sollen schon solche Leute mit zum Beispiel Literatur! Zweimal im Jahr darf sich auch eins von den Fünfen die Haare schneiden lassen, natürlich tragen da die übrigen immer ein bißchen wilde Perücken herum, bis sie auch an der Reihe sind; aber das hält warm, schützt das Hirn und erspart Kopfbedeckung, wenigstens im Sommer, meinen Sie nicht auch? Der Vater läßt sich jeden Monat achtmal rasieren, fast jede Woche zweimal, trägt also auch auf diese Weise zur Verbilligung des Haushalts bei. Kurzum, es sind vorbildliche Staatsbürger, wenn nur alle, die immer so auf die Besitzenden schimpfen, sich nach ihnen richten würden. Wir brauchen Einfachheit und Bescheidenheit, brauchen wir, nehme noch ein Brasil, ja? und einen Hennessy, bitteschön!

Was sagense? Gäb's nich, sone Familie? Da irrense aber, kann ich Ihnen flüstern: die gibt's! Wissensse, was der Reichsindex der Lebenshaltungskosten ist? Das ist die amtliche Berechnung des durchschnittlichen Existenzminimums. Und die Familie, von der ich Ihnen erzählt habe, ist diejenige, nach der unser Index berechnet ist. Die Etatsposten, die ich Ihnen da von meinen Bekannten erzählt habe, stammen aus dem Haushalt der amtlichen Indexfamilie. Was amtlich ist, das stimmt; und wenn amtlich ausgerechnet wird, daß die normale Familie so und so lebt, dann sollten Sie's nicht besser wissen wollen. Vielleicht mehr: nehme sich ein Muster, und noch'n Kognac.

1931, 10

Mara Bu

Die Schamlosen

Im Simplizissimus stand neulich die bissige Anekdote von dem Herrn Geheimrat, der auf Befragen behauptet, es gehe ihm schlecht. „Aber warum denn schlecht, Herr Geheimrat?“, fragt ihn der Andere, und darauf erfolgt zürnend die Antwort: „Aus grundsätzlichen Erwägungen, mein Lieber.“

Die Pointe wird den Technikern der deutschen Notgemeinschaft nicht gerade in den Kram passen, denn sie enthüllt dem,



Artikel 153, Absatz 3

**Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich
Dienst sein für das gemeine Beste.**

Aus: Hans Gerner, Illustrierte Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919

der es noch nicht wissen sollte, den ekelhaften Schmus, der jetzt wieder um den kommenden „Notwinter“ herum gemacht wird. Wenn sich die unteren Schichten den Riemen enger schnallen, fängt man weiter oben regelmäßig ein vaterländisches Geseires an. Die Leute, denen es verhältnismäßig noch recht gut geht, glauben, wenn sie auch mitjammerten, trügen die Proleten ihr Los leichter, und sie halten es sicher für eine ethisch wertvolle und patriotisch lobenswerte Tat, wenn aus „grundsätzlichen Erwägungen“ heraus ihr Klagelied erschallt, während den andern der Magen knurrt.

In keinem andern Lande wäre diese famose Art, die Gegensätze zu überbrücken, möglich. Kein Prolet der Welt wird an eine Notgemeinschaft glauben, wenn sich ihm die gut gestellte und bestens gesicherte Mittelschicht im patriotischen Mäntelchen anbietet, um mit ihm gemeinsam auf die Paradeverdiener zu schimpfen, die man als Prellbock vorschiebt: die „pensionswütigen“ Minister und die klotzig verdienenden Aufsichtsräte. Es ist einfach heuchlerisch, wenn gewisse Kreise so tun, als nage in Deutschland mit wenigen Ausnahmen alles am gleichen Hungertuch.

Leute, die auf exponierten Posten stehen, sollten wenigstens den Rummel nicht mitmachen. Was soll man dazu sagen, wenn heute Pfarrer von der Kanzel herunter von der Not sprechen, durch die „wir“ hindurchmüssen, wenn sie so tun, als ob sie, die bestens Versorgten und Gesicherten, auch zu den Opfern der Zeit gehörten? Wohl kann man dem schafsgeduldigen deutschen Volk manches bieten, aber gewisse Anzeichen deuten darauf hin, daß es vielleicht eines Tages doch an der äußersten Grenze angelangt ist. Mir haben wiederholt alte Weiblein, die mit allgemeinen Redensarten zu lenken bei Gott leicht ist, wenn diese nur in der richtigen Sauce gereicht werden – mir haben solche in letzter Zeit mehrfach versichert, wie schön die Predigt des Herrn Pfarrer gewesen wäre, wenn er nicht immer so auffällig von einer gemeinsamen Not gesprochen hätte. Wenn die „Treuesten der Treuen“ hellhörig werden, sollte man schleunigst die nötigen Konsequenzen ziehen.

Aber die Herren Pfarrer sind nicht die Einzigen, die sich zuweilen im Ton vergreifen. Mir blieb neulich die Luft weg, als vor Gericht ein gesetzter Vorsitzender dem miekrigen Angeklagten

voll Ernstes erklärte, es gehe uns *allen* heute schlecht. Ich möchte wirklich nicht vor einem armen Kerl, der draußen auf der hoffnungslosen Provisionsreise (deren ganzes Risiko ihm aufgesteckt ist) in größter Not seine Reisemuster versetzt und nun um Verständnis für eine solche Lage wirbt, ich möchte vor einem solchen Menschen um alles in der Welt nicht so dastehen wie dieser Richter.

Merken alle diese Leute denn nicht, wie bodenlos traurig ihr Verhalten ist? Sie können von Glück sagen, daß sie ein so verdammmt gutmütiges Volk zu bearbeiten haben. Man sollte jeden Einzelnen zwei Jahre lang an die proletarische Front abkommandieren, dorthin, wo es am miesesten ist. Vielleicht würden sie nachher nicht mit einer solch' schamlosen Selbstverständlichkeit sich der Not anbiehern, wie sie es heute weithin tun.

1930, 47

m

Das goldene Herz

Die Millionen Arbeitslosen, gestern noch am Rande der Verzweiflung, können wieder frohgemuter zu Bette gehen: die Regierung hat einen vielköpfigen Ausschuß gebildet, der über dem Problem der Arbeitslosigkeit brüten soll, und Damen der Berliner Gesellschaft haben eine ganz großartig aufgezugene „Winterhilfe“ arrangiert. Die Berliner Zeitungen sind voll von Berichten; man sieht auf Bildern prominente Persönlichkeiten der äußerst dekorativ wirkenden Sammelstätigkeit nachgehen; an den Straßenecken klappert die Sammelbüchse genau so wie in den Vergnügungslokalen; wer einigermaßen auf sich hält, greift in die Tasche und entdeckt sein goldenes Herz. Man trägt es auf dem rechten Fleck, nämlich am Rock angesteckt, weithin sichtbar, damit ja kein Zweifel darüber besteht, daß man mit von der Partie ist.

Sicher wird auf die Art einiges zusammenfließen, und da diesmal, wie man glaubhaft versichert, der Apparat kaum Unkosten verursachen wird, so werden, wenn sich alle Hoffnungen erfül-

len, auf den einzelnen Berliner Arbeitslosen wohl ein paar Mark kommen. Vielleicht aber auch bloß für die, die am miesesten dran sind. Es ist noch nicht ganz sicher. Es ist nicht alles Gold was glänzt, selbst wenn es auf „Herz“ gearbeitet ist, sondern manchmal nur Doublé.

Nun, es kommt auch nicht so sehr darauf an. Ob man auf einen heißen Stein zwei oder sieben Tropfen Wasser träufelt, ist Jacke wie Hose. Scheußlich ist dies: daß der geräuschvoll kreisende nationale Berg ein ärmliches Wohlfahrtsmäuschen nach ganz altem Muster geboren hat, und daß die Opferbüchsen im Schatten eines Ausschusses klappern. Ausschüsse sind von jeher das Grab dringlicher Angelegenheiten gewesen, an dem sich aber immer wieder die alte dumme Hoffnung aufpflanzt. Bis der bescheidene Auftrieb, den sie jetzt erhalten hat, verpufft ist, wird man wohl über die schlimmsten Monate weg sein. Na, und dann wird Brüning oder sonst einer ein Sanierungsprogramm ausgeknobelt haben, mittels dessen man den Karren so langsam wieder aus dem Dreck bringt. Dabei wird man dann allerdings mehr das goldene Herz der unteren Schichten beanspruchen müssen, als das derjenigen, die heute im Vollgefühl einer guten Tat mit vergoldeten Anstecknadeln paradiere.

Und die Massen lassen sich wieder mit der Schafsgeduld, die wirklich ein goldenes Herz vermuten läßt, zwischen den Ausplünderungen des Auf- und Abbaus und zwischen billigen Wohlfahrtsaktionen hin- und herschieben und schlagen sich hie und da, im Hochgefühl ihrer politischen Freiheit und ihres heiß erkämpften Rechts auf die Straße, gegenseitig die Schädel ein oder tragen stolz die Fahnen durch die Straßen. Währenddessen sitzen die anderen gemütlich in ihren Kontoren und in den Cafés und machen ihre Geschäfte auch in miesen Zeiten wie heute; auch in ganz schlechten; auch wenn ein großer Teil der andern schon längst draufgegangen ist. Die, die verkommen, haben eben ihr goldenes Herz am falschen Fleck, nämlich: am richtigen. Das bedeutet heute so viel wie: dumm und hoffnungslos.

Die Sozialisierung des Elends

Es ist ein Jammer mit dem untergehenden Bürgertum. Viele Damen können sich längst kein Dienstmädchen mehr leisten, müssen überall selbst Hand anlegen. Das ganze Leben wird aufgesogen im Kampf um die Lebenserhaltung; alle höheren Interessen treten zurück hinter den Sorgen um Kleinigkeiten. Es ist scheußlich! Das Leben hat so auf die Dauer keinen Sinn, man zermürbt sich dabei, verbraucht die besten Kräfte, wird matt und stumpf und energielos.

So tönt es in mancherlei Variationen aus den bürgerlichen Blättern. Man bekommt nun doch hie und da zu fühlen, was Not ist. Und schon lamentiert man. Schon schreit man empfindlich auf. Nun, da man am eigenen Leibe spürt, was es erfordert, jahrelang im Elend dahinzuleben, weist man auf die Hölle hin, die in einem kärglichen Leben verborgen ist. Leider hat es dabei immer noch nicht den Anschein, als ob man daraus auch in Hinsicht auf unsere Wirtschaftsordnung oder vielmehr -unordnung seine Schlüsse zöge. Man denkt zuvörderst an sich!

Das Proletariat lebt nun schon Jahrzehnte in Verhältnissen, in denen nun auch bürgerliche Kreise zu „versinken“ drohen. Man hat ihm sein Streben, aus diesem unwürdigen Leben herauszukommen, fürchterlich übelgenommen und dafür den Ausdruck Klassenkampf gewählt. Nun ist man selbst auf diesen Klassenkampf, soll heißen Kampf um ein menschenwürdiges Dasein, verfallen. Und man führt ihn viel einseitiger als das Proletariat. Denn das Proletariat hat in seinem Kampf ein Bild einer gerechten Gesellschaftsordnung vor sich hingestellt; die notleidende Bourgeoisie hat aber heute nur einen Gedanken, wieder das alte Herrenleben zurückzuholen. Dort kämpft man um Aufhebung von Vorrechten, hier um deren Erhaltung.

Darum genießt das untergehende Kleinbürgertum keine Sympathie, weil es gänzlich ideenlos nur auf sich bedacht ist. Und darum geht es auch zu Grunde. Hätte man sich zu Beginn dieser nun so verfluchten Republik auf Seiten des arbeitenden Volkes gestellt, das Proletariat durch Sozialisierung der Wirtschaft zu sich heraufgehoben, man drohte heute nicht gemeinsam zu versinken. Man hat es nicht gewollt. Denn das Elend lag trotz Re-

volution in weiter Ferne. Nun ist man glücklich daran, an sich selbst zu Grunde zu gehen.

Aber der Niedergang wird dieses Volk in seinen verschiedenen Teilen so wenig zusammenführen, wie der einstige fragwürdige Aufstieg. Sie stoßen heute in ihrer materiellen und sittlichen Not hart aufeinander, und es gibt wahrlich keinen guten Klang. Erretten könnte sie nur ein klein wenig Einfühlen in die Lage des anderen; aber das haben sie selbst noch nicht gelernt, da sie, wie sie uns vorjammern, schon selbst dem Elend preisgegeben sind. Man kann daraus vielleicht auch schließen, daß es im allgemeinen noch nicht gerade überwältigend fühlbar ist.

1923, 35

Frida Leubold

Anschauungsunterricht

Ein Gutes hat die große Wirtschaftskrise, in der wir uns befinden: sie erteilt auf breitester Basis Anschauungsunterricht über das kapitalistische System, unter dessen Herrschaft die Menschen neben vollen Scheuern verhungern können.

Die Menschen wollen fühlen, nicht hören. Ein Beispiel, und vollends eines am eigenen Leib, ist besser als zehn Predigten. Auch das Beispiel genügt im allgemeinen nicht, wenn es vereinzelt bleibt. Es muß repetiert und wieder repetiert werden. Am Ende des letzten Krieges war alles voll Abscheu und Ablehnung gegenüber dem Wahnsinn des Völkermords nach dem Prinzip der umgekehrten Auslese. Nie wieder Krieg! Heute ist jener Eindruck schon wieder halb vergessen. Man treibt in Europa auf einen neuen Krieg zu, der schlimmer sein wird als der vorige. Vielleicht wird das dann der letzte sein, oder der vorletzte.

Auch von der gegenwärtigen Krise, der „größten Weltwirtschaftskrise seit einem halben Jahrhundert“ (Julius Hirsch), glauben manche, sie werde den endgültigen Zusammenbruch des Kapitalismus heraufführen. Wir wollen nicht so optimistisch sein; aber soviel ist sicher, daß sie mithilft, ihn vorzubereiten. Not lehrt denken, fragen, zweifeln.

„Sollte es denn im zwanzigsten Jahrhundert dem menschlichen Geiste, der fast jedes technische Problem spielend löst, der immer neue Methoden zur Steigerung des Güterreichtums ersinnt, nicht möglich sein, auch eine Organisation der Wirtschaft zu schaffen, die eine störungslose Entwicklung ermöglicht und alle Menschen auch wirklich in den Genuß dieses Güterreichtums bringt?“ So fragt Max Weber im schweizerischen „Aufbau“ und wird sicher auch mancher fragen, der sich sonst nicht mit wirtschaftstheoretischen Problemen zu befassen pflegt. Ein Pfarrer aus der Stuttgarter Umgebung, kein Sozialist, schreibt in der zum Jahresschluß von ihm herausgegebenen Chronik seiner Gemeinde: „...Im übrigen muß eine Ordnung gefunden und aufgerichtet werden, nach der nicht die einen prassen und die andern darben, nach der das Wohl des ganzen Volkes und jedes Einzelnen und nicht der Profit und die Bereicherung verhältnismäßig Weniger das Maßgebende und Entscheidende ist.“ Also genau das, was wir hier seit elf Jahren immer wiederholen. Und Hugo Borst, der frühere kaufmännische Direktor der Robert Bosch AG., ebenfalls kein Sozialist, hat vor acht Tagen im „Stuttgarter Tagblatt“ gesagt: „Es handelt sich ... gegenwärtig um die vielleicht letzte Probe auf die Tragfähigkeit unserer heutigen individualistischen kapitalistischen Wirtschaftsordnung ... Auch Wirtschaftsformen ändern sich und entwickeln sich weiter.“ Er fährt allerdings fort: „Ich glaube nicht, daß wir heute schon am Ende der unserigen stehen“, und zwar, „weil wir aus unserer gegenwärtigen Schwäche und Armut heraus gar nicht die Kraft aufbringen, eine völlig neue, bessere Ordnung zu schaffen.“

Diese Begründung mag stimmen oder nicht; jedenfalls beweisen die angeführten Sätze, daß sogar im kapitalistischen Lager selber, um einen militärischen Ausdruck zu gebrauchen: die Moral der Truppe zu wanken beginnt. Und das ist keineswegs unwichtig. Wenn die Vertreter eines Systems selber nicht mehr daran glauben, dann trägt das ebensoviel oder mehr zu seinem Ende bei als die Angriffe der Gegner von außen. Man erinnere sich an das politische Ende des wilhelminischen Reiches, das 1918 nur deshalb so leicht zu stürzen war, weil es seine berufenen Verteidiger von innen her bereits aufgegeben hatten.

Der Anschauungsunterricht durch Beispiel ist wirksamer als alle Theorie. Und doppelt wirkungsvoll ist das Beispiel, wenn

es durch ein Gegenbeispiel unterstützt wird. Wenn es wahr ist, daß der russische Fünfjahresplan in diesem Jahr dahin geändert werden soll, daß die Erzeugung und Verteilung von Konsumwaren, die seither zugunsten der Schwerindustrie zurückgestellt gewesen ist, jetzt mehr in den Vordergrund treten wird, so könnte darin ein kluger Schachzug der Bolschewisten gerade im Hinblick auf das heutige Elend in den kapitalistischen Ländern liegen.

1931, 2

Erich Schairer

Hugenberg

Der deutschnationale Abgeordnete Hugenberg ist einer der mächtigsten Männer nicht nur in der Deutschnationalen Volkspartei, sondern in Deutschland überhaupt. Worauf beruht seine Macht?

Im Jahre 1913 teilte August Scherl dem Reichskanzler Bethmann-Hollweg mit, er werde 8 Millionen Mark Stammanteile des Scherl-Verlags verkaufen; Rudolf Mosse biete ihm 11 1/2 Millionen Mark, er, Scherl, sei aber bereit, „Freunden der Regierung“ die Stammanteile um 10 Millionen zu überlassen.

Bethmann verhandelte mit einigen reichen Leuten; vergeblich. Die Gefahr, daß Rudolf Mosse oder die Gebrüder Ullstein den Scherl-Verlag übernehmen könnten, wurde immer drohender. Um diese „jüdische Gefahr“, vor der hohe und allerhöchste Stellen in Berlin zitterten, abzuwehren, übernahmen schließlich (lachen Sie nicht!) Baron Alfred von Oppenheim und der Kölner Finanzmann Louis Hagen die 8 Millionen Mark Stammanteile.

Jetzt aber griff Alfred Hugenberg, Vorsitzender des Direktoriums von Krupp, ein. Er gründete in Düsseldorf den „Deutschen Verlagsverein“; dieser kaufte in den folgenden Jahren den Scherl-Verlag auf. Hugenberg wandte sich einfach an die preussische Regierung mit der Bitte, daß dem Deutschen Verlagsverein „aus irgendwelchen uns nicht bekannten Fonds ein Vorschuß gegeben werde“. Auf eine Geheimverfügung des preussischen



Ministers des Innern erhielt der Verlagsverein im August 1914 und im Jahre 1916 je 2 1/2 Millionen Mark. (Daß diese 5 Millionen heute noch nicht zurückgezahlt sind, ist für die republikanische Regierung Preußens nicht gerade ein Kompliment.)

So erwarb Hugenberg den Scherl-Verlag, der jetzt eine Menge stramm deutschnationaler Zeitungen (allen voran den „Berliner Lokalanzeiger“), Zeitschriften, Magazine und Bücher herausgibt.

Hugenberg erkannte aber, daß in Deutschland die Provinzpresse ebenso wichtig ist wie die Berliner Presse. Die Pariser und Londoner Zeitungen haben viel größere Auflagen als die Berliner, und zwar deshalb, weil sie auch in der Provinz gelesen werden. In Deutschland dagegen hat die kleinste Provinzstadt ihr Lokalblättchen, und die meisten Leute, bescheiden wie sie sind, begnügen sich mit der geistigen Nahrung dieser Zeitung.

Diese „Kanäle zu den Gehirnen der Menschen“ machte Hugenberg seinen Interessen dienstbar. Er gründete 1922 die „Wirtschaftsstelle der Provinzpresse (Wipro)“, die eine Maternkorrespondenz herausgibt. Nach der Inflation kaufte er noch eine zweite Maternkorrespondenz auf. Diese Maternkorrespondenzen schicken Leitartikel, Nachrichten, Plaudereien, Romane, Sportberichte usw. in Pappstreifen eingepreßt an die Provinzdruckereien, die mit Hilfe einer einfachen Metallgießmaschine die Druckplatten herstellen. Nehmen Sie irgend ein Provinzblatt in die Hand – außer den lokalen Nachrichten ist alles (auch die Schimpfereien über den Berliner Zentralismus) in Berlin fabriziert worden. Und die meisten Provinzblätter beziehen ihr Material aus Hugenbergs Werkstätten. Eine solche Korrespondenz kann aber nur die Nachrichten an die Zeitungen weiterleiten, die sie irgendwoher erhält; sie ist also abhängig von den Nachrichtenbüros. Nach dem Kriege gab es in Deutschland nur ein einziges Nachrichtenbüro von Bedeutung: Wolffs Telegrafien-Büro (W.T.B.). Dieses war bei seinen Inlandsnachrichten abhängig von der Regierung (es ist das offiziöse Nachrichtenbüro), bei seinen Nachrichten aus dem Ausland von den englischen und französischen Nachrichtenorganisationen (Reuter und Havas). Wenn also in Buenos Aires eine Revolution ausbrach, ging die Nachricht über das Reuter-Büro und das W.T.B. an die Korrespondenzbüros. Wenn in Berlin die Metalldrucker streikten, meldete

Vater Hugenberg



das W.T.B. diese Tatsache mit dem nötigen Kommentar dem Reuterbüro und dieses leitete die Nachricht an die Newyorker Zeitungen; wie die Nachricht dort ankam, kann man sich etwa vorstellen.

Hier griff Hugenberg ein durch den Erwerb und den Ausbau der Telegrafien-Union (T.U.). Er brach das Nachrichtenmonopol des von der Regierung abhängigen W.T.B. im Inland und machte sich auch daran, im Ausland einen eigenen Nachrichtendienst einzurichten: er schloß Verträge mit ausländischen Nachrichtsbüros und gründete eigene Filialen. Wenn also jetzt in Berlin ein Streik ausbricht, gibt die T.U. die Nachricht mit dem entsprechenden Kommentar der United Press und diese muß sie, nach den abgeschlossenen Verträgen, unverändert an die amerikanischen Zeitungen liefern. Wenn es in Prag zu einem Straßenaufmarsch kommt, dann meldet die Prager Filiale der T.U. nach Berlin, dort wird die Nachricht zurechtgemacht und dann, teils in Telegrammen, teils schon in Matern, an etwa 1.600 deutsche Zeitungen verschickt. Nicht nur an deutschsprachige Zeitungen – nein, Hugenberg beliefert auch Zeitungen der Deutschen Volkspartei, ja sogar Zentrums- und Demokratenblätter mit Nachrichten und Leitartikeln. Die Nachrichten müssen natürlich mit Vorsicht und mit Rücksicht auf die Parteistellung der empfangenen Zeitung ausgewählt und „ausgewertet“, d.h. kommentiert werden. Mit dieser Aufgabe beschäftigt Hugenberg außer etwa 2.000 Mitarbeitern 500 bis 600 festangestellte Beamte und 90 Redaktöre.

Nachrichten auswählen, formulieren und kommentieren – das bedeutet: Nachrichtenpolitik treiben. Und Nachrichtenpolitik in dem Maßstab treiben wie Hugenberg es tut – das bedeutet: die Menschen beherrschen. Haben ausländische Blätter recht, wenn sie Hugenberg „uncrowned king“, „roi sans couronne“, „ungekrönten König“ nennen?

Sie haben recht. Sie haben zehnmal recht, seit Hugenberg auch noch Film und Kino in seine Gewalt zu bringen sucht. Schon 1916 hat er eine „Deutsche Lichtbildgesellschaft“ gegründet, aus der dann 1920 die Deuligfilm A.-G. entstand. Und vor einem Jahr hat er die Werkstätten und die Theater des größten deutschen Filmunternehmens, der Universum-Filmgesellschaft (Ufa) erworben. Über die Machtsteigerung, die dieses Eindringen in die Filmindustrie bedeutet, braucht man kein Wort zu verlieren.

Woher hat Hugenberg das Geld genommen, mit dem er diese Macht erwarb? Antwort: 1. von der preußischen Regierung (siehe oben); 2. von der Schwerindustrie; 3. von den Großgrundbesitzern. Eine Ausnahme allerdings gibt es, und die ist sehr bezeichnend für die Entwicklung und die jetzige Macht des Hugenberg-Konzerns: die Ufa hat Hugenberg ohne jede Kapitalzuwendung von der Industrie oder der Landwirtschaft ganz aus eigener Kraft, d.h. aus Reserven und kaufmännisch normalen Bankkrediten seinem Konzern eingegliedert.

So hat Alfred Hugenberg in den letzten vierzehn Jahren ein Gebäude errichtet, das nicht so leicht eingestürzt werden wird. Denn er kennt die Menschen und hat seinen Bau errichtet auf ihrem Geschmack fürs Mittelmäßige, ihrem Mangel an Zivilkurasche, ihrer geistigen Schwerfälligkeit und ihrer Kritiklosigkeit. Und das sind die sichersten Fundamente.

1928, 34

Pitt

Das Bärtchen

Wenn ich an den starken Mann denke, habe ich immer sein Bärtchen vor mir. Es ist kein Bart, mächtig hervorgeschossen im ungestümen Drang des Werdens zum martialischen Schnauz – nein, es ist eine Fliege, die sich nach ungewisser Fahrt auf einer Oberlippe niedergelassen hat. Auf der Oberlippe des werdenden Diktators.

Da klebt es nun, das Bärtchen. Fühlt es sich glücklich? Ist ihm die Schere, die täglich die unkontrollierbaren Zigeunergelüste seiner Bartnatur beschneidet, die Erfüllerin heimlicher Sehnsüchte? Oder möchte es anders sein? Hat es etwa das Bedürfnis, sich zuweilen in Wut prahlerisch zu sträuben, oder träumt es verloren von kokett gezwirbelten Spitzen? Fühlt es sich fehl am Platze? Paßt ihm das Gesicht nicht, in das es da hineingeraten ist? Vielleicht zierte es lieber das modische Oblatengesicht eines Schaufensterdekorateurs, vielleicht daß es sich wahlverwandt fühlt den traurigen Rehaugen Chaplins. Sicher nistet an seinen Wurzeln der Groll, daß der Diktator nicht Maler geblieben ist,

geziert mit kleidsamer Lavalliere-Crawatte, der Mund sanft geschwungen in sacharinsüßer Reserviertheit.

Ja, das ist es wohl. Über unserem Bärtchen liegt ganz einfach die dumpfe Melancholie eines ganz und gar verfehlten Daseins. Die hoffnungsvolle Oberlippe seines Lebens ist plötzlich aus ihrer malerischen Reserve herausgerissen und steilt sich wild unter dem Anprall rhetorischer Brandung. Aus dem Innern des ehemals so sanften Malers grollt es dumpf wie von drohenden Gewittern. Das zarte Bärtchen sieht die idyllischen Träume eines geruhsamen Ziergartendaseins jäh zerrinnen. Angstbetrunkener duckt es sich vor den donnernden Wortkaskaden gegen Juden, Sozi- und Pazifistengesindel. Es klebt zerquetscht an der selbstgefällig gewordenen Oberlippe, während Militärkapellen brausend einfallen und paradegewohnte Beine die Erde erzittern machen. Weltgeschichte wird gemacht. Mit den billigen Mitteln, die in Deutschland üblich sind.

Das Bärtchen, gänzlich undeutsch und verdattert bis in die Pigmentzellen der Haare, möchte ganz Fliege sein, um wegfliegen zu können. Aber das ist es nur im Sprachgebrauch. Darum muß es bleiben. Darum ist es wahrscheinlich einmal eine gewichtige Attraktion im Nationalmuseum des dritten Reiches, bewallfahrtet von staunenden Untertanen. Wenn es nicht den keineswegs abwegigen Gedanken in seinem Haargehege nährt, sich selbstmordend von der gehaßten Oberlippe zu tilgen durch die schmerzhaft eiternde Bartfinne, Sykosis vulgaris genannt. Zuzutrauen ist ihm das! Der Diktator sollte es beizeiten abrasieren lassen, ihm zum Heil und dem deutschen Volke zum bleibenden Gedächtnis.

1930, 42

hm

Kleines Zwiegespräch

„Wissen möchte ich, wie das der Hitler macht: einmal sitzt er mit seinen proletarischen SA-Leuten zusammen und dann sitzt er wieder bei den Ruhrindustriellen.“

„Kunststück! Der hat halt einen Janus-Arsch.“

1932, 29

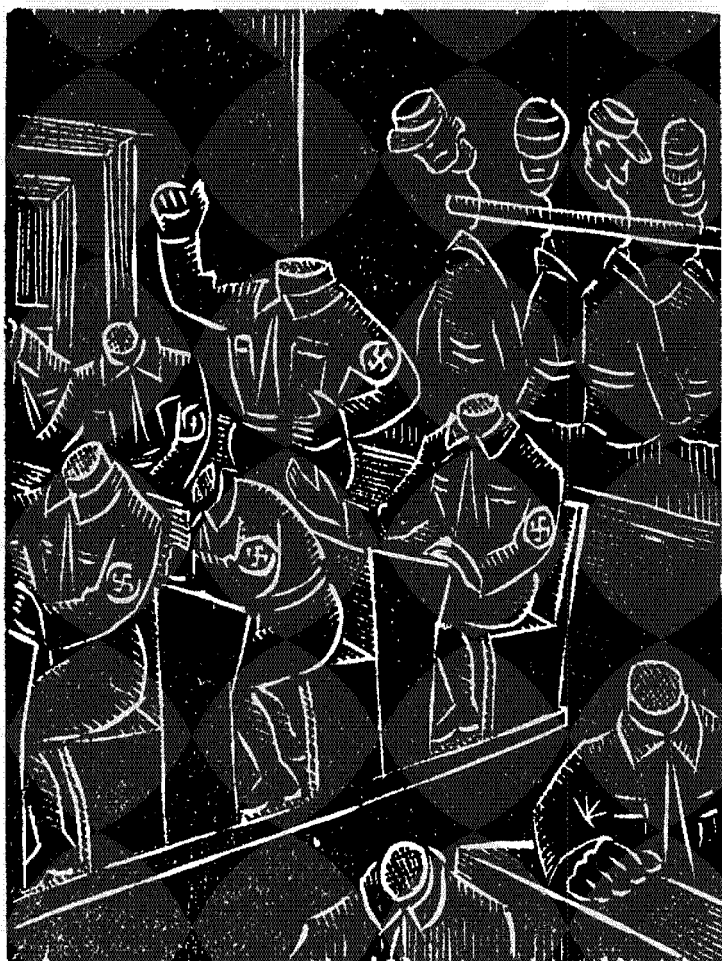
Die Nationalsozialisten

Von ihrer Niederlage nach dem Hitlerputsch haben sich die Nationalsozialisten in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder erholt. Ja sie haben, wie alle Wahlen eindeutig beweisen, im vergangenen Jahr sogar imponierende Erfolge errungen (Mecklenburg, Sachsen, Thüringen, Koburg). Und es scheint, als ob die Neubelebung ihrer Bewegung durchaus noch nicht abgeschlossen sei. Dabei läßt sich nicht ableugnen, daß in hohem Maße auch Arbeiter den nationalsozialistischen Rattenfängern ins Garn gegangen sind. Wie kommt das?

Zwei Momente der nationalsozialistischen Agitation sind es, die Eindruck auf die proletarisierten Mittelschichten und auf Arbeiter gemacht haben: die Feindschaft gegen Demokratie und Parlamentarismus, die durch eine Diktatur ersetzt werden sollen, und der mit unendlichem Lärm und Schimpfen auf die Juden vorgetragene soziale Gedanke. Die Enttäuschungen, die Krieg, Inflation und eine unsoziale Steuergesetzgebung den Kleinbauern und Kleingewerbetreibenden gebracht haben, und die Not, in die Millionen von Arbeitern durch eine gewaltsame Rationalisierung gestürzt worden sind, machen die Hirne aufnahmefähig und die Herzen empfänglich selbst für die primitivste und gewissenloseste Agitation, noch dazu wenn sie in so hemmungsloser Sprache vorgetragen und durch entsprechenden fysischen und ökonomischen Terror unterstützt wird.

In Wirklichkeit beruht diese Propaganda natürlich auf einem plumpen Betrug. Die bürgerliche Republik, die wir haben, wird in echt demagogischer Art als sozialistische Demokratie vorgestellt, obwohl sie, wie Schachts letztes Bravourstückchen auch für das kindliche Gemüt beweist, ihre Blößen als Diktatur des Trustkapitals nur noch sehr notdürftig bedecken kann. Und die sozialdemokratische Koalitionspolitik soll Marxismus sein, obwohl sie so ungefähr das gerade Gegenteil davon darstellt. Unkenntnis oder skrupellose Fälschung des Marxismus? Vielleicht ist es beides. Und bei einer Diskussion mit den Agitatoren über den Ausweg ergibt sich dann bald, daß das ganze Hitlertheater eine Spekulation auf die primitivsten Instinkte der verzweifelten Schichten ist. Denn als Heilmittel können sie nichts anderes

Das Rumpfparlament



angeben als den Kampf gegen den Zwischenhandel, womit sie bei Bauern ihren Eindruck nicht verfehlen, und die Hetze gegen das jüdische Leihkapital, die Warenhäuser und die Konsumvereine, mit der sie Kleingewerbetreibende und unaufgeklärte Arbeiter ködern [...]

Der von den Nationalsozialisten propagierte Kampf gegen das Kapital ist natürlich eitel Täuschung. Es ist längst bekannt, daß die Monturen der Braunhemden von großen Konfektionsfirmen stammen, und daß die Autos der Agitatoren Geschenke des Flügelfabrikanten Bechstein sind. Der Münchener Prozeß hat den Schleier gelüftet über die freigiebigen Finanziere aus den dortigen Industriellenkreisen (Kuhlo, Aust, Wacker usw.). Im Auftrag der Schwerindustrie sind auch bereits bei Kirdorff und Thyssen, bei Siemens-Schuckert und Borsig faschistische Betriebs- und Gewerkschaftsorganisationen aufgezogen: ihr Kampf gilt den freien Gewerkschaften. Hitler hat längst seinen Frieden mit Hugenberg gemacht und in seinen Bund sogar den Juden Jacob Goldschmidt, den Beherrscher der Darmstädter- und Nationalbank, aufgenommen, gegen den er vor gar nicht so langer Zeit noch gewettert hat. Die gemeinsame Front Hitler-Hugenberg ist ja dann auch bei dem letzten Volksbegehren offen zum Ausdruck gekommen. Ihr Ziel ist nichts anderes als die Niederwerfung des parlamentarisch-demokratischen Staates, der trotz seiner Nachgiebigkeit gegenüber den faktischen Gewalthabern dem Monopolkapital noch zu große Hemmungen auferlegt und durch den faschistischen Staat ersetzt werden soll. Der wird den Arbeitern weder politische noch wirtschaftliche Freiheit, sondern nur schlimmere Versklavung bringen [...]

1930, 3

Heinrich Josephi

Verloren gegangen

In den letzten Monaten sind uns folgende Gegenstände verloren gegangen: Mehrere Grundrechte des Parlaments. Verschiedene staatsbürgerliche Rechte. Ein großes Stück Vertrauen. Einige Dutzend Grundsätze (schon vorher ziemlich beschädigt). Der Geist einer Verfassung (gut erhalten, da wenig gebraucht). Die ehrlichen Finder werden gebeten, die Gegenstände gegen entsprechende Belohnung abzugeben bei der Firma Brüning-Wirth, Berlin.

1930, 33

Bitte kein Pogrom

Wenn es den Antisemitismus nicht gäbe, müßte man ihn erfinden. Er ist eine wundervolle Sache. Leute zu haben, die an allem politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Elend unserer Tage schuld sind und denen gegenüber selbst die zweifelhafteste arische Promenadenmischung sich als edelrassig fühlen kann, das ist ein Segen für ein Volk.

Was fingen wir ohne die Juden an? Wir müßten uns die Köpfe darüber zerbrechen, was der ganze Schlamassel sonst für Ursachen haben könnte. Da wäre es gar nicht ausgeschlossen, daß man auf irgendwelche deutsche Männer käme. Vielleicht würde man auf die alldeutschen Junker und Schlotbarone kommen, vielleicht müßte man auf diverse Generale oder so abladen. Nahe genug läge ja das.

Das alles kann man vermeiden, weil wir Juden haben. Man kann sie vor allem, weil das aktuell ist, auch für die wirtschaftlichen Nöte verantwortlich machen. Hätten wir keine, würde vielleicht der Konsument darauf kommen, daß der deutsche Zwischenhandel eine Preisspanne beansprucht, die zuweilen 100 und mehr Prozent beträgt. Das würde er vielleicht für ein wenig hoch zu halten gezwungen sein. So aber kann er einfach auf die billigen Warenhäuser schimpfen, weil die Hundertprozentigen angeblich von denen ruiniert werden. Er kann begeistert durch die Straßen ziehen und die Schaufenster mit Pflastersteinen einwerfen. So was ist nicht nur ein herrliches Ventil für aufgespeicherten Groll, sondern verschafft gleichzeitig dem deutschen Glaserhandwerk Arbeit und Brot.

Allerdings kann man alles übertreiben. Was man sich täglich einredet, wirkt nach Coué³⁶ zuletzt automatisch. Man darf sich also nicht zuviel einreden. Wegen der Folgen. Offensichtlich reden sich die lieben Antisemiten zurzeit ein bißchen zu viel ein. Überall, am Stammtisch, im Gerichtssaal, auf der Bahn, flüstert es beim Anblick von Juden: „Der kommt auch dran!“ Wann kommt er dran? Alle denken: „An dem Tag!“ Wie kommt er dran? Sie haben alle so nebelhafte Schablonen im Kopf von „aufhängen“ und „Köpfe im Sand rollen“.

Natürlich ist das Unsinn. Adolf wird nicht so heiß essen, wie er momentan kocht; wahrscheinlich wird sogar noch mal der Tag kommen, wo er halbkoscher kocht. Aber es bedarf eben so wenig, und die Schablonen gehen von alleine auf die Straße, schon weil das Recht dazu neuerdings zu den Menschenrechten gehört. Was dann geschieht, wird auf jeden Fall Unsinn sein. Man wird Schaufenster einwerfen, Läden plündern, jüdisch aussehende Herren verprügeln und, wenn man in besonders guter Laune ist, auch ein paar abmurksen. Aber was dann? Was soll werden, selbst wenn alle Juden verbrannt oder aus dem Lande hinausgeworfen sind? Es wäre nicht zum ausdenken! Die 107 Auserwählten³⁷ müßten sich auf ihr arisches Hinterteil setzen und andere zugkräftige Parolen ausknobeln. Aber mache das einer, wenn die zugkräftigste schon verpulvert ist. Die Heilbringer säßen wahrscheinlich belämmert in der grauenvoll entjudeten Welt, und die Massen liefen ihnen bald gelangweilt davon.

Darum: schont die Juden. Macht bitte nicht zu sehr in Pogromen. Denkt an die Zukunft eurer Partei.

1930, 42

oha

In der Drecklinie

Nirgends findet man bissigere Feindschaft als unter Verwandten. Schwiegermutter und junges Paar, Vater und Sohn, zwei feindliche Brüder – gibt es Beziehungen, die häufiger und heftiger vom Haß vergiftet werden?

So ist es auch im politischen Leben. Mit überlegener Ironie bewitzeln die demokratischen Blätter die Deutschnationalen, mit heimlichem Neid beehren diese die „Asfaltdemokraten“ mit Retourchaisen: zwei Kreise, die sich kaum berühren. Aber schon wenn die Sozialdemokraten mit dem Zentrum oder die Demokraten mit der Deutschen Volkspartei sich herumstreiten, spürt man die Erbitterung, geboren aus der Angst vor der Konkurrenz. Jedoch die schönsten Blüten treibt der Konkurrenzneid im Kampf zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten.

Der Ausdruck „Bonze“ wirkt wie Gestreicheltwerden von weichen Händen, und „Heuchler“ ist fast eine Liebkosung. „Geschwätz der S.P.D.“ wird wie eine wissenschaftlich-sachliche Feststellung gebraucht, und „Demagogie“ ist abgeleiert und veraltet. Im Krieg der beiden „Bruderparteien“ braucht man ganz andere Geschosse: „Arbeiterleutnants“, „echte Gassenjungenmanier“, „Dreck“, „Gimpelfang“, „Clowns“, „Taschenspieler“, „enge Doktorhirne“, „Arbeiterhenker“ (statt des verblaßten Ausdrucks „Verräter“) – mit solchen Granaten bombardiert man, wenn man kommunistischer Zeitungsschreiber ist, seine Genossen.

Und die Maschinengewehre der sozialdemokratischen Redaktionen entgegnen mit Witzchen, die überlegen und ironisch sein sollen und doch die besorgte Stimmung kaum verbergen können. Eine Veranstaltung der K.P.D. ist eine „Gala-Vorstellung“, der „große Saal gähnt von öder Leere“ (was hat denn sonst ein Saal zu tun?), nur hie und da durchheilen ihn „wichtigtuende Funktionen“. Die Leiter der Versammlung verschleudern die „Arbeitergroschen“ in ellenlangen Protesttelegrammen. Eine Versammlung des „Roten Frontkämpferbundes“ sieht nach den Berichten sozialdemokratischer Zeitungen aus wie der Kriegsrat eines Indianerstammes. Da erscheint der „Höchstkommandierende in kriegerischem Schmuck“, seine „juchteledernen Reitstiefel“ bedecken „beinah seine ganzen Oberschenkel“. Es graust einem vor den Kommunisten, wenn man sich das vorstellt! Und selbst die kommunistischen Blasinstrumente taugen nichts. Sie geben keine gut bürgerlichen Töne von sich, wie es sich eigentlich gehört, nein: ihr Ton stimmt „vollständig mit dem einer Ziehharmonika“ überein. Die Redner „verzapfen Tiraden“, bewegen sich wie „Marionetten“, und wenn einer Kasper heißt, dann heißt er nicht nur so: „sein Name ist ein Symbol“. Man meint manchmal, diese Artikelschreiber verwechseln das Tinten- mit dem Güllenfaß.

Genug? O bitte, es soll mir eine Ehre sein, weiter aufzuwarten.

Noch schlimmer als in Zeitungsartikeln ist es in Versammlungen. „Keil, der gerissene Schieber“ ist ein beliebtes Inventarstück kommunistischer Redner, das „Reichsbanner“ ist geworden zu einem „Reichsjammer“ (falls es nicht „Jammerblase“ oder – sehr geschmackvoll! – „Schwarz-Rot-Hengstenberg“ ti-

Wahllokal Deutschland



Der beste Schieber gewinnt

1932, 17

tuliert wird). Die Ehre des „Reichsbanners“ wird aber wiederhergestellt, indem man, mit dem denkbar größten Aufwand von Geist, den „Roten Frontkämpferbund“ als „Laubsammlerbund“ bezeichnet. Übrigens lohnt es sich gar nicht, sich mit der K.P.D. noch weiter abzugeben: sie ist und bleibt die „Partei der moralischen Ver lumpung“.

So befehlen sich die beiden Parteien, deren Angehörige das gleiche Los, die gleiche Not zu tragen haben. So erziehen die Führer den Stand, von dem man sagt, er sei dazu berufen, eine bessere Zeit heraufzuführen, den Stand, von dem man hofft, er werde einst eine gerechtere Gesellschaftsordnung schaffen.

Wie wird die aussehen? Sachlichkeit, Ordnung, Anstand, Achtung vor dem Gegner werden wohl die Haupttugenden des öffentlichen Lebens sein. Denn schon ein altes Sprichwort sagt: Wie man sät, so wird man ernten.

1927, 16

Hermann List

Worum es geht

Sozialdemokraten und Kommunisten

Alle Pöstchenjäger und Bönzchenaspiranten drängen sich jetzt in die Reihen Hitlers. Hier glauben sie, in erster Linie für ihre Privatwünsche Befriedigung zu finden. Was bedeutet, ziffernmäßig betrachtet, der Anhang Hugenberg's, Seldtes oder gar Papens gegenüber der Braunen Armee des Duce? Die Anziehungskraft des größten Blocks wird sich wieder einmal bewähren. Wer hat, dem wird gegeben.

Schon in der heutigen Regierungskoalition ist Hitler der weit aus stärkste Mann. Nicht wegen seiner persönlichen Stärke, sondern wegen der hinter ihm stehenden und ihm blindlings folgenden Massen. In der neuen Regierungskoalition nach dem 5. März wird er noch unbedingter ausschlaggebend sein.

Das ist die große Gefahr, die dem deutschen Volk bei den Wahlen droht. Schon jetzt kann man sich schwer vorstellen, daß Hitler freiwillig von seinem Platze weichen sollte, wenn der 5. März dem Kabinett der sogenannten nationalen Konzentration



Ein Vorschlag: Der Einheitspräsident

keine Mehrheit gibt. Noch weniger vorstellbar ist das, wenn die Wahlen Hitler auf Kosten seiner Bundesgenossen erheblich stärken.

Unübersehbare Konfliktmöglichkeiten erscheinen drohend am Horizont.

In einem Blatt der Linken braucht nicht erst die Parole ausgegeben zu werden, daß alles darauf ankomme, bei den Wahlen die republikanischen Parteien zu stärken. Selbstverständlichkeiten soll man nicht aussprechen. Die große Frage ist die, welche praktischen Wege einzuschlagen seien, um zur Stärkung der antireaktionären Front zu gelangen.

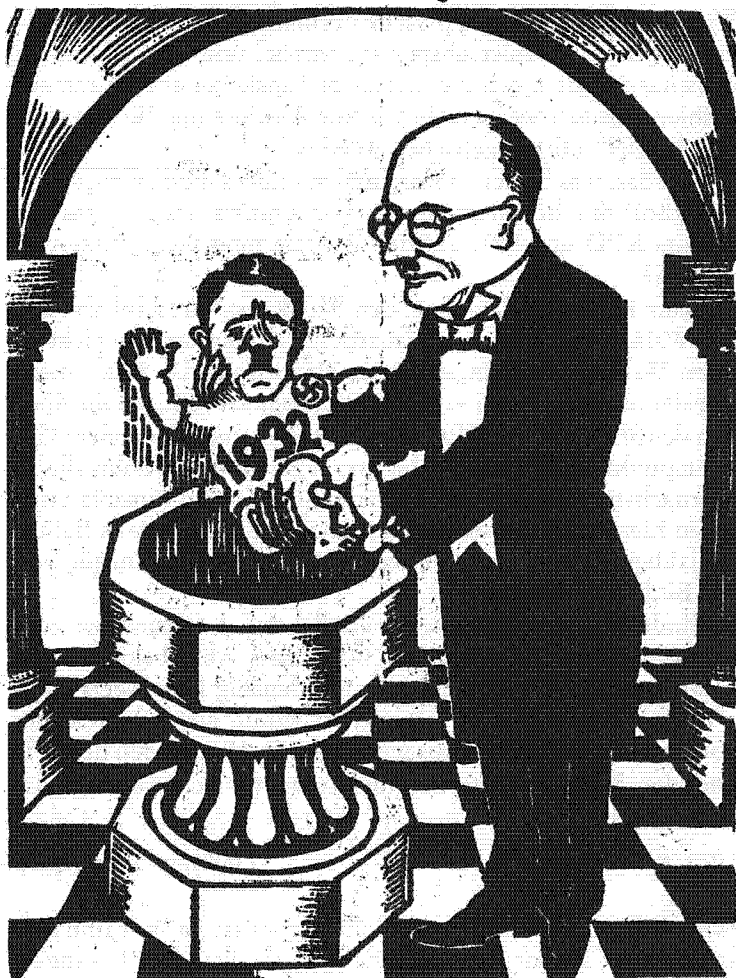
Oberster Grundsatz aller Republikaner muß sein: jede Kräftevergeudung auf der Linken zu vermeiden! Kräftevergeudung aber bedeutet es, wenn die Kräfte, die ausschließlich gegen die Rechte sich kehren sollen, zu einem wesentlichen Teil durch innere Kämpfe innerhalb der Linken lahmgelegt werden.

Einige Idealisten propagieren eine Listenverbindung zwischen SPD und KPD. Ein Rundschreiben in diesem Sinne ist von zwei sympathischen Mitgliedern der Nelsongruppe, Maria Hodann und Willi Eichler, in sozialistischen Kreisen verbreitet worden. Dabei ist durch genaue Berechnung seinerzeit festgestellt worden, daß bei früheren Wahlen eine solche Listenverbindung die „Marxistische Front“ einen Sitz gekostet hätte. Das liegt an der Eigenart unseres Wahlgesetzes. Dieses Wahlgesetz macht allen kleinen Parteien Listenverbindung gebieterisch zur Pflicht, weil sonst, wie das am 6. November der Staatspartei passierte, Hunderttausende von Stimmen einfach unter den Tisch fallen. Aber für große Parteien bedeutet die Listenverbindung, die sie untereinander eingehen, keinen Nutzen. Sie kann sogar zu einem kleinen Mandatsverlust führen.

Es genügt nicht, daß Vorschläge aus Idealismus geboren und wohlgemeint sind. Sie müssen auch praktisch sein. Darum, selbst wenn die Listenverbindung SPD-KPD stimmungsgemäß möglich wäre, wäre sie zwecklos. Warum soll man seine gute Kraft an eine zwecklose Sache setzen?

Was vielleicht möglich und bestimmt sinnvoll wäre, das wäre die Vermeidung des brudermörderischen Kampfes, wie er bei allen früheren Wahlen einen so erheblichen Teil der Kräfte der beiden größten Arbeiterparteien unnütz verzehrt hat. Oder

Das neue Jahr



„Was wird aus dem Knäblein werden?“

mußten nicht zahllose ihrer Wahlversammlungen auf den objektiven Dritten den Eindruck hervorbringen, als drehe sich die Wahlschlacht in der Hauptsache darum, daß die KPD der SPD möglichst viel Wähler abspenstig mache, und umgekehrt? So mancher Arbeiter, den dies Schauspiel anekelte, ist dadurch zur Wahlenthaltung, wenn nicht gar zur Abstimmung für die „Arbeiterpartei“ Hitlers getrieben worden.

Muß das, was bisher so war, immer, muß es diesmal wieder so sein? Soll nur bei Begräbnissen von Opfern des fascistischen Terrors KPD und SPD auf den Austrag ihrer Gegensätze verzichten?

Heute kommt es darauf an, den Wahlkampf so zu führen, daß die Wähler der großen sozialistischen Linksparteien nicht in ihren Wahlversammlungen in der Hauptsache das Sündenregister der anderen Partei vorgesetzt bekommen. Mögen die Sünden der SPD und der KPD noch so groß sein, jeder andere Gesichtspunkt muß überschattet werden von der Gefahr, die in allernächster Zukunft vor uns steht, der Gefahr einer fascistischen Herrschaft. Ist sie erst da, dann geht es uns wie in Italien: Sozialdemokraten und Kommunisten werden gleichmäßig von der Bildfläche weggefeht.

Blinde Illusionspolitik wäre es, die tiefen Gegensätze zwischen SPD und KPD leugnen zu wollen. Aber beide müssen heute einsehen: für beide besteht gleichmäßig Lebensgefahr.

In den Massen der Arbeiterschaft würde nichts befreiender und befeuernder wirken, als wenn aus allen Wahlreden der SPD und der KPD das gemeinsame Leitmotiv herausklänge: der Feind steht rechts!

1933, 8

Hellmut von Gerlach

Seid einig, einig, einig! Die Einheitsfront ist da. Ein Initiativantrag *aller* Parteien ist im Reichstag in allen drei Lesungen, ohne Debatte, einstimmig angenommen worden. Um was es sich Wichtiges handelt? Die Diäten der Abgeordneten sind rückwirkend vom 1. Juni auf ein Viertel der Bezüge eines Reichsministers erhöht. Gott sei Dank. Nun aber – in die Ferien!

1923, 26

Der tönerner Kolof

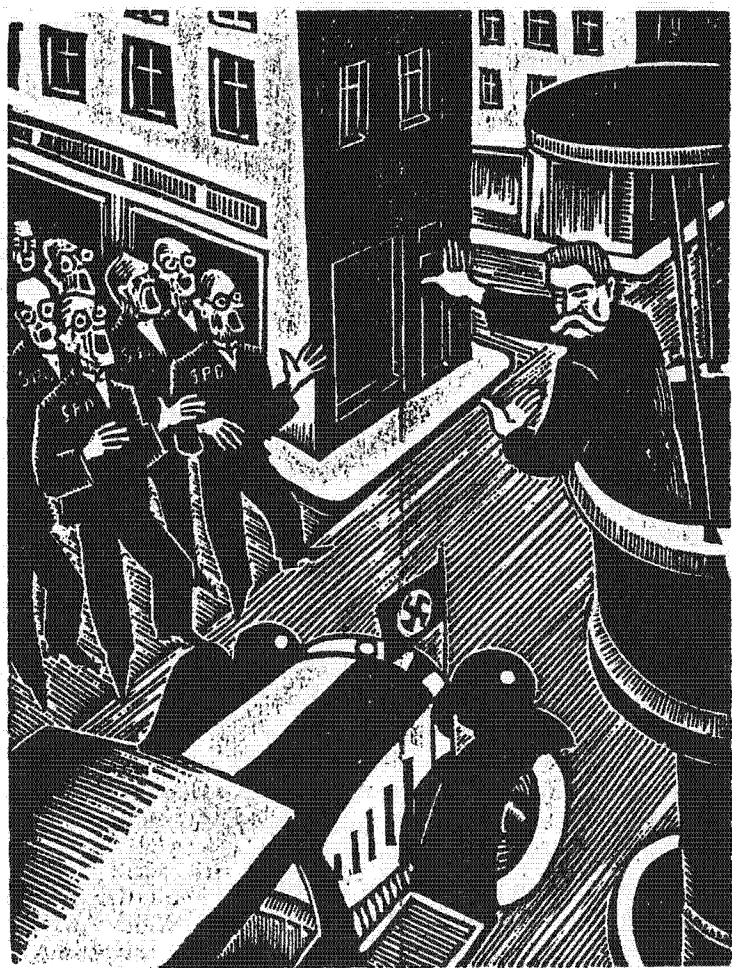
Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands hat ein Jahr glanzvollsten äußeren Aufstiegs hinter sich. Es ist ihr bei den Maiwahlen gelungen, über 9,1 Millionen Stimmen, das sind 153 Reichstagsmandate, auf sich zu vereinen, mithin einen Stimmen-gewinn von 16 Prozent zu erzielen. Die Mitgliederzahl ist im Jahre 1928 von 867.671 auf 937.381 gestiegen; es ist also ein Zuwachs von 69.710 Mitgliedern erreicht worden. Die Einnahmen sind auf die Riesensumme von über 10,25 Millionen Mark im Jahr angeschwollen, wovon die Bezirke allein nahezu 7 Millionen Mark (im Jahre 1927: 5,6) aus eigenen Mitteln aufgebracht haben. Von diesen 10 1/4 Millionen Mark konnten für die Wahlen 1928 2,6 Millionen ausgegeben werden. Die Sozialdemokratie verfügt über 196 Zeitungen mit überwiegend eigenen selbstständigen Druckereien. Der Jungbrunn der Partei, die „Sozialistische Arbeiterjugend“, hat im Jahr 1928 rund 5.000 neue Mitglieder gewonnen (ihr erster nennenswerter Zuwachs seit den Inflationsjahren) und zählt heute 54.000 Mitglieder, wobei immerhin erst auf 17 Altmitglieder ein jugendliches Mitglied kommt. Die der S.P.D. nahestehenden sogenannten „freien“ Gewerkschaften haben einen Mitgliederbestand von über 4,5 Millionen. Im ersten Halbjahr 1928 haben die Verbände des A.D.G.B.³⁸ 255.000 neue Mitglieder gewonnen. Der A.D.G.B. verfügt über 98 Presseorgane mit einer Auflage von 6,9 Millionen. Als dem Bannkreis der Sozialdemokratie zugehörig sind ferner die Arbeiter-Kultur- und Sportorganisationen (die Sportbewegung mit allein 1,2 Millionen Mitgliedern) zu nennen, außerdem die Konsumgenossenschaftsbewegung und die im Jahre 1924 gegründete Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten mit einem Jahres-Umsatz von über 2 Milliarden Mark und mit 117 Millionen Einlagen und Depositen. Die Bank hat Ende 1928 ihr Aktienkapital von 4 auf 12 Millionen Mark erhöht.

Das ist in großen Zügen das grafische Bild der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Der kleine „Bund der Kommunisten“ aus den Tagen von Marx ist ein riesenhafter Kolof geworden. Der organisatorische Aufbau der S.P.D. fordert Bewunderung und Anerkennung heraus. Die Erreichung dieser

Riesenzahlen ist das Werk eifriger Zellenarbeit, der Erfolg eifrigster Parteifunktionäre.

Und trotzdem (oder gerade deshalb?) ist der Elan der Partei erlahmt, steht der tatsächliche Einfluß der Mammutpartei auf den allgemeinen deutschen Wirtschaftsapparat im krassen Gegensatz zu diesen Mitglieder- und Umsatzzahlen. Die Partei hat Fett angesetzt, sie ist im Lauf der Jahre behäbig geworden und sonnt sich am Glorienschein der Zahlen. Aber dabei hat sich der Charakter der Partei grundsätzlich gewandelt. Man bejaht den heutigen Staat und sucht ihn von innen heraus zu erobern, merkt dabei aber nicht, daß der kapitalistische Staat sich die Partei zu seinem eigenen Nutzen gefügig macht. Hermann Müller³⁹ erklärt in einer Reichstagsrede, daß Wehrmachtsfragen keine Parteiangelegenheit mehr sein dürfen, und erhält von dem deutschnationalen Reichstagsabgeordneten v. Lettow-Vorbeck prompt ein Lob für diese Bekundung vaterländischer Gesinnung. Severing, einstige Hoffnung aller Republikaner, fällt einen Schiedsspruch in der großen Ruhrarbeiteraussperrung, der nach vorsichtiger Schätzung eines privatwirtschaftlichen Verarbeiterwerks im Ruhrgebiet eine Mehrbelastung von 1,5 bis 1,8 Prozent gegenüber der alten Lohnsumme darstellt. Severing schreibt sich diese mehr als zweifelhafte Tat als die eines Führers zugute, der „auch manchmal gegen den Strom schwimmen müsse“, wie er in einer Rede anlässlich einer Reichsbannertagung in Essen stolz verkündet hat. Und in der schmachvollen Panzerkreuzeraffäre begibt man sich der größten Chance, die jemals einer Partei in den Schoß geworfen wurde, um in der Regierung ein geruhames, auf eine Legislaturperiode berechnetes Leben aufnehmen zu können, das die langsame Eroberung des Staates zur Aufgabe hat. Statt die bürgerlichen Ministerkollegen vor die Alternative zu stellen, in einen neuen Wahlkampf unter der Parole „für oder gegen Panzerkreuzer“ zu ziehen, oder für die sofortige Einstellung des Panzerkreuzerbaues zu stimmen, spricht man von realpolitischen Notwendigkeiten, die eben die Beteiligung an einer Koalitionsregierung erfordern.

Es sei zwar nicht verkannt, daß die Tätigkeit eines Otto Braun⁴⁰, des tatkräftigsten und hervorstechendsten Politikers in Deutschland neben Stresemann, in der preußischen Regierung relativ erfolgreich war und ist. Es sei ebenso wenig verkannt, daß



Lange Gesichter bei der SPD
„Dazu haben wir ihm doch die Stelle nicht verschafft!“

sich Hilferding⁴¹ bei der Aufstellung und der nachher notwendigen Verteidigung seines Etats um eine soziale Ausgestaltung bemüht hat (siehe den Versuch einer Senkung des Einkommenssteuertarifs, Erhöhung der Erbschaftssteuer und der Biersteuer). Es sei auch die Initiative Severings anerkannt bei dem Versuch, die Teno⁴² zu beseitigen, wenn es auch beim Versuch geblieben ist. Auch Wissell hat einiges durchgesetzt, so das Gesetz über die Ausgesteuerten. Aber alles in allem ist diese Beteiligung an der Koalitionsregierung bis heute eine lange Kette eklatanter Mißerfolge, die umso schwerer wiegen, weil sie die ganze Partei als solche in ihrer Programmsetzung und in der praktischen Arbeitsleistung aufs schwerste diskreditieren.

Hermann Müller hat in der praktischen Führung versagt, und seinen Sozialismus, auch den allerreformistischsten, glaubt ihm heute niemand mehr. Er ist dem bürgerlichen Liberalismus zuzurechnen. Es ist schon so: Man versucht Realpolitik zu treiben und vergißt die Realitäten. Man spricht von Konzessionen, es sind aber Niederlagen. Man nennt Notwendigkeiten, was in Wirklichkeit Preisgaben sozialistischer Grundlehren sind. Man will den Teufel vertreiben, bedient sich aber dazu Beelzebubs.

Eine kleine Gruppe in der S.P.D. gibt es nun allerdings, die anerkennt, was ist: es ist der Kreis um Paul Levi⁴³. Man beschimpft diese Männer deshalb und nennt sie „Utopisten“. Aber was nutzt das kleine Häuflein inmitten der Riesenherde? Es wird zwar sehr geschickt ab und zu als revolutionäres Vorspannpferd gebraucht (siehe die Meuterei anlässlich der Panzerkreuzeraffäre), um die völlige Demaskierung der Partei zu vermeiden; es wird auch auf dem kommenden Parteitag scharfe Auseinandersetzungen mit diesem linken Flügel geben (der Antrag eines Bezirkes attestiert z.B. den „Ministergenossen“ die Unzufriedenheit mit ihrer bisher geleisteten Arbeit) – all dies aber wird die S.P.D. von dem Wege zur Verbürgerlichung nicht abhalten können, den sie bis jetzt sehr erfolgreich beschritten hat.

Oder werden dem tönernen Koloß doch noch eherne Füße wachsen?

Das Kuchenrezept

Man nehme die zur Verfügung stehende Menge sozialdemokratischer Regierungssehnsucht und vermenge sie tüchtig mit deutschvolksparteilicher und großindustrieller Fähigkeit im Machtausüben (wobei eine Dosis zentrümlicher Schläue als Bindemittel gute Dienste tut), gieße einige Tropfen demokratischen Öls darüber und lasse das Ganze über Nacht stehen.

Am andern Morgen mische man eine Menge kultureller Rückschrittlichkeit und konfessionellen Machtstrebens (beides wird vom Zentrum gerne geliefert) mit etwas sonntäglichem Kulturliberalismus (nur echt in Paketen mit den Aufschriften Bäume⁴⁴ oder Stresemann) und einer möglichst kleinen Dosis sozialdemokratischer Freigeistigkeit, gebe auch noch einige Fähigkeit zum Kompromisseln (man achte auf die Schutzmarke Sollmann⁴⁵!) und etwas demokratische Einheitsstaatsgelüste dazu und rühre alles mit dem Teig vom vorigen Abend tüchtig durcheinander, wobei man fortwährend Zollschutzanhänglichkeit, industriellen Imperialismus, Trustpolitik, vorsichtig gemischt mit Völkerbunds- und Kriegsächtungsgerede und sozialdemokratischem Verantwortungsgefühl und Sinn für Taktik, darüber gießt. Falls der Teig nicht aufgeht, empfiehlt sich etwas Tinte aus dem Büro des Reichspräsidenten als Trieb. Die Zugabe einer Quantität arbeiterfeindlicher Schiedsgerichtsbarkeit macht den Kuchen (besonders nach dem Geschmack besserer Herrschaften) bekömmlicher.

Nachdem man den Teig noch einige Stunden hat stehen lassen, tut man ihn 20 Minuten lang in einen mäßig warmen Ofen, garniert dann mit Schlagsahne, die aus Phrasen wie Volksgemeinschaft, Gewinnung der Arbeiter für den Staat, Erziehung der Sozialdemokraten zu verantwortungsvoller Mitarbeit und anderen hergestellt wird, und serviert den Kuchen der Großen Koalition dem dankbaren Volke.

Postskriptum: Der Kuchen hat den Vorteil, daß er nicht altbacken wird. Er reicht mindestens zwei Jahre lang für sämtliche Mahlzeiten eines genügsamen Sechzigmillionenvolkes.



Ei Adolf, du bist viel zu fein,
du schielst gern nach den Herrelein. (Volkslied)

Zwei Briefe

Lieber Freund, du bist immer noch Mitglied der SPD, hast, trotz mancher Bedenken, getreu der Parole deiner Führer vor einigen Wochen den Marschall „Vorwärts“, Herrn von Hindenburg, gewählt, weil er dir als letzter, als einziger Schutz gegen den Faschismus empfohlen worden ist – und jetzt bist du natürlich schwer enttäuscht. Wenn die Lage nicht so scheußlich ernst wäre, würde ich sagen: geschieht dir recht. Denn erstens scheint es in der Art Hindenburgs zu liegen, daß er seine Wähler enttäuscht; 1926 haben ihn die Rechtsparteien aufgestellt und gewählt, weil sie hofften, er werde ihrem Einfluß erliegen – aber siehe da, Hindenburg wurde ein guter, verfassungstreuer Republikaner und Hüter des „Systems“; 1932 wird Hindenburg von den System-Parteien aufgestellt und gewählt, weil er angeblich ein Schutz gegen den Faschismus sein soll – aber siehe da, Hindenburg stürzt das „System“ und öffnet den Faschisten die Türe zur Regierung. Das hättest du vielleicht doch ahnen können. Und zweitens hättest du, auch wenn du gegen die Persönlichkeit gerade Hindenburgs nicht hast mißtrauisch sein wollen, wissen müssen, daß überhaupt nicht eine einzelne Person ein „Bollwerk“ gegen den Faschismus sein kann.

Aber so treibt ihr, du und deine Parteifreunde, Politik. Ihr überlegt, ob man wohl dieser oder jener Persönlichkeit das Schicksal der Arbeiterklasse „anvertrauen“ kann; ihr betrachtet die Nationalsozialisten als einen Haufen blöder oder perverser Gesellen; ihr habt geglaubt, sie könnten nie zur Macht kommen (oder würden sich, einmal an der Macht, sofort unsterblich blamieren), weil es ihnen angeblich an Sachkenntnis und Verstand fehlt. Ihr betrachtet die Politik allmählich mit den Augen des spießigsten Kleinbürgers. So viel ist von eurem einstigen Marxismus übrig geblieben! Ihr könntet heute vom Marxistenfresser Hugenberg Marxismus lernen, der die politische und wirtschaftliche Entwicklung richtiger vorausgesehen hat und besser gerechnet hat. Deshalb nähert er sich heute seinem Ziel, während eure Partei Schiffbruch erlitten hat.

Ihr habt die Krise für eine vorübergehende, durch die Unachtsamkeit oder Dummheit der Wirtschaftsführer hervorgerufene



Adolf, wie hast du dir verändert!

Erscheinung gehalten und den Fascismus für einen von tüchtigen Propagandisten aufgeblasenen Luftballon, der bald zerplatzen wird. Wer aber einmal erkannt hat, daß die Krisen im Kapitalismus unvermeidlich sind, und daß sie im absterbenden Kapitalismus immer schärfer werden, und wer erkannt hat, daß der Fascismus aus der Krise einerseits und der Kampfunfähigkeit der Arbeiterklasse andererseits mit Notwendigkeit entstehen muß, der weiß, daß er sich bei jeder politischen Entscheidung nur nach dem einzigen Gesichtspunkt zu richten hat: wie stärkt man die Kampfkraft der Arbeiterklasse? Darnach habt *ihr* nicht gefragt. Eure Tolerierungspolitik war deswegen (und *nur* deswegen) falsch, weil sie die Arbeiterschaft von Tag zu Tag mehr geschwächt hat. Wenn man jahrelang Lohnabbau und Raub aller politischen und wirtschaftlichen Rechte widerstandslos hinnimmt, dann wird man selber schwach und der Gegner stark und dann kann man nicht plötzlich sagen: halt!, sondern dann wird man eben eines schönen Tages vor die Tür gesetzt, so, wie man's euch gemacht hat. Das ist sehr „undankbar“ von den Herren, denen *ihr* bisher gedient habt, sehr undankbar vor allem von dem, der nur durch eure Hilfe noch im Amt ist – aber die Politik fragt wenig nach kleinbürgerlichen Moralbegriffen; der Vorwurf, falsche Politik getrieben zu haben, trifft nicht sie, sondern euch.

Wo ist jetzt der Widerstand der „Eisernen Front“? Was für mutige Worte hat man im Wahlkampf von euren Führern gehört! „Niemals!“ – „entschlossener Widerstand“ – „Kampf bis aufs Messer“ usw. Jetzt haben die Fascisten mindestens zu drei Vierteln die Macht erobert – aber wo ist der Widerstand?

Es wird in eurer Partei viel über die „Bonzen“ geschimpft; auch du tust das gern, wahrscheinlich um zu zeigen, wie revolutionär du bist. Aber ich gebe gar nichts auf das Geschimpfe über die „Bonzen“. Wenn auch nur ein kleiner Teil der Mitglieder erkannt hätte, daß die Politik der Partei falsch ist und zum Bankrott führt und gesehen hätte, *warum* sie falsch ist und welche Mittel es gibt, um die Arbeiterklasse zu stärken, dann hätten die „Bonzen“ den Einfluß nicht mehr, den sie heute noch haben.

Entschuldigt euch doch nicht immer mit der Behauptung, die kommunistische Partei habe eben gar nichts Anziehendes für euch, auch ihre Politik sei falsch und schwäche die Arbeiterklas-

se. Das ist zum Teil richtig, zum Teil übertrieben; auf keinen Fall ist es eine Entschuldigung für euer Verhalten. Wenn ihr die Fehler eurer Partei bis auf den Grund erkannt habt und bereit seid, aus der Erkenntnis die Konsequenzen zu ziehen, dann findet ihr auch Wege, um eure Erkenntnis in die Tat umzusetzen.

Dein ***

*

Lieber Freund, du kannst jetzt, wie alle Kommunisten, mit einigem Stolz darauf hinweisen, wie richtig die Parole der KPD: „Wer Hindenburg wählt, wählt Hitler“ gewesen ist; wie richtig es gewesen ist, wenn die KPD immer wieder betont hat, daß die Arbeiterklasse in der heutigen Situation eine durchaus selbständige Politik treiben müsse, eine Politik, deren oberster Leitsatz ist: Stärkung der Arbeiterklasse. Jetzt, wo die Tolerierungspolitik Schiffbruch erlitten hat, müsse, sagst du, doch wohl jeder zugeben, daß die KPD richtig gehandelt habe.

Gewiß. Trotzdem aber ist der Einfluß der KPD nicht im Wachsen, sondern im Sinken. Das Ergebnis der Landtagswahlen in Oldenburg beweist ebenso wie die sonstigen Wahlen der letzten Zeit, daß die KPD nicht einmal die Verluste der SPD für sich buchen kann. Du wirst sagen, Wahlzahlen seien kein Gradmesser für die Stärke einer Partei oder gar einer Klasse – aber zeigt denn die außerparlamentarische Wirklichkeit ein anderes Bild? Das wirst du nicht behaupten wollen.

Wir stehen also vor der Tatsache, daß in der heutigen Situation sowohl die SPD als auch die KPD an Einfluß verlieren, und das bedeutet: daß die Arbeiterklasse schwächer wird. Wie kommt das?

Bei der Beantwortung dieser Frage darf man natürlich SPD und KPD nicht in einen Topf werfen. Daß die SPD abnimmt, ist sehr natürlich; das *kann* gar nicht anders sein, denn eine so schwere Wirtschaftskrise muß jede reformistische Arbeiterpartei schwächen; verwunderlich ist höchstens, daß der Zerfall nicht noch schneller geht. Bei der KPD ist das etwas ganz anderes. Ihr werden von der Krise die Massen zugetrieben; ihr Einfluß muß steigen, vorausgesetzt daß – ihre Politik richtig ist. Man könnte etwa sagen: Die SPD kann taktisch noch so geschickt operieren,

sie wird verlieren; die KPD muß schon eine sehr ungeschickte Taktik anwenden, wenn sie es fertig bringen will, zu verlieren. Und so ist es ja gegenwärtig.

Inwiefern die Taktik der KPD falsch ist, ist schon dutzendmale gesagt worden und dir (wie vielen in der Partei) sehr wohl bekannt. Oder willst du bestreiten, daß (um gleich das Wichtigste zu nennen) die Kommunisten jeglichen Einfluß in den Massenorganisationen (Gewerkschaften, Kulturorganisationen) verloren haben, zu mindestens achtzig Prozent durch eigene Schuld? Was hilft da die Aufforderung, sich der Arbeit in den Massenorganisationen zuzuwenden, wenn in ihnen keine Stützpunkte mehr vorhanden sind? Was hilft (um ein anderes Beispiel zu nennen) die Aufforderung: Das Gesicht dem Betrieb zu!, wenn die Partei jahrelang die Betriebsarbeit vernachlässigt und ihre Hoffnung auf die revolutionären Erwerbslosen gesetzt hat? Natürlich ist, wie auch diese Beispiele zeigen, in letzter Zeit manches an der Taktik geändert worden – aber was nützen alle diese halben Wendungen, wenn nicht die ganze taktische Linie der Partei von Grund auf überprüft wird? Das ist aber nur möglich, wenn in der Partei die Diskussion über taktische Fragen freigegeben wird. Und zwar sofort.

Nun gibt es in der Partei Leute (ich weiß nicht recht, ob auch du zu ihnen gehörst), die das alles zugeben, dann aber sagen: Die Partei ist in einer schweren Krise; diese Krise muß überwunden werden. Aber – das braucht Zeit. Für den Augenblick ist die Partei nun eben einmal nicht aktionsfähig; man muß natürlich daran arbeiten, daß sie es wieder wird, aber das geht nicht so schnell, dazu ist viel beharrliche, stille Arbeit innerhalb der Partei notwendig.

Wer so sagt, hat im Grunde schon vor dem Fascismus kapituliert. Denn wenn die Partei nicht *jetzt*, in den nächsten Wochen aktionsfähig wird, wenn es ihr nicht noch gelingt (was doch ihre Aufgabe und ihr Ziel ist und was zu erreichen sie den besten Willen hat), in der Arbeiterklasse den Widerstand gegen den Fascismus zu organisieren – dann ist das Schicksal der deutschen Arbeiterschaft auf Jahre hinaus entschieden. Eine furchtbare Verantwortung liegt jetzt auf der kommunistischen Partei. Jetzt hat sie es noch in der Hand, ihre Taktik zu ändern und damit den Grund zu legen zum erfolgreichen Kampf gegen den Fas-

cismus, der sie und die ganze Arbeiterbewegung bedroht, jetzt noch – aber nicht mehr lange. Glaubst du, daß sie die Frist, die ihr noch gegeben ist, nützen wird?

1932, 23

Dein H.D.

Augen rechts

Der Feind steht rechts, der Gegner links.
Friedrich Naumann

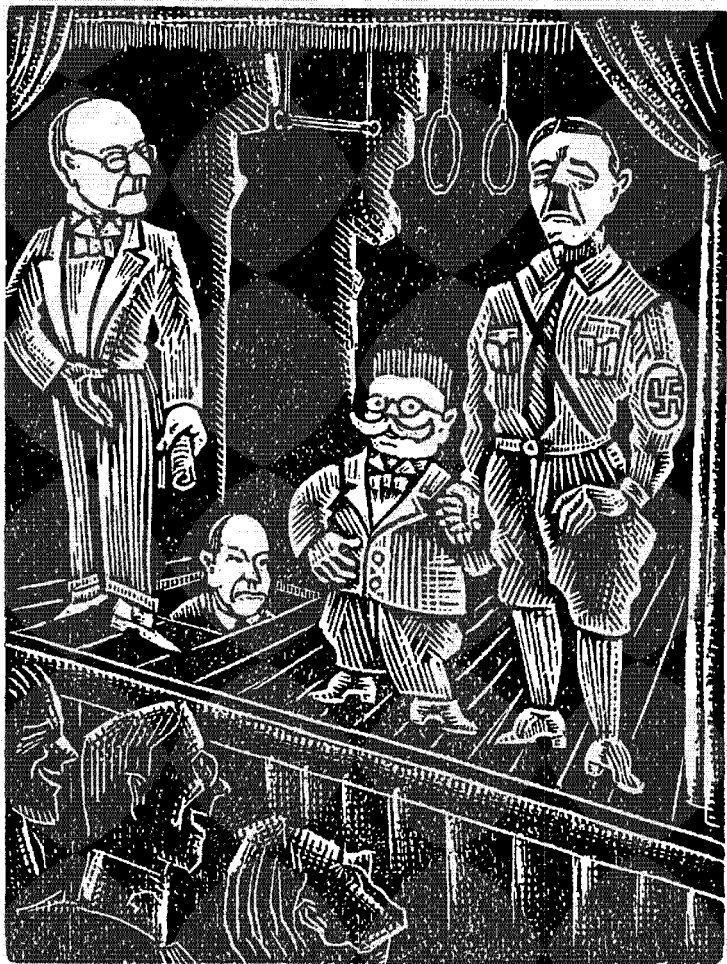
Es ist schon tragisch, daß man dem Proletariat heute das predigen muß, was ein bürgerlicher Politiker vor etwa 25 Jahren gesagt hat, also zu einer Zeit, wo es noch keinen Fascismus gab, und unter einem System, das man am heutigen gemessen beinahe „parlamentarisch“ nennen könnte.

Man kann in gewissem Sinne von einer „dialektischen“ Tragik reden. These: Die gesamte Lage erfordert gebieterisch die proletarische Einigung. Antithese: Diese Einigung ist für den Augenblick unmöglich.

Wenigstens, wenn man darunter auch nur ein noch so loses Kartell zwischen SPD und KPD in Deutschland versteht. Denn die deutsche KP untersteht nun einmal – das ist kein Vorwurf sondern eine Konstatierung – in allen wichtigen Entscheidungen den Weisungen des „Ekki“, des Exekutivkomitees der III. Internationale, und so wie die Dinge liegen, würde sie auch von ihrem Partner verlangen, daß er sich diesen Beschlüssen unterwirft. Tut er es nicht, so ist das Kartell schon ohne weiteres gesprengt. Soweit hat Otto Bauer ganz recht, wenn er verlangt, daß zunächst einmal die beiden Internationalen von Amsterdam und Moskau zu einem Einvernehmen kommen müssen [...]

An Aufmärschen der „Eisernen Front“ haben sich Kommunisten in geschlossenen Abteilungen beteiligt, und das Gleiche ist umgekehrt geschehen. Bei Beerdigungen sind schon beide Formationen überhaupt gemeinsam marschiert. Geschmacklose Ausdrücke wie „Kozi“ oder „Sozialfascisten“ kommen kaum

Die neue Nummer



„Da Herr Curtius seine Rolle ausgespielt hat, werden
jetzt die Herren Hugenberg und Hitler ihren Illu-
sionsakt vorführen“

noch vor und werden eigentlich nur noch von Parteijournalisten gebraucht, die die Stimmung der Massen nicht kennen oder nicht kennen wollen. Im übrigen werden sie von den Lesern allgemein mißbilligt.

Und so wäre alles in schönster Ordnung, wenn – ja wenn nicht die Tatsache bestände, daß SPD und KPD das gleiche Wählerreservoir haben, um die gleiche Wählerschicht kämpfen müssen. Und da muß einmal Fraktur geredet werden: Wie sich diese Wählermassen, die zwischen SPD und KPD schwanken, diesmal entscheiden werden, wissen wir nicht. Es ist aber gegenüber der fascistischen Gefahr und angesichts der kümmerlichen Rolle, die das kommende Parlament überhaupt spielen wird, wirklich ganz gleichgültig, welche der proletarischen Parteien der anderen ein halbes oder selbst ein ganzes Dutzend Mandate abnehmen wird.

Wichtig ist einzig und allein, daß die antifascistische Front steht, innerhalb und außerhalb des Parlaments.

1933, 8

Dr. E.

Gestohlen?

Der Reichstag wird erst in einigen Tagen wieder zusammentreten. Eigentlich müßte ich also seine kommenden Taten abwarten. Leichtsinnig, wie ich nun einmal bin, nehme ich aber an, daß sie, wie bisher, gleich Null sein werden. Die Herren Abgeordneten werden etwas schimpfen, im Herzen aber ganz froh sein, daß die Regierung sie der unangenehmen Lage überhebt, sich vor den Augen ihrer Wähler die Finger zu verbrennen. Ich nehme daher als sicher an, daß der Etat für 1931 einschließlich aller gepanzerten Lustkähne durch Regierungsdictat ebenso bewilligt werden wird, wie den Gewerkschaften die Durchführung von Lohnkämpfen unmöglich gemacht worden ist.

Ich komme also zu dem traurigen Ergebnis, daß die Republik in Nebel gehüllt morgen verschwinden kann, und daß die Staatsgewalt dem Volke entzogen worden ist. Als nur kümmerlichen Laienjuristen interessiert mich nun die Frage, ob die Staatsge-



„Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch
Notverordnungen“ (Brüning Imperator)

walt etwa gestohlen ist. Und da ist mir folgender Vergleich eingefallen.

Die fremden Kaufleute in China pflegen sich, da die einheimischen Arbeitskräfte billig sind, sehr viel häusliche Dienstboten zu halten. Diese chinesischen Dienstboten haben sich zweierlei angewöhnt: Jeder tut nur das, wofür er gemietet worden ist, und alle verstehen es, sich durch allerlei Listen Nebeneinnahmen zu verschaffen. Diejenigen Dienstboten aber, denen das noch nicht genügt, haben, soweit sie nicht einfach plump mause, eine geniale Methode des allmählichen Stehlens erdacht. Objekt dieses Tuns sind solche Gegenstände, die die Herrschaft nur sehr selten braucht. Sie werden zunächst an irgend einen geheimen Ort innerhalb des Hauses verbracht. Wenn die Herrschaft eines Tages danach fragt, so erklärt der Täter, er könne sich nicht darauf besinnen, den Gegenstand jemals gesehen zu haben. Dann fällt die Entscheidung: Entweder die Herrschaft findet sich mit der Tatsache ab, daß der Gegenstand futsch ist, oder sie schlägt Krach. Im letzteren Falle erscheint der betreffende Boy (so heißen diese in China) bald mit dem glücklich wiedergefundenen Gegenstand und avanziert dadurch zur „Dienstbotenperle“. Im ersteren Falle kann der Boy den Gegenstand nunmehr in aller Ruhe zum eigenen Nutzen verwerten.

Ich muß gestehen, daß ich diese chinesische Kunst des allmählichen Stehlens für das genialste halte, was auf dem Gebiete der Enteignung jemals von einem Menschenhirn erdacht worden ist.

Und nun die Nutzenanwendung für unsere Sendboten des Volkes: Die vom Volk ausgehende Staatsgewalt ist noch vorhanden, sie ist von der Regierung Brüning nur an einem verborgenen Platz niedergelegt worden. Die große Entscheidung steht jetzt bevor. Wird das Volk Krach schlagen oder wird es sich mit der Tatsache abfinden? Herr Brüning möge es mir nicht übelnehmen, daß ich ihn gewissermaßen mit einem chinesischen Boy vergleiche. Er möge es um so weniger übelnehmen, als manche dieser Boys sonst ganz famose Leute sind. Jedenfalls dünkt mir seine Methode immer noch schmerzloser als die, die die Mannen Adolfs I. vermutlich anwenden werden. Sie werden mit Gewalt den Kleinen im Volke den letzten Rest ihrer Staatsgewalt nehmen und ihn sich selbst und ihren großen Freunden in die Taschen bugsieren.

Gibt es für unsere nach Gehaltsklasse 10 (– 20 Prozent) besoldeten Volksboten denn eigentlich gar keine Möglichkeit mehr, uns aus den, in mancher Hinsicht gewiß bequemen, chinesischen Haushaltsverhältnissen wieder in unbequemere, aber solidere westeuropäische zurückzuführen?

1931, 4

Paul von Schoenaich

Der internationale Fascismus

Die Schutztruppe der Besitzenden

Der Wahlsieg der deutschen Fascisten hat auch die österreichischen Dunkelmänner um Seipel wieder kühner gemacht. Schober verschwindet, und der geistliche Herr tritt wieder selbst auf den Plan, unterstützt von dem Heimwehrfürsten Starhemberg. Seipel gibt seinem Bruder in Christo, dem „kalten“ Fascisten Brüning, den Rat, zu gleicher Zeit mit ihm die Nazis in die Regierungskoalition einzubeziehen. In der Tschechoslowakei hat sich die Fascisten-Clique um Stribrny wilde nationalistische Exzesse geleistet, die von dem Prager Polizei-Präsidenten mit wohlwollender Passivität mitangesehen wurden. Der polnische Militärdiktator Pilsudski holt zum letzten Schlag gegen die parlamentarische Scheindemokratie aus. Die finnische Lappo-Bewegung, geführt von einem Großbauern, dringt siegreich bis Helsingfors vor; einige tausend Kommunisten wandern in finnische Kerker oder werden außer Landes verwiesen. In Ungarn herrscht der Blutterror Horthys. Das Rumänien Carols wetteifert mit seinen Nachbarn um die Krone des weißen Schreckens. In Spanien hat sich ein lediglich dekorativer Szenenwechsel vollzogen. Ein General ist vom politischen Theater verschwunden, sein Platz nimmt ein nicht minder ehrgeiziger und scharfmacherischer Matador ein. Das Italien Mussolinis darf in diesem Kranze natürlich nicht fehlen. Mit Beifall hat die italienische Presse Hitlers Wahlsieg begrüßt.

*

Die fascistische Bewegung in allen Ländern ist nichts als der letzte Versuch der Großbourgeoisie, sich mit allen Mitteln an

der politischen Macht zu halten. Sie benutzt dabei die Hilfe allerer, die in Verkennung ökonomischer Notwendigkeiten und Gesetze sich auf ihre Seite, auf die falsche Seite, stellen.

Der deutsche Fascismus weiß, daß er in Deutschland mit einer aufgeklärten Arbeiterschaft zu rechnen hat, und demgemäß spinnt er seine Fäden. Er rechnet außerdem mit der zunehmenden Verelendung der großen Angestellten-Massen. Und er rechnet mit der wachsenden geistigen und materiellen Entwurzelung der noch selbständigen Mittelstandsexistenzen.

Aus diesem Kalkül ergibt sich sein Programm. Er hängt sich das Mäntelchen eines Schein-Sozialismus um und hofft dabei auf Zustrom aus den Kreisen der Arbeiterschaft. Er nennt sich antimarxistisch und hofft auf den Zulauf der Angestellten, die sich zum Teil unter Hervorkehrung eines überholten Standesbewußtseins wild gegen ihre fortschreitende Proletarisierung gebärden und sich von dem Fascismus den Aufstieg auf der gesellschaftlichen Stufenleiter versprechen. Gerade die kleinen kaufmännischen Angestellten sind in ihrer oftmals geradezu rührenden politischen Naivität den hohlen Frasen hitlerischer Verblendungsmanöver umso mehr ausgesetzt, weil sie sich entgegen allen volkswirtschaftlichen Gesetzen nicht als Klasse, sondern als Stand fühlen, der sich noch alles von der Privatinitiative innerhalb der heutigen Gesellschaftsordnung verspricht. Sie verkleben sich die Augen und hängen romantischen Wunschträumen nach, die aller Ökonomie Hohn sprechen.

Dem selbständigen und gehobenen Mittelstand erklärt der deutsche Fascismus, sein Abstieg rühre von der sich immer weiter ausbreitenden Herrschaft der großen Warenhäuser und Kartelle her, die zumeist unter dem Einfluß jüdischen Kapitals ständen. Außerdem würde sich mit der Brechung der Zinsknechtschaft auch seine materielle Lage bessern. Das Ganze umgibt Hitler mit schwarz-weiß-roten Hakenkreuzschärpen, mit schmetternden Fanfaren, mit „Sturmgebräus und Wogenprall“, wodurch er die Unterstützung hoher Militärs und ehemaliger fürstlicher Potentaten gewinnt, die sich 1918 vorübergehend in Mauselöcher verkrochen hatten und jetzt wieder ihre Zeit für gekommen halten.

Man sieht, der deutsche Fascismus trägt den deutschen ökonomischen Verhältnissen scheinbar Rechnung, um desto eifriger



Die Nazis arbeiten wieder im Reichstag mit

sein wahres Gesicht zu tarnen. Seine eigentliche politische Bestimmung wird erst durch die mehr oder weniger öffentliche Sympathie evident, mit der ihn die deutsche Großindustrie begleitet und – finanziert. Man braucht nur an Namen wie Kirdorf, Thyssen, Borsig, aber auch Bechstein und Mutschmann zu erinnern, nicht zu vergessen Hugenberg, der ja als Exponent der deutschen Großindustrie dem Fascismus in Deutschland zumindestens seine publizistische und organisatorische Unterstützung gibt [...]

1930, 43

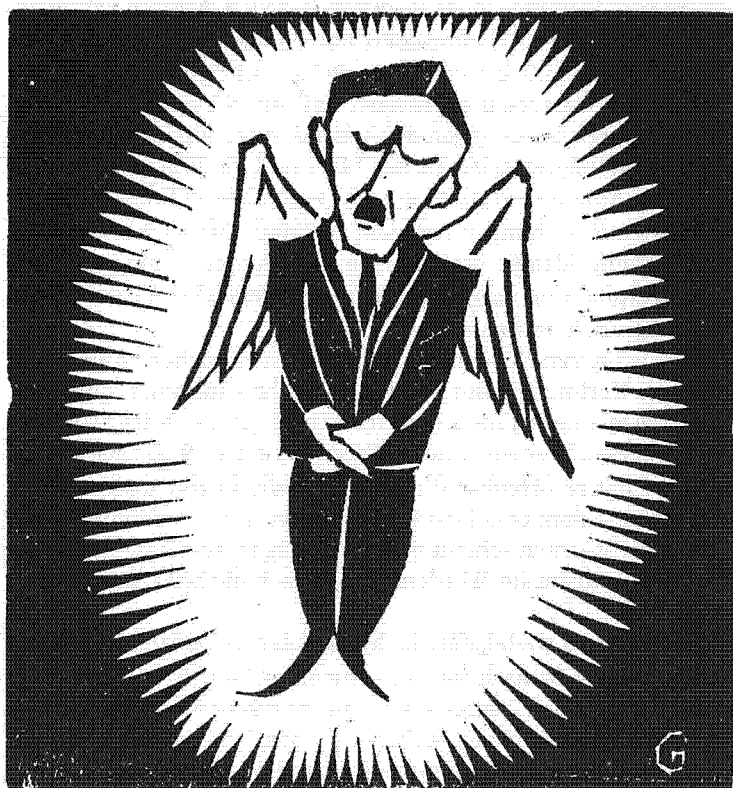
Ludwig Kuttner

Hitler stößt vor

Herr Hitler rüstet sich zur Thronbesteigung. Er predigt seinen ungeduldigen Scharen noch einmal Geduld; die fälligen Pogrome müssen nocheinmal ein wenig hinausgeschoben werden. Er designiert seinen Botschafter für das Land, das seine Seele sucht, das heilige Land des Fascismus: Prinz Waldeck-Pyrmont soll als sein Vertreter nach Rom. Er schickt seinen Herrn Rosenberg nach London, läßt ihn um gut Wetter bitten und seinen baldigen höchsteigenen Besuch anmelden. Und er geht selbst an die Front: er redet selbst.

Im Hotel Kaiserhof zu Berlin hat er die Vertreter der englischen und der amerikanischen Presse empfangen und ihnen versichert, daß die Nazis nicht so schlimm seien, wie sie sind. Zum Beispiel wollten sie, wenn sie erst an der Spitze seien, die Privatschulden bezahlen. Was das boxheimer Dokument⁴⁶ betreffe, so sei es „eine Arbeit einer Privatperson, die unter Beteiligung eines Spitzels, der sie später der Polizei auslieferte, zustande gekommen“ sei. Er, Hitler, sei legal, besonders, da man ja sozusagen schon mit einem Bein in der Regierung stehe. Kein Zweifel, sagt er, wir kommen dran; jetzt oder in zwei, in fünf oder zehn Monaten. Die kommunistische Gefahr, sagt er, ist furchtbar; ihr könnt froh sein, daß wir Nazis da sind. Aber habt keine Angst: die SA sollen unter unserer Regierung weder zur Polizei noch

Adolf.



Der Unschuldsengel.

zur Staatsmiliz werden, sagt er, sie sollen nur wie bisher „dem Schutze der Partei“ dienen. Sie sind sein Abwehrmittel gegen einen sozialistischen oder kommunistischen Aufstand. Sagt er, und die deutsche Arbeiterschaft hat's gehört und sich gemerkt: der Oberosaf⁴⁷ höchstselbst hat ausländischen Vertretern kapitalistischer Interessen versichert, daß die SA nicht gegen das Kapital, sondern nur gegen die Arbeiter marschieren sollen. Weil sie „zuverlässiger“ seien als das Heer und die Polizei.

So also nimmt der (staatenlose?) Österreicher Hitler die diplomatischen Beziehungen mit dem Ausland auf, als wär er schon Duce Deutschlands. Freundliche Beziehungen zum ausländischen Kapital sind ihm wichtig; die zum deutschen Proleten sind kaum herzlich zu nennen.

Es scheint verschiedenen Meldungen nach sicher zu sein, daß Hitler in Berlin nicht nur mit den englischen und amerikanischen Zeitungsmännern Fühlung gesucht und gefunden hat, sondern auch mit dem Zentrum und mit Vertretern der „Wirtschaft“. Außerdem hat er offenbar direkt oder indirekt mit dem General Schleicher – dem er ja kein Unbekannter war – verhandelt.

Auf der Rechten scheint man sich einig zu sein. Und links? Ist die Einheitsfront im Werden? Rüstet sich die SPD zum Widerstand?

Nein. Kein Zweifel, daß die Massen der sozialdemokratischen Arbeiter den Wunsch haben, gemeinsam mit ihren Klassengenossen gegen den Fascismus Front zu machen. Aber wer fragt nach den Massen? Die „Welt am Montag“ behauptet zwar, der Mann, der in einem kommunistischen Blatt geschrieben hat, der Parteivorstand der SPD habe sich bereits für eine „nationale Regierung“ von Braun bis Hitler entschieden, habe sich die Meldung aus den unsauberen Fingern gezogen.

Aber hat nicht Severing den Hakenkreuzlern in öffentlicher Versammlung (in Leipzig) geraten, ihre Terrormethoden aufzugeben: „Das ist die einzige Grundlage, auf der wir uns einigen können und die zu einem Wiederaufstieg Deutschlands führen kann.“ Was ist das anders als ein Tolerierungs-, wenn nicht gar ein Bündnisangebot?

Und hat nicht der „Vorwärts“ vom 3. Dezember in einem großen Artikel ausgeführt, daß die Koalition mit Hitler nicht ohne weiteres prinzipiell abzulehnen sei. Es komme darauf an,

wie innerhalb der Koalition die Kräfte verteilt seien. Und das deutsche Volk habe dann ja nach spätestens vier Jahren die Möglichkeit, den Fascismus abzuschaffen: durch – Neuwahlen!

Darf man nach solchen Äußerungen hoffen, daß die Führer der SPD den Entschluß finden werden, gegen den Fascismus und gegen Hitler Ernst zu machen? Nein. Die SPD ist kein Bollwerk gegen den Fascismus.

Ein Bollwerk, ja, mehr als das: die einzige Kampftruppe, die fähig ist, Hitler und sein volksverräterisches System zu erledigen, ist die Arbeiterschaft. Aber ihre Einigung kann nur von unten kommen. Nur im aktiven Zusammenwirken der Proleten beider Lager liegt der Sieg. In der Einheitsfront des Proletariats wird man, wenn nur die richtigen Parolen ausgegeben werden, nicht nur die sozialistischen und kommunistischen Arbeiter finden, sondern auch die Schar der unorganisierten und einen großen Teil der christlichen.

Wenn die Arbeiterschaft einig und geschlossen ist, wird kein Naziheer sie besiegen. Wie die Einheitsfront herzustellen ist, ist das wichtigste und ernsteste Problem unserer Tage. Vielleicht hebt Hitlers volksfeindliche, kapitalfreundliche Attacke auf die Macht die proletarische Einheitsfront aus der Taufe. Dann hätte sein Dasein einen geschichtlichen Sinn erhalten.

1931, 50

Max Barth

Wie Wilhelm

Kommt es nur mir so vor, oder hat der neue deutsche Reichskanzler wirklich diese frappante Ähnlichkeit mit Wilhelm dem Zweiten von Hohenzollern?

Natürlich nicht äußerlich, meine ich. Obwohl man vielleicht auch da... Wenn man sich die Barttracht anders vorstellen würde... Aber das spielt keine Rolle. Ich denke an das Auftreten, an den geistigen Habitus, an die Charaktereigenschaften.

Erinnert ihr euch noch an den früheren Kaiser? An seine fabelhafte Vielseitigkeit und Beweglichkeit? An jene Impulsivität, die den politischen Beamten des Zweiten Reichs so manchesmal zu schaffen machte? An seine Frömmigkeit, die auf einer gewis-

sermaßen persönlichen Föhlung mit Gott zu beruhen schien? An die naive Freude am Reisen und Reden, die ihn beherrschte, so daß er „bald hier, bald da“ zu sehen und zu hören war, in Uniform und Zivil, in allen Sätteln gerecht, von allem etwas verstehend, überall zu Hause? Wer sich ihm entgegenstellte, den wollte er zerschmettern (z.B. die bösen Sozialdemokraten); er gedachte sein Volk herrlichen Zeiten entgegenzuführen; er war der Friedenskaiser und rutschte dann freilich in einen Krieg hinein. (Und den Krieg verlor er.)

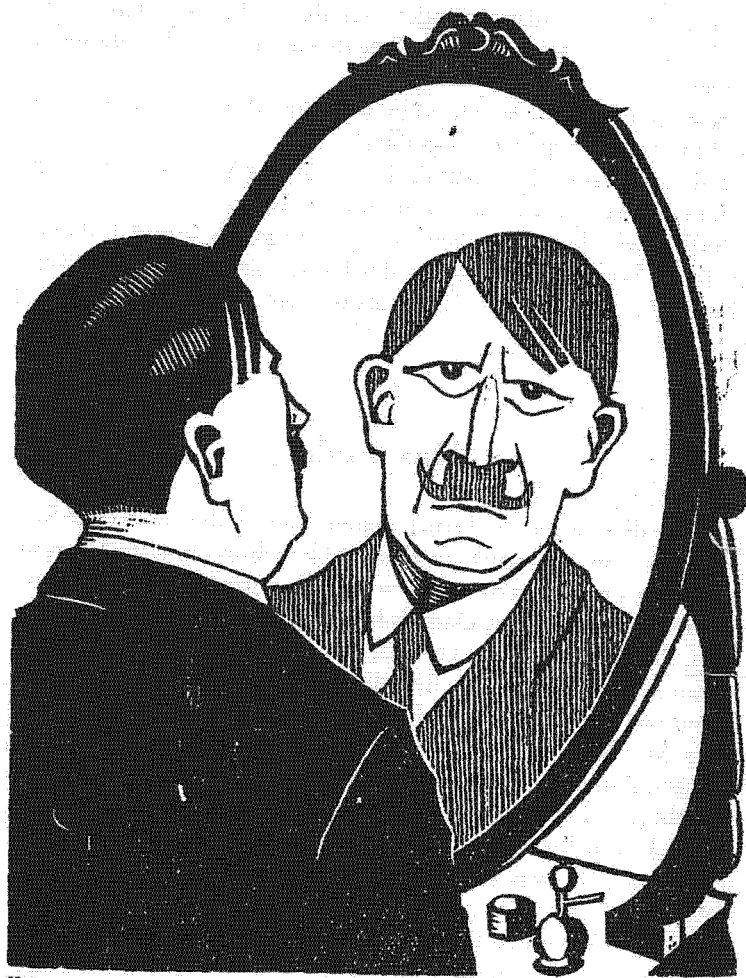
Und der neue Kanzler? Hat er in der kurzen Zeit, die er nun im Amte ist, nicht schon eine ganze Reihe von Zügen entwickelt, die geradezu frappant an den ehemaligen deutschen Kaiser erinnern?

Auch Adolf Hitler liebt die markigen Reden, die Ansprachen an sein Volk, und hat dabei den technischen Vorsprung des Rundfunks und des Flugzeugs voraus, Einrichtungen, die es damals noch nicht gab und um deren Handhabung ihn Wilhelm der Verfllossene wahrscheinlich ehrlich beneidet.

Auch Adolf Hitler betrachtet den „allmächtigen Gott“ als seinen speziellen Bundesgenossen, mit dem zusammen er die Wiederauferstehung der Nation herbeiföhren wird, ein „Reich der Größe, der Kraft, der Herrlichkeit und der Gerechtigkeit, Amen“, wie er im Anklang an das Vaterunser jene Berliner Sportpalastrede vom 10. Februar geschlossen hat.

Auch Hitler will den Kommunismus und „Marxismus“, wie man jetzt sagt, ausrotten; er will Christentum und Familie in seinen Schutz nehmen; er tritt für die „Erhaltung und Festigung des Friedens“ ein und strebt mit allen Kräften nach Abrüstung. Dann passiert es ihm freilich zwischendurch (wie Wilhelm s. Z. die Daily-Telegraf-Affäre), daß ein Engländer ein Interview nicht ganz einwandfrei wiedergibt und daß Mißverständnisse wegen des polnischen Korridors und so berichtigt werden müssen.

Freitag abend spricht er vor dem begeisterten Publikum im Berliner Sportpalast über die deutsche Zukunft, am Sonntag eröffnet er mit einer äußerst sachkundigen Rede die deutsche Automobilausstellung und steht am selben Tag noch in Kassel, „an der Stelle, von der aus ein Kaiser und ein Bismarck den Friedrichsplatz überschauten“ (Völk. Beobachter vom 13. Februar),



Holzschnitt von Hans Gerner

„Es ist erreicht“, eine Vision

und am Sonntag Mittag finden wir ihn in Leipzig dabei, wie Richard Wagners 50. Todestag begangen wird. Er darf da nicht fehlen.

Könnte man diese Wiederkehr Wilhelms II. in anderer Gestalt nicht beinahe gespenstisch heißen?

Jedenfalls ist sie kein Zufall. Das deutsche Volk will offenbar solche Führer haben wie Wilhelm und Hitler.

Sollen wir ihm wünschen, daß das Ergebnis diesmal anders ausfalle? Wird es, kann es mit der Herrlichkeit des dritten Reiches ein anderes Ende nehmen als mit der des zweiten?

1933, 8

Erich Schairer

Das Ende

Wenn diese Zeilen in Druck gehen, hat sich die „nationale Revolution“ im Anschluß an das Wahlergebnis vom 5. März in ähnlicher Form durchgesetzt, wie die Revolte 1918 nach der militärischen Niederlage. Damals hob sich keine Hand in Deutschland, das Kaiserreich zu verteidigen. Auch diesmal ist es ähnlich gegangen. Die Träger der Republik von Weimar haben erkannt, daß diese Epoche zu Ende ist.

Es ist noch nicht an der Zeit, Nekrologe zu schreiben. In ruhigen Zeiten wird ein gerechteres Urteil über die verfloßenen 14 Jahre gefällt werden, als dies in der Hitze des Wahlkampfes möglich war, wo von nationaler Seite in Bausch und Bogen verdammt wurde, was man links fast wie ein verlorenes Paradies beweint.

Eine objektive Prüfung der Bilanz beider Epochen zeigt klar, daß die Aktiven der Republik von Weimar trotz vierjähriger Krise viel größer und hochwertiger als die des Kaiserreichs sind, obwohl die Republik mit den erdrückenden Passiven des Kaiserreichs vorbelastet war.

Damals waren keine Lebensmittel und Rohstoffe im Lande. Ein heruntergewirtschafteter Produktionsapparat mußte erst wieder auf die normale Warenproduktion umgestellt werden. Der Verkehr wurde monatelang durch die Demobilisierung schwer belastet und die Ablieferung des besten Eisenbahnmate-



„Glauben Sie nicht, daß Adolf Dummheiten macht?“ —
Keine Rede, Hugenberg sitzt ja am Steuer.

rials verschärfte noch den Zustand. Von den anderen Kriegsfolgen sei nur noch die Unsicherheit über die Friedensbedingungen erwähnt.

Das alles fällt auf der Passivseite der Eröffnungsbilanz des „dritten Reiches“ weg. [...]

Der Vergleich zwischen dem Zusammenbruch des Kaiserreiches und dem der Republik von Weimar wird der künftigen Geschichtsschreibung noch manche Parallele aufzeigen. Es gibt aber auch einen fundamentalen Unterschied zwischen dem Entstehen und Walten des Weimarer Staates und des angebrochenen „dritten Reiches“.

Die Sozialdemokratie nahm die militärische Niederlage von 1918 als nationales Unglück hin und tat nur widerstrebend jene Schritte zur politischen Umstellung und Erhaltung des Reiches, die ihr später als Novemberverbrechen angekreidet wurden. Aus der Auffassung des nationalen Unglücks, das gemeinsam getragen und überwunden werden müsse, verzichtete sie auf jede Maßnahme gegen die Verantwortlichen am Zusammenbruch. Die Sozialdemokratie handelte also nach dem Bibelwort: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.“

Ganz anders verfuhr die nationale Revolution. Sie machte für die Krise in Deutschland (Auswirkung der Weltwirtschaftskrise!) einzig und allein den Marxismus verantwortlich, als ob die deutsche Wirtschaft seit 1918 von Partei- und Gewerkschaftsführern geleitet worden wäre, und nicht von den Stinnes, Thyssen, Cuno, Vögler, Kirdorf usw. Daß die Krise in den marxistenreinen U.S.A. früher begann und schlimmere Folgen brachte, hat die „nationalen“ Ankläger gegen den deutschen Marxismus keinen Augenblick beirrt. Sie handelten nach keinem Bibelspruch, sondern nach einem uralten Grundsatz des Klassenkampfes: „Richtet, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!“ [...]

Das Volk will einen Weg aus der Krise und muß zugleich den Eindruck bekommen, daß eine Bewegung alle Energie für die Verwirklichung ihres Programms einsetzt.

Diese ihre Aufgabe hatten die „Marxisten“ nicht begriffen. Sie ließen sich von vornherein in die Verteidigung drängen und verstanden keine Schwäche des Gegners zu ihrem Erfolg zu nützen.

Hätten sie dem ungewissen Vierjahresprogramm ein Vierwochen- oder Viermonatsprogramm mit klaren Forderungen ent-

gegengestellt, so wäre die Regierung zur Formulierung ihres Programms gedrängt worden. Ihre künftige Politik wäre im Kontrast zum Krisen- und Sozialprogramm der sozialistischen Opposition gestanden.

Die Forderungen eines solchen Programms drängen sich förmlich auf. Erste, richtungweisende Forderung: Beseitigung der Armut durch volle Anwendung aller technischen Fortschritte, Beseitigung aller kapitalistischen Hemmungen einer planmäßigen Bedarfswirtschaft, sofortige Steigerung der Kaufkraft zur Wiederingangsetzung des ganzen Produktionsapparats.

Aber die Sozialisten fühlten sich durch die alten Vorwürfe so bedrängt und waren über das Gebot der Stunde so wenig im klaren, daß die Gegner vollständig den Kampf bestimmten. Gewiß, der Gegner wandte ungewohnte Mittel an; aber eben seine Geschichte zeigt, daß eine aufstrebende Bewegung nur wenig behindert werden kann [...]

1933, 11

Fritz Sturm

Rundfunkwahlen

Der 5. März hat der nationalsozialistischen Partei und damit der Regierung Hitler einen Sieg von unerwartetem Ausmaß gebracht. Im Reich und in Preußen sind die 51 Prozent Mehrheit nicht nur erreicht, sondern überboten, und zwar nahezu ausschließlich durch den ungeheuren Stimmenzuwachs der Nationalsozialisten. Diese haben, rechnerisch betrachtet, nicht nur 3,8 Millionen seitherige Nichtwähler für sich mobil gemacht, sondern auch noch beinahe 2 Millionen Wähler aus anderen Lagern zu sich herübergezogen; und zwar nicht nur aus dem „nationalen“ Reservoir, sondern offenbar auch erhebliche Scharen aus den Quellgebieten des Zentrums, der Sozialdemokratie und der kommunistischen Partei.

Dieser fabelhafte Erfolg ist ohne Zweifel in erster Linie der Propaganda durch den Rundfunk zuzuschreiben, die in solchem Ausmaß und mit solcher Stärke noch nie von einer Partei betrieben worden ist und hat betrieben werden können. Hitlers Wahl-

reden sind diesmal auch im kleinsten Dorf, vor Menschen, die sozusagen jungfräulicher Boden waren, zur vollen Wirkung gekommen; Ereignisse wie die Durchsuchung des Liebknecht-Hauses und der Reichstagsbrand mit ihren Folgen und Folgerungen konnten hundertprozentig ausgeschlachtet werden; und dazu kam die völlige Ausschaltung eines großen Teils der gegnerischen Presse, vor allem in Norddeutschland.

Von links ist im Wahlkampf mit Argumenten operiert worden, die angesichts der in breiten Schichten erzeugten Stimmung unbedingt versagen mußten.

Man fragte, wo denn das Programm sei, mit dem die neue Regierung Deutschland retten wolle. Ein solches Programm war in Einzelheiten nicht vorhanden; aber sein Fehlen hat wahrscheinlich den Regierungsparteien eher genützt als geschadet. Auf diese Weise war nämlich jeder kritischen Debatte über Konkretes der Boden entzogen. Der Glaube an den Willen der Regierung trat an die Stelle einer zweifelhaften Einsicht in die Richtigkeit ihrer Pläne, und jener Glaube erwies sich dabei als die weit stärkere Triebfeder. Das Volk sah Männer vor sich, die jedenfalls an dem Willen, sich durchzusetzen, nicht zweifeln ließen, und solchen zu folgen ist die Masse noch immer geneigt gewesen.

Wo um die politische Macht gekämpft wird, ist der Wille entscheidend, nicht der Intellekt, dessen Rolle ja schon der alte Oxenstjerna nicht allzu hoch eingeschätzt hat. Die Schwäche der deutschen Linken, die sich jetzt mit so schmerzlicher Deutlichkeit geoffenbart hat, liegt eben zum guten Teil darin, daß in ihr zu wenig Wille mit zu viel Intelligenz gepaart ist.

Daß die Regierung vor der Wahl Meinungsfreiheit und andere bürgerliche Freiheiten beschränkt hat, dieser andere von der linksstehenden Presse so stark betonte Vorwurf, hat ihr ebenfalls im Wahlkampf nicht sehr viel geschadet. Heutzutage kümmert sich der einfache Mann (und die einfache Frau!), namentlich auf dem Lande, nicht allzuviel um diese Freiheiten. Wer nichts zu nagen und zu beißen hat, dem stehen die demokratischen Grundrechte nicht im Mittelpunkt des Interesses. Sein Denken kreist um das tägliche Brot, und wer ihn auf irgend eine Weise zu überzeugen vermag, er werde dafür sorgen, daß ihm dieses künftig besser zugemessen werde, der ist sein Mann, – auch wenn er Zeitungen verbietet und Versammlungen auflöst.



Die Stimme...

Der Sieg des Hakenkreuzes in Deutschland am 5. März ist der Sieg einer unerhört geschickten und stark auftragenden Propaganda. Wenn jetzt, wie man hört, für einen der Hauptregisseure des nationalsozialistischen Wahlfeldzugs, Herrn Goebbels, ein besonderes Propaganda-Ministerium geschaffen werden soll, so wäre das ein sinnfälliger Beweis dafür, welche Bedeutung von der Regierung selber einem von ihr so virtuos gehandhabten Instrument beigemessen wird.

1933, 11

Erich Schairer

Die Ermächtigung

Der deutsche Reichstag ist am 21. März mit einer ungewohnten Feierlichkeit zusammengetreten: um sich selber zu Grabe zu tragen.

Die Geschichte ist reich an Ironien. Aber ein Parlament, das sich selber in dieser Weise ausschaltet, eine parlamentarisch sanktionierte Diktatur wie die jetzige deutsche: das ist wirklich kein alltägliches Ereignis.

Man kann heute sagen, daß Hitler in wenigen Wochen einen Weg zurückgelegt hat, zu dem Mussolini ungefähr ebensoviele Jahre gebraucht hat. Es ist kaum übertrieben.

Die Erwartungen, die manche Leute vor der letzten Reichstagswahl auf das Zentrum gesetzt haben, sind rasch zu Wasser geworden. Das Zentrum hat von seiner „Schlüsselstellung“ keinen Gebrauch gemacht. Ohne das Zentrum war auch nach dem Ausschluß der Kommunisten (mit dem von Anfang an zu rechnen war) im Reichstag keine Mehrheit für ein verfassungsänderndes Ermächtigungsgesetz vorhanden. Wenn die Partei der Herren Kaas⁴⁸ und Brüning sich geweigert hätte, eine solche Blankovollmacht auszustellen, hätte die Regierung die Hände nicht so ganz, zum mindesten nicht so rasch frei gehabt, um nun auf vier Jahre unumschränkt über Deutschland zu gebieten.

(Während dies geschrieben wird, sind zwar die Würfel noch nicht gefallen. Aber man weiß, wie sie fallen werden, und kann

es wohl riskieren, von der Zukunft in der Vergangenheit zu reden.)

Was mag in den Besprechungen, die dieser Lösung vorausgingen, von Seiten der Regierung Hitler und von Seiten des Zentrums verabredet worden sein?

Ob es den Männern, die seit vierzehn Jahren entscheidend an der deutschen Politik mitbeteiligt waren (das Zentrum ist politisch, wenn auch nicht zahlenmäßig, nach dem Kriege lange die stärkste Partei gewesen) leicht gefallen sein mag, nun so völlig zu verzichten? Ob sie sich der Verantwortung bewußt sind, die dieser Verzicht bedeutet?

Hat sie der Elan der nationalen Erhebung in seinen Bann gerissen? Wollten sie den neuen Männern, die sich so viel vorgenommen haben, eine „Chance“ geben?

Die Regierung kann jetzt freilich arbeiten wie keine vor ihr. Der ehemalige Reichstag mit seinen jede zielbewußte Tätigkeit lähmenden Mehrheitsverhältnissen gehört der Vergangenheit an. Man kann es begreifen, daß ein Ministerpräsident froh sein muß, diesen Klotz am Bein wegzuhaben. Man könnte es einem Manne voll Tatkraft und fruchtbarer Ideen sogar gönnen, daß er seine Arme regen kann. Aber...

Der Reichstag der letzten Jahre war eine Unmöglichkeit. Er war es wirklich wert, unterzugehen. Der Kuhhandel der Regierungsbildungen, wie wir ihn so oft erlebt haben, war ein ekelhaftes Schauspiel. Aber ist gar kein Reichstag auch wirklich besser als ein schlechter Reichstag?

Der Reichstag selber ist es gewesen, gewiß, der die Weimarer Verfassung ad absurdum geführt hat. Als regierungsbildende Instanz war er bei den deutschen Parteiverhältnissen einfach unbrauchbar. Aber, ihr Herren vom Zentrum, ist es nicht sehr gefährlich, wenn er nun auch als Kontrollinstanz ausgeschaltet ist? [...]

Sicherheit Vorbedingung

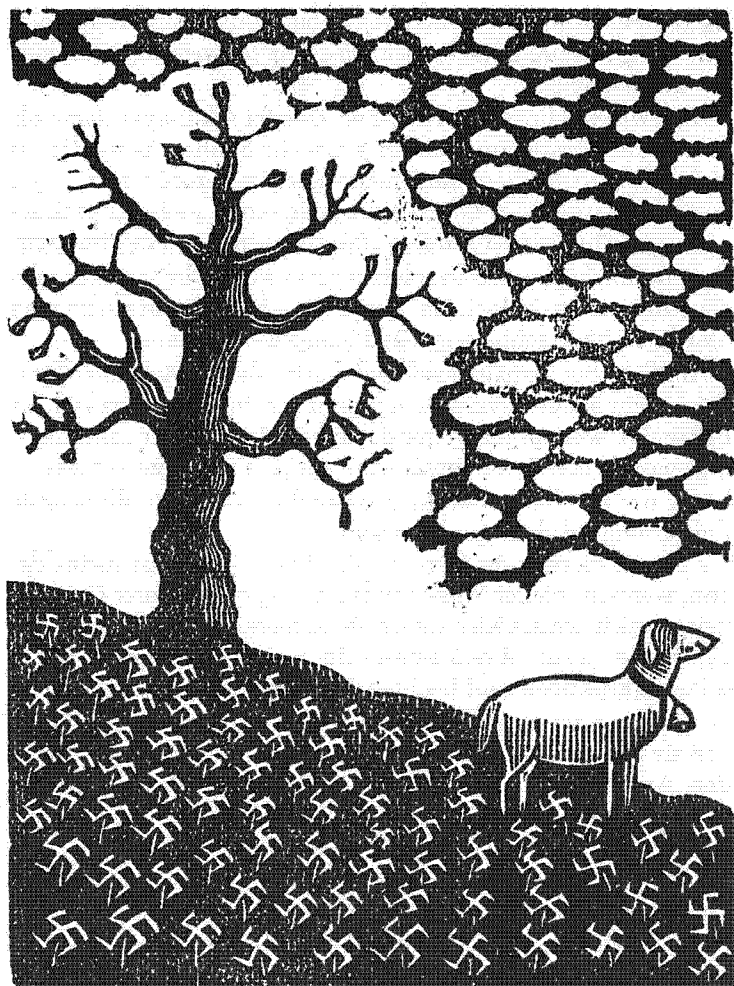
Während der letzten Monate sind bei uns eine ganze Anzahl Autoführer, die Verkehrsunfälle verschuldet hatten, zu harten Freiheitsstrafen verurteilt worden. Und vielleicht hat mancher Zeitungsleser sich darüber verwundert oder – je nach der Einstellung – die Verurteilten heimlich sogar bedauert. Aber mit Unrecht. Denn worum es sich hier handelt, das ist nur die deutsche Form eines Kampfes, der in andern Ländern seit langem schon zäh und zielbewußt durchgeführt wird und den man auf amerikanischem Boden unter das Leitwort „Safety first!“ (Sicherheit Vorbedingung) gestellt hat.

Daß Verkehrssünden Sünden gegen den Geist der Gemeinschaft sind, – diese Einsicht soll und muß sich auch bei uns allmählich durchsetzen. Und gerade der Autofahrer, der sich nur allzu häufig bisher als unumschränkter Herr der Landstraße zu fühlen gewöhnt war, hat es nötig, sich mit Nachdruck daran erinnern zu lassen, daß Fußgänger und Radfahrer schließlich ebenfalls Menschen sind.

Besonders streng verfährt man, wie die Gerichtserkenntnisse lehren, gegenüber den Führern von Auto-Omnibussen, und auch das hat seine gewichtigen Gründe.

Je mehr Menschen dem Lenker eines Fahrzeuges unmittelbar anvertraut sind, um so größer ist offenbar ja seine Verantwortung. Und der Führer eines Omnibusses gleicht in dieser Hinsicht fast schon dem Leiter eines kleinen Staates, der all seine Kräfte und Fähigkeiten voll in den Dienst seines Landes zu stellen hat, ohne – nach deutscher Auffassung wenigstens – an die Befriedigung persönlichen Ehrgeizes zu denken.

Er darf nicht Rekorde erringen oder schlagen wollen, darf nicht darauf bedacht sein, es anderen, mit stärkerem Motor ausgestatteten Wagen um jeden Preis gleichzutun, darf nicht rücksichtslos überholen und dadurch die Gefahr eines Zusammenstoßes mit seinen unabsehbaren Folgen heraufbeschwören und darf erst recht natürlich nicht die für die Allgemeinheit gültigen Verkehrs- und Warnungszeichen mißachten, – in dem törichtem Wahn, ein so großer Wagen wie der seine habe überall das Vorrecht. Sondern gerade *weil* der von ihm geführte Wagen größer



Frühlingsanfang

als andere ist und mehr Insassen zählt als diese, hat er doppelt vorsichtig zu sein, wenn er nicht an einem Massenunglück schuldig werden will.

In gewisser Hinsicht ist er ohne Zweifel schlimmer daran als die Führer wendigerer Gefährte. Manche Straßen, besonders in kleineren Ortschaften, sind heute noch außerordentlich enge, und es bedarf großer Geschicklichkeit, einen auch nur einigermaßen umfänglichen Omnibus ohne Anstoß durch sie hindurchzusteuern. Und gerade an solchen gefährlichen Stellen sieht man die Fahrer oftmals doch ein Tempo einschlagen, daß einem vom bloßen Anblick schon angst und bange werden kann.

Ähnlich aber verhält es sich mit den bei dem bestehenden Straßensystem leider nicht seltenen unübersichtlichen Strecken der Fahrbahn. Wer auf ihnen nur danach trachtet, wie er „aufholen“ und womöglich den Fahrplan um ein paar Minuten verbessern kann, der handelt geradezu gewissenlos und sollte die längste Zeit Omnibusführer gewesen sein.

Zumeist merken die Insassen des Omnibusses gar nichts davon, wenn in solcher Weise mit ihrem Leben und ihrer Gesundheit gespielt wird. Oder sofern sie es merken, sind sie wohl gar verblendet genug, ihrem Führer die Stange zu halten, ja ihn in seiner fahrlässigen und leichtfertigen Handlungsweise noch zu bestärken, – sei es, daß es ihnen wirklich besonders eilt, sei es, daß sie nur einfach von dem besessen sind, was man sehr richtig den Autofimmel genannt hat. Und derartige Fahrgäste trifft, wenn auch in abgeschwächtem Maße, der gleiche Vorwurf wie ihn: der Vorwurf mangelnder Gewissenhaftigkeit.

Bezeichnenderweise sind aber gerade diese mit dem Munde so mutigen Leute die ersten, die sich, wenn ein Unglück geschehen ist, alle Schuld auf den Fahrer abzuwälzen bemühen. Die Gerichtsverhandlungen bezeugen das mit einer höchst unerfreulichen Regelmäßigkeit. Denn es ist erstaunlich, wie viele dann plötzlich das traurige Ende vorausgesehen und vergeblich ihre warnende Stimme erhoben zu haben behaupten.

Mehr Verantwortungsgefühl! kann man da nur immer wiederholen. Und: besser Vorsicht üben, als Nachsicht fordern!

Sicherheit Vorbedingung! Dieses Leitwort verdiente wirklich, auch *unsern* Automobilisten – und nicht nur den freilich am meisten betroffenen Omnibusführern – bei jeder Gelegenheit

eingepägt zu werden. Der gewaltige Aufschwung, den der Autoverkehr dank der fürsorglichen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen der Regierung bei uns genommen hat, macht eine straffe Fahrdisziplin, macht Behutsamkeit und sorgfältigste Befolgung der Verkehrsregeln zur gebieterischen Notwendigkeit – ganz abgesehen davon, daß schon die bloße Achtung vor dem Volksgenossen dazu verpflichtet.

Unser deutsches Volk ist in so vielem für die Welt vorbildlich geworden. Sollte es da nicht möglich sein, zu erreichen, daß es auch auf dem für die Gegenwart so unendlich bedeutungsvollen Gebiet der Straßenordnung einmal heißen könnte: Deutschland in der Welt voran!?

1935, 17

Franz Krämer

Unterricht im Schweigen

C. ...Daraus habe ich mir die Lehre gezogen, daß ich eben lernen muß zu schweigen.

D. Und dann kommst du zu mir und erzählst mir das.

C. Nun, dir darf ich doch alles sagen?

D. Allerdings. Ich kann schweigen. Mir *darfst* du alles erzählen.

C. Aber...?

D. Aber ob es gerade gut ist, daß du mir das erzählst: das ist eine andere Frage.

C. Warum sollte das nicht gut sein?

D. Du hast nun erstens entdeckt, daß du schweigen lernen mußt.

C. Ja. In allem Ernst.

D. Und dann hast du zweitens entdeckt, daß du mit mir eine Ausnahme machen darfst.

C. Nein, das brauchte ich nicht erst zu entdecken. Das versteht sich zwischen uns doch von selbst. Entdecken müßte ich vielmehr, daß ich auch mit dir keine Ausnahme machen darf.

D. Das ist schön von dir. Aber eine Ausnahme hast du nun doch schon gemacht.

C. Nun ja, wenn du so willst. Aber mit dir, meinem nächsten Freund, rede ich wirklich wie mit mir selbst.

D. Das ist schön von dir. Aber wenn du mit mir, deinem nächsten Freund, nun doch einmal eine Ausnahme gemacht hast: würdest du dann deinen zweitnächsten Freund nicht beleidigen, wenn du mit ihm nicht auch eine Ausnahme machst?

C. Er würde ja wohl beleidigt sein, wenn er erfährt, daß ich ihm verschweige, was ich dir sage. Aber das erfährt er eben nicht; denn du kannst schweigen.

D. Von mir erfährt er gewiß nichts. Aber *du* wirst in deiner nächsten freundschaftlichen Aussprache mit ihm entdecken, daß du wirklich keinen Grund hast, ihm eine Sache zu verschweigen, die ihn als deinen Freund doch sehr interessiert.

C. Das könnte sein.

D. Und dann wird sich das mit deinem dritten und vierten Freund wiederholen.

C. ...

D. Und so lernst du eben nicht schweigen.

C. ...

D. Schweigen lernst du nur durch Schweigen.

C. Das versteht sich allerdings von selbst.

D. Und anfangen mußt du gerade da, wo die Versuchung zu reden am größten ist, also bei deinem nächsten Freund.

C. Das versteht sich denn doch gar nicht von selbst.

D. Und könnte trotzdem richtig sein.

C. Ja, ja ... Also müßte ich fortan darauf verzichten, dir wie bisher alles offen zu sagen?

D. Wenn du schweigen lernen mußt – ja.

C. Und das rätst du mir sogar?

D. Wenn du schweigen lernen mußt – ja.

C. So ... Jetzt fällt mir auf: du hast mir nie alles so offen herausgesagt, wie ich dir.

D. Nein; das habe ich nie getan.

C. Ach ja, du kannst ja schweigen. Sogar gegen mich.

D. Könnte ich denn schweigen, wenn ich gegen dich nicht schweigen könnte?

C. Sogar gegen mich. Adieu.

D. Und nun hat der gute Mensch nicht einmal gehört, daß ich geredet habe.

[...]

1933, 21

Christoph Schrempf

Erläuterungen

- 1 Ludendorff (1865-1937) war in der Obersten Heeresleitung mitverantwortlich für die Kriegsführung und hatte am 29.9.1918 von der Reichsregierung ein Waffenstillstandsangebot verlangt.
- 2 Rodungsarbeit
- 3 Konferenz von Spa(a) (5.-16.7.1920), auf der die deutschen Reparationsleistungen und die deutsche Entwaffnung festgelegt wurden.
- 4 zur Kenntnis.
- 5 Exilsitz Kaiser Wilhelms II. in den Niederlanden.
- 6 Gemeint ist Wilhelm II.
- 7 Sämtlich Fememorden und politischen Attentaten zum Opfer gefallene Führer der deutschen Linken.
- 8 Artur Dinter (1876-1948), völkischer Schriftsteller und Politiker („Die Sünde wider das Blut“).
- 9 Französischer Spottname für die Deutschen („Schweine“).
- 10 Englischer Spottname für die Deutschen („Hunnen“).
- 11 Eduard von Simson (1810-1899), Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung und von Dezember 1848 an deren Präsident.
- 12 Eduard von Lasker (1829-1884), Mitglied des Reichstags, einflussreicher Führer des linken Flügels der Nationalliberalen.
- 13 Ludwig Bamberger (1823-1899), finanzpolitischer Berater Bismarcks.
- 14 haarspalterisch.
- 15 Denkschrift des Heidelberger Professors E. J. Gumbel (1891-1966) mit statistischen Angaben über die von rechts begangenen politischen Morde und deren skandalöse juristische (Nicht-) Ahndung. Später zu dem Buch „Vier Jahre politischer Mord“ umgearbeitet; erschienen 1922. Gumbels Vater war Mitarbeiter der „Sonntags-Zeitung“.
- 16 Wilhelm Marx (1863-1946), Zentrumspolitiker, Parteivorsitzender und Reichskanzler (1923-25 und 1926-28).
- 17 Skandal um den Schieber Barmat, der von Teilen der Rechten antisemitisch ausgeschlachtet wurde.
- 18 Bezeichnung für England.
- 19 Woodrow Wilson (1856-1924), amerikanischer Präsident, der mit den „14 Punkten“ sein Friedensprogramm verkündete.
- 20 Friedrich Wilhelm Förster (1869-1966), bedeutender und vielgeschmähter Ethiker, Pädagoge und Pazifist. Mentor der Weimarer Friedensbewegung und Kritiker des deutschen Neomilitarismus.
- 21 Eines der Pseudonyme Kurt Tucholskys.
- 22 Bruchstück eines altbayrischen Gedichts vor der Jahrtausendwende.
- 23 Hakenkreuz (sanskrit)
- 24 Theodor Lessing (1872-1933), jüdischer Schriftsteller und Philosophieprofessor, von Nazis in Marienbad ermordet.

- 25 Fritz Haarmann, vielfacher Mörder aus Hannover, der in einem aufsehenerregenden Prozeß 24mal zum Tod verurteilt wurde.
- 26 Hugo Preuß (1860-1925), deutscher Staatsrechtler, 1919 Reichsinnenminister, aus dessen Verfassungsentwürfen die Weimarer Verfassung hervorging.
- 27 Josef Popper-Lynkeus (1838-1921), böhmisch-österreichischer Sozialpolitiker und -reformer. Sein Denken übte auf E. Schairer großen Einfluß aus.
- 28 Wichard von Moellendorff, Mitarbeiter Walther Rathenaus in der Kriegsrohstoff-Abteilung. Theoretiker der Gemeinwirtschaft und Freund Erich Schairers.
- 29 Carl Severing (1875-1952), sozialdemokratischer Politiker und Gewerkschafter; Innenminister.
- 30 Otto Hörsing (1874-1937), sozialdemokratischer Politiker, Mitbegründer der Republikschutzorganisation Reichsbanner.
- 31 Wilhelm Groener (1867-1939), 1928-32 Reichswehr- und 1931/ 32 gleichzeitig Reichsinnenminister.
- 32 Wilhelm Heye (1869-1947), von 1926-30 Chef der Heeresleitung.
- 33 Georg Ledebour (1850-1947). Stimmte im 1. Weltkrieg gegen die Kriegskredite, schloß sich 1916/17 den Unabhängigen Sozialisten an.
- 34 Vitus Heller (1882-1956), pazifistischer Politiker und Publizist. Unterstützte das Volksbegehren gegen den Panzerkreuzer A.
- 35 Hellmut von Gerlach (1866-1935), Journalist und Politiker; Chefredakteur der „Welt am Montag“. Führendes Mitglied der Deutschen Friedensgesellschaft, Mitbegründer der Radikaldemokratischen Partei.
- 36 Emile Coué (1857-1926), französischer Arzt.
- 37 Soviele Abgeordnete umfaßte die NSDAP-Fraktion im Reichstag.
- 38 Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund.
- 39 Hermann Müller (1876-1931), sozialdemokratischer Politiker, 1919/ 20 Außenminister, 1920 und 1928-30 Reichskanzler.
- 40 Otto Braun (1872-1955), sozialdemokratischer Politiker, seit 1920 preußischer Ministerpräsident.
- 41 Rudolf Hilferding (1877-1941), sozialdemokratischer Politiker und Reichsfinanzminister, in der Emigration umgebracht.
- 42 Teno: „Technische Nothilfe“ – Arbeitsgemeinschaft, deren Aufgabe die „Sicherung der inneren Ruhe und Ordnung und des Wiederaufbaues des deutschen Wirtschaftslebens“ war.
- 43 Paul Levi (1883-1930), Verteidiger R. Luxemburgs, Mitbegründer der KPD, 1921 ausgeschlossen, Führer der Linksoption in der SPD.
- 44 Gertrud Bäumer (1873-1954), Schriftstellerin und Führerin der Frauenbewegung.

- 45 Wilhelm Sollmann (1881-1951), sozialdemokratischer Politiker und Journalist, 1919-1933 Mitglied des Reichstags.
- 46 1931 aufgefundene Aufzeichnungen einer Gruppe aktivistischer Nazis mit kompromittierenden terroristischen Plänen für die Zeit nach der Machtergreifung.
- 47 Satirischer Gebrauch der in der Nazisprache üblichen Abkürzung für „Obersturmarteilungsführer“; gemeint ist Hitler.
- 48 Ludwig Kaas (1881-1952), Theologe und Politiker, 1928-33 Vorsitzender der Zentrumspartei, stimmte dem Ermächtigungsgesetz Hitlers zu.

Redakteure und hauptsächliche Mitarbeiter der Sonntags-Zeitung

Max Barth, geboren am 22. Januar 1896 in Waldkirch/Elztal. Nach der Realschule Besuch des Karlsruher Lehrerseminars; Teilnahme am Ersten Weltkrieg in Belgien, Frankreich, Polen und Rumänien. Drei Jahre Volksschullehrer; seit 1922 freier Autor und Journalist. Erste Veröffentlichungen in der „Sonntags-Zeitung“ Anfang 1924. Im selben Jahr von Erich Schairer in die Redaktion geholt, wurde Barth unter zahlreichen Pseudonymen zu einem der produktivsten und vielseitigsten Mitarbeiter. Im August 1932 wegen politischer Differenzen entlassen, gründete Barth eine eigene kleine Wochenzeitung („Die Richtung“). Aufgrund drohender Verhaftung wegen „Hochverrats“ (Barth hatte in seiner Zeitung zur Abwehr des Nationalsozialismus zum Generalstreik aufgerufen). Anfang März 1933 Flucht in die Schweiz. Damit begann ein 17 Jahre währendes Exil, das Barth rund um die Welt führte (Frankreich: 1933 und 1935, Spanien: 1934, Tschechoslowakei: 1935, Norwegen: 1938, Schweden: 1940 und USA: 1941). 1950 Heimkehr: zunächst Stuttgart, zwei Jahre später Waldkirch, wo er sich – über die politische Entwicklung und seine eigene „Überflüssigkeit“ enttäuscht – „zu Ende lebte“. Tod am 15. Juli 1970.

Selbständige Veröffentlichungen:

Kabif [als Mufti Bufti]. Gedichte. Stuttgart: Verlag der „Sonntags-Zeitung“ 1930.

Die Rubaiyat des Omar Khaijam. Frankfurt: Europäische Verlagsanstalt 1963.

Die Nacht des Kaisers. Der Herr des Reiches. Waldkirch: Privatdruck 1964.

Ein fremder Hund: Waldkirch: Privatdruck 1964.

Der rote Stein und andere Geschichten. Waldkirch: Privatdruck 1966.

Höllentorer Chronik. Waldkirch: Privatdruck o.J.

Spur im Ufersand. Eine Auswahl aus dem Werk. Waldkirch: Waldkircher Verlag 1971.

Flucht in die Welt. Exilerinnerungen 1933-1950. Hrsg. von Manfred Bosch. Waldkirch: Waldkircher Verlag 1986.

Lob des Dialekts. Waldkircher Redensarten. Texte und Gedichte. Waldkirch: Waldkircher Verlag 1986.

Hermann List, geboren am 21. Januar 1904 in Ostdorf (Oberamt Balingen) als Sohn eines evangelischen Pfarrers. Nach dem Besuch der evangelisch-theologischen Seminare Schönthal und Urach, von 1922 bis 1926 Studium der Germanistik, Geschichte und Altphilologie in Tübingen und München. Im August 1926 von Erich Schairer als Redakteur an die „Sonntags-Zeitung“ geholt. Zum 1. Januar 1931 übernahm List die Leitung der „Sonntags-Zeitung“ bis zu seinem Ausscheiden am 31.8.1932. Ende 1932 Gründung einer eigenen Zeitschrift („Kamera“), die nur in wenigen Ausgaben erscheinen konnte. 1933 bis 1937 erneut Mitarbeiter an der „Sonntags-Zeitung“ unter dem Pseudonym Tom, daneben Gelegenheitsarbeiten und Lektorat für den Verlag Gundert in Stuttgart. 1940 Einberufung; 1941 bis 1945 Soldat an der Ostfront. Nach 1945 Lehrer am Korntaler Gymnasium (Deutsch, Geschichte, Gemeinschaftskunde und alte Sprachen). 1949 bis 1956 wurde er von Erich Schairer als freier Mitarbeiter der Stuttgarter Zeitung verpflichtet, wo List eine eigene Kolumne („Meine Meinung“) erhielt. 1954-1982 Mitarbeit an der „Eislinger Zeitung“ (Kolumne „Wie steht's?“). Rückkehr zur Württembergischen Landeskirche, für die er in seinem Wohnort Leonberg-Silberberg aktiv war. 1980 Übersiedlung nach Laichingen, wo List am 28.1.1987 nach langer schwerer Krankheit starb.

Selbständige Veröffentlichungen:

Thomas und Meister Gutenberg. Eine Geschichte um Johannes Gutenberg, den Erfinder der Buchdruckerkunst, der Jugend erzählt von H. L. Stuttgart: Gundert 1937.

In Mailand als Leonardos Gesell. Stuttgart: Gundert 1938.

Kleine Geschichten aus Frankreich. (Hrsg.) Stuttgart: Klett 1940.

Kleine Geschichten aus England. (Hrsg.) Stuttgart: Klett o.J.

Deutsch für Deutsche. Eine kleine Grammatik. Stuttgart: Turmhausverlag 1949.

Hermann Mauthe, geb. 4. Dezember 1892 in Eßlingen. Nach einer kaufmännischen Lehre wandte sich Mauthe der Schriftstellerei zu. 1922 wurde er Mitarbeiter, ein Jahr darauf Redakteur der „Sonntags-Zeitung“. 1924 kehrte Mauthe nach nur wenigen Monaten in Mexiko, wohin er auswandern wollte, an die „Sonntags-Zeitung“ zurück. Zusammen mit Will Schaber kurze Zeit Herausgabe eines Feuilleton-Pressedienstes („Till – das Feuilleton der Köpfe“). Bis 1933 umfangreiche Mitarbeit an der „Sonntags-Zeitung“. Mit Nummer 26/1933 (25. Juni) verschwindet Mauthes Name als verantwortlicher Redakteur aus dem Blatt; Einlieferung ins KZ Heuberg. Nach seiner Entlassung bis 1935 arbeitslos. 1935-38 (möglicherweise auf Veranlassung Hans Erich Blaichs-Dr. Owlglass) Mitarbeiter beim Simplizissimus. Langjährige Klinik- und Sanatoriumsaufenthalte aufgrund depressiver Zustände. Nach 1945 zeitweise als Pensionär im „Freihof“ des Göppinger Christophsbades. Zusammen mit dem Leiter dieser Klinik gelang es Erich Schairer, Geld und Arbeit für Mauthe zu besorgen; für die Stuttgarter Zeitung schrieb er kleinere Beiträge und gewann die Protektion von Gönnern (unter ihnen Willy Reichert). Am 2. Januar 1953 auf eigenen Wunsch aus Christophsbad entlassen, starb Mauthe am 30.10.1955 in Winnenden.

Selbständige Veröffentlichungen:

Jugendbewegung und deutsche Volkswirtschaft. Bielefeld: Fakkelreiter o.J. (Junge Republik. Bausteine zum neuen Werden, hrsg. von Walter Hammer, Heft 3)

Der Sieg des Bazifismus. Artikel, Gedichte und Aforismen. Heilbronn: Verlag der „Sonntags-Zeitung“ o.J. [1923]

Erich Schairer, geboren am 21. Oktober 1887 in Hemmingen (Oberamt Leonberg). Besuch des Seminars Blaubeuren, dann „Stiftler“ in Tübingen (Philosophie und Theologie). Schairer versah mehrere Vikarstellen, bevor er Ende 1911 den Dienst in der württembergischen Landeskirche zugunsten einer publizistischen Laufbahn freiwillig quittierte. Schairer wurde – jeweils als Nachfolger von Theodor Heuss – Privatsekretär Friedrich Naumanns (1912-1914) und Chefredakteur der „Heilbronner Neckarzeitung“ (1919-1920); dazwischen war er – nach seiner Promotion über F. C. D. Schubart und Heirat (beides 1913) – Geschäftsführer der „Deutsch-Türkischen Vereinigung“ in Ber-

lin und Sekretär von Prof. Ernst Jäckh (1915-1917). Nach dem Ersten Weltkrieg wandte sich Schairer von den politischen Auffassungen seiner Mentoren ab, gab im Verlag Diederichs die Schriftenreihe „Deutsche Gemeinwirtschaft“ heraus und gründete 1920 die pazifistisch-radikaldemokratische „Sonntags-Zeitung“. 1933 konnte die „Sonntags-Zeitung“ zunächst unter veränderten Bedingungen weitergeführt werden; Anfang 1937 wurde Schairer jedoch von der nationalsozialistischen Presseorganisation zum Verkauf gezwungen. Während Schairer als Weinvertreter arbeitete, verwandelte seine Frau Helene das Haus in einen Pensionsbetrieb, um die achtköpfige Familie durchzubringen. 1943 Dienstverpflichtung als Reichsbahngehilfe in Lindau. Nach einem Dreivierteljahr als Chefredakteur beim Schwäbischen Tagblatt in Tübingen wurde Schairer im Herbst 1946 Mitherausgeber der Stuttgarter Zeitung. Besondere Verdienste erwarb sich Schairer um die Erhaltung des Cotta-Archivs für die Öffentlichkeit, indem er es zunächst für die Stuttgarter Zeitung erwarb, um es später dem Deutschen Literaturarchiv in Marbach zu überlassen. Erich Schairer starb am 3. August 1956 in Schorndorf.

Selbständige Veröffentlichungen:

Das Wahlrecht. Ein Überblick von E. Sch. Sonderdruck aus dem Reutlinger General-Anzeiger Nr. 90-97 des Jahrgangs 1912. Reutlingen: Oertel & Spörer o.J. [1912?]

Christian Friedrich Daniel Schubart als politischer Journalist. Tübingen: Mohr 1914 und Stuttgart: Privatdruck 1984 (Reprint)

Rathenau-Brevier. Hrsg. E. Sch. Jena: Diederichs 1918 (=Deutsche Gemeinwirtschaft. Schriftenreihe. Hg. E. Schairer, Heft 5)

Sozialisierung der Presse. Jena: Diederichs 1919 (=Deutsche Gemeinwirtschaft. Schriftenreihe. Hrsg. E. Schairer, Heft 12)

Hängen oder Köpfen? Kulturgrotesken von Adam Heller (d.i. E.Sch.). Heilbronn: Verlag der „Sonntags-Zeitung“ o.J. [um 1924]

Warum ich nicht Pfarrer blieb. Stuttgart: Verlag der „Sonntags-Zeitung“ o.J.

Mit andern Augen. Jahrbuch der „Sonntags-Zeitung“ 1920-1929. Stuttgart: Verlag der „Sonntags-Zeitung“ 1929

Gottlosigkeit. Stuttgart: Verlag der „Sonntags-Zeitung“ 1932
Fünf Minuten Deutsch. Ein sprachliches Sündenregister. Stuttgart: Turmhaus-Druckerei 1951

Sebastian Blau / Erich Schairer (Hrsg.), Des Leib- und Seelenarztes Dr. Owlglass Rezeptbuch. Gereimtes und Erzähltes. München: Nymphenburger Verlagshandlung 1955

Fünf Dutzend oder ein volles Schock Doppel-Schüttelreime nicht ohne Mühe gedichtet, mit den notwendigen Überschriften versehen, etwas geordnet und zu Fastnacht 1941 seinem Freunde Dr. Owlglass ehrerbietig und dankbar gewidmet von Erich Schairer Doktor der Philosophie und der freien Künste Magister. Illustrationen von Eberhard Schairer zum 80. Geburtstag Erich Schairers am 21. Oktober 1967. Stuttgart: Turmhaus-Druckerei 1967

Hans Gerner, geb. 7. Februar 1893 in Griesbach bei Passau. Der damals in Crailsheim lebende Volksschullehrer stieß 1922 zum Kreis um die „Sonntags-Zeitung“; in der Nummer 46 desselben Jahres erschien seine erste Holzschnitt-Karikatur. Nach einer kurzen Phase des Experimentierens fand Gerner rasch zu dem für ihn typischen Stil, einer aussagekräftigen und volkstümlichen Form bildnerischer Glossierung des politischen Zeitgeschehens. Die Popularität der markanten Karikaturen-Holzschnitte, die rasch zu einem eigenständigen Element der „Sonntags-Zeitung“ wurden, zeigt sich auch an der Zusammenfassung zu Mappen und Büchern im Verlag der „Sonntags-Zeitung“ – bereits in den Inflationsjahren 1923/24 galten Mappen mit Holzschnitten Gerner auf Japanpapier als wertbeständige „Zahlungsmittel“. Friedrich Wolf, für dessen Agitprop-Theater er Illustrationen lieferte, bekannte gegenüber Hans Gerner: „Dein ‚Politisches Bilderbuch‘ hat mir in dieser verlogenen Zeit maßlose Freude gemacht. Ich glaube, Du bist jetzt – da George Grosz immer mehr ins dekorative Bühnenfach abschwenkt –, der einzige in Deutschland, der in diese Kerbe haut“. Kurz nach dem Erscheinen seiner letzten Karikatur in der „Sonntags-Zeitung“ (man sieht ein Nazischaf auf einer Hakenkreuzwiese weiden, Ausgabe 1933, 12) wird Gerner im April 1933 ins KZ Heuberg gebracht und nach seiner Entlassung zunächst nach Nürtingen, später nach Aalen strafversetzt. Anfang der vierziger Jahre gab Hans

Gerner dem politischen Druck nach und trat in die Partei ein, um im Schuldienst bleiben zu können. 1943 wurde der Reserveoffizier eingezogen. Diese Erlebnisse mögen mit zu seinem frühen Tod am 10. März 1946 in Aalen beigetragen haben.

Selbständige Veröffentlichungen:

Politisches Bilderbuch 1922-1926. Vorwort von Max Barth. Stuttgart: Verlag der „Sonntags-Zeitung“ o.J. [1926]

Illustrierte Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919. Ein Bilderbuch in Holzschnitten von H. G. Mit einem Vorwort von Erich Schairer. Stuttgart: Verlag der „Sonntags-Zeitung“ 1930

Kleines Hitler-Album. Eine Sammlung von Holzschnitten aus der „Sonntags-Zeitung“. Vorwort von Hermann Mauthe. Stuttgart: Verlag der „Sonntags-Zeitung“ 1932

Sekundärliteratur:

zu Max Barth:

Manfred Bosch, Nachwort. In: Max Barth, Flucht in die Welt. Exilerinnerungen 1933-1950. Waldkirch 1986

Karlheinz Fuchs (Hrsg.), Stuttgart im Dritten Reich. Die Macht-ergreifung. Stuttgart 1983

Agathe Kunze, Exil in Waldkirch. Erinnerungen an den Journalisten und Verseschreiber Max Barth. In: Stuttgarter Zeitung, 25.8.1970

Will Schaber, Max Barth. In: John M. Spalek (Hrsg.), Deutsche Exilliteratur in USA. Bern / Frankfurt / New York 1987

zu Hans Gerner:

Verband Bildender Künstler Württemberg e.V. (Hrsg.), Künstlerschicksale im Dritten Reich in Württemberg und Baden. Stuttgart o.J. [1988]

Günther Wirth, Verbotene Kunst. Verfolgte Künstler im deutschen Südwesten 1933-1945. Stuttgart 1987

zu Erich Schairer und der „Sonntags-Zeitung“:

Reinhard Appel, Erinnerungen an Erich Schairer. In: Stuttgarter Zeitung, 21.10.1967

- Otto Borst, Eine Kraft für sich. Zu einer Monographie über Erich Schairer. In: Eßlinger Zeitung, 9.12.1981
- Karl Capek / Erich Schairer, Neuskutečný Dialog. Zürich: Konfrontace 1978
- Agathe Kunze (Hrsg.), Erich Schairer zum Gedächtnis. Aus seinen Schriften. Würdigungen. Erinnerungen. Stuttgart 1967
- Agathe Kunze, Die Sonntags-Zeitung von 1920-1937, o.O. [Stuttgart] o.J. [1987]
- Will Schaber, Der Gratgänger. Welt und Werk Erich Schairers (1887-1956). München / New York / London / Paris 1981
- Erich Schairer 1887-1956. Leben und Welt des Publizisten. Dokumentation zur Ausstellung in der Stadtbücherei Heilbronn 2. bis 31. Oktober 1987. Heilbronn 1988
- Richard Schmid, Aufgepaßt, ohne Stelzen. Leben und Werk Erich Schairers. In: Stuttgarter Zeitung, 29.5.1982

Auflösung der Pseudonyme und Kürzel

hm	Hermann Mauthe
Ix	Max Barth
Kazenwadel	Erich Schairer
Franz Krämer	Kuno Fiedler
Fritz Lenz	Hermann List
Frida Leubold	Hermann Mauthe
Hans Lutz	Hermann List
m/M	Hermann Mauthe
oha	Erich Schairer
Mara Bu	Max Barth
Pitt	Hermann List
Rauschnabel	Erich Schairer
Sch.	Erich Schairer
Tyll	Josef Eberle

Nicht aufgelöst werden konnten H.D., Kurt Debil und Dr. E.

Auflagenentwicklung der „Sonntags-Zeitung“

Mitte 1920:	2000	November 1932:	5800
Mitte 1921:	3100	Februar 1933:	5400
Mitte 1922:	3900	März 1933:	5300
Mitte 1923:	3900	April 1933:	4800
Mitte 1924:	4300	Mai 1933:	4500
Mitte 1925:	5200	Juni 1933:	4200
Mitte 1926:	5900	Mitte 1934:	3900
Mitte 1927:	5700	Mitte 1935:	4150
Mitte 1928:	6200	September 1935:	5000
Mitte 1929:	6500	Mitte 1936:	5100
Mitte 1930:	7000	September 1936:	5500
Mitte 1932:	8000		

Nachwort

Unter den Zeitungen und Zeitschriften der Weimarer Republik, die in den letzten Jahren als Reprints und Auswahlbände wieder zugänglich gemacht wurden – erinnert sei nur an „Die Schaubühne“ und ihre Fortsetzung, „Die Weltbühne“, an „Die Aktion“, „Die Fackel“, „Fontana Martina“ und „Das andere Deutschland“ – ist die „Sonntags-Zeitung“ eine der unbekannteren – die unoriginellste ist sie sicher nicht. Die Harmlosigkeit ihres Titels nämlich, der den Leser so leicht auf eine falsche Fährte lockt, ist nur scheinbar: den erbaulichen Seelentrost einzulösen, den der unbeabsichtigt pastorale Name verspricht, war sie weder angetreten noch jemals in Gefahr. Und doch war es gerade dieses naheliegende Mißverständnis gewesen, dem die „Sonntags-Zeitung“ ihre Existenz verdankte. Denn diese Zeitung, die, wie ihr Gründer Erich Schairer in einem Erinnerungsartikel schrieb, aus dem gleichen Grund so heißt wie eine montags erscheinende Zeitung „Montags-Zeitung“, brauchte wie alle Presseorgane nach dem Ersten Weltkrieg einen Papierbezugschein von der Wirtschaftsstelle für das deutsche Zeitungsgewerbe in Berlin. „Am 30. Dezember 1919“, so Schairer, hatte ich mir einen solchen erbeten und ihn ohne weiteres erhalten. Kurz darauf, als die erste Nummer erschienen war, bekam ich einen anderen Brief dieser selben Wirtschaftsstelle, aber mit anderer Überschrift...: für meine Zeitung sei kein Druckpapier freigegeben, ihre Herausgabe verstoße gegen das Gesetz und müsse deshalb strafrechtlich verfolgt werden. Ich erwiderte mit einem höflichen Hinweis auf die in meinen Händen befindliche Bewilligung. Und daraufhin kam von Berlin folgende köstliche Antwort: „Wie die auf Grund Ihrer gefl. Mitteilungen vorgenommenen Nachprüfungen ergaben, ist Ihnen allerdings von der für Zeitschriften zuständigen Abteilung der Wirtschaftsstelle ein Bezugsrecht auf vierteljährlich 650 Kilogramm Druckpapier zur Herausgabe einer Sonntags-Zeitung freigegeben worden. Unter der Bezeichnung Sonntags-Zeitung wird von uns eine Zeitschrift religiöser oder wenigstens unterhaltender Tendenz verstanden, nicht aber ein Blatt, das, wie das Ihrige, zwar nur wöchentlich erscheint, aber politische und Tagesereignisse behandelt und des-

halb den Charakter einer Tageszeitung hat. Wir wollen nicht die Feststellung unterlassen, daß Ihnen das Bezugsrecht zur Herausgabe dieser Zeitung niemals gewährt worden wäre, wenn Sie uns den wirklichen Charakter Ihres Blattes näher ausgeführt hätten.“

Ein harmloses, auf das Unterhaltungs- und Erbauungsbedürfnis einer „unpolitischen“ Leserschaft berechnetes Blättchen, so hat Erich Schairer diese Erfahrung resümiert, dafür „wäre damals in der armen deutschen Republik das Papier nicht zu knapp gewesen“; aber ein Blatt, das im Leitartikel seiner ersten Nummer vom 4. Januar 1920 befand: „Wir leben dem Buchstaben nach in einer sozialistischen und demokratischen Republik, aber der Geist des Sozialismus und der Demokratie... ist nicht zum Leben erwacht“ und das aus diesem Befund die Konsequenz zog: „Diesem Geist wird diese Zeitung dienen“ – ein solches Blatt, so Schairer, „hätten die Herren Bonzen ohne weiteres unterdrückt“.¹

Die von Schairer mit offensichtlichem Behagen erzählte Anekdote ist mehr als eine amüsante Einzelheit aus den Gründertagen der „Sonntags-Zeitung“ – sie kennzeichnet die politische und gesellschaftliche Situation der jungen Republik: formell zur Demokratie geworden, war in Bildungswesen und Verwaltung, in Wirtschaft und Justiz, Militär und den Kirchen der alte Geist weithin bestimmend geblieben; ein Wechsel der Eliten hatte nur bedingt stattgefunden. Von Anfang an starken Vorbehalten und Anfeindungen ausgesetzt, galt die Weimarer Republik Teilen der Linken als Ergebnis einer unvollendeten Revolution, die dem Proletariat zwar politische Mitwirkung, nicht aber auch die wirtschaftliche Kontrolle gebracht hatte; für die Rechte dagegen blieb sie mit dem Makel des verlorenen Krieges behaftet und galt als ein Ergebnis nationalen Verrats, das es bei Gelegenheit wieder rückgängig zu machen galt. Zwar hatten nicht die politischen Führer und Repräsentanten der demokratischen Weimarer Parteien das nationale Desaster zu verantworten, sondern die Oberste Heeresleitung, die die Bevölkerung bis zuletzt in der trügerischen und gefährlichen Illusion eines „Siegfriedens“ gewiegt hatte – nun aber brachten die militärisch Verantwortlichen des nationalen Bankrotts, um die Schuld von sich zu schieben, die unselige Formel vom „Dolchstoß“ in Umlauf, durch die die

Unbesiegtheit des Heeres behauptet und die Niederlage der Heimat angelastet wurde.

Es war diese Dolchstoßlegende, die Schairers Zweifeln an seiner bisherigen loyalen Haltung endgültig zum Durchbruch verhalf und ihm den Weg der Opposition wies. Bis dahin waren die politischen Ziele Schairers, der vor dem Ersten Weltkrieg Privatsekretär Friedrich Naumanns gewesen und in dessen prägenden Einfluß geraten war, mit der Formel „Demokratie plus Kaisertum“ verbunden; gegen Kriegsende jedoch erkannte Schairer, wie sehr er damit seinem einstigen Lehrer in die Irrungen seiner „Nationalen Machtpolitik“ gefolgt war, zumal auch Schairer sich im Weltkrieg als Geschäftsführer der Deutsch-Türkischen Vereinigung bona fide in die Interessenpläne der deutschen Kriegszielpolitik hatte einspannen lassen. Seit Anfang 1918 hatte Schairer als Nachfolger von Theodor Heuss auf dem Posten als Chefredakteur der Heilbronner „Neckar-Zeitung“ allerdings versucht, sein Blatt in den Dienst seiner gemeinwirtschaftlichen Ideen zu stellen; nun ging er in dem Maße, wie er den gefährlichen Illusionismus der deutschen Kriegszielpolitik erkannte, dazu über, es zu einem demokratischen Forum zu machen, das mit Kritik am alten System nicht zurückhielt. Damit erregte er freilich den wachsenden Unmut des deutschnational gesinnten Verlegers. Als dieser Ende 1919 einen mißliebigen, in Wirklichkeit aber eher moderaten Kommentar Schairers zur Dolchstoßversion des ehemaligen Staatssekretärs Karl Helfferich kurzerhand aus der Druckplatte herauskratzen ließ, führte dieser Akt der Zensur zur Trennung Schairers von der Neckar-Zeitung.

Daß er ein Mann des geraden Weges war – auch um der Bequemlichkeit und privater Vorteile willen nicht zum sacrificium intellectus bereit – hatte Schairer, der über die Seminare von Blaubeuren und Tübingen einst zum Pfarrerberuf gekommen war, schon einmal bewiesen: weil er seine Zweifel an Kirche und Amt nicht mehr mit den geforderten Glaubensüberzeugungen in Einklang zu bringen vermochte, quittierte der Vikar Ende 1911 freiwillig seinen Dienst in der Württembergischen Landeskirche und trat aus der Kirche aus. Dieser Schritt erscheint im Lichte seiner zwei Jahre später veröffentlichten Dissertation über den politischen Publizisten Christian Friedrich Daniel Schubart als unabdingbare Voraussetzung seiner eigenen Glaub-

würdigkeit, und in der offensichtlichen Faszination durch einen (übrigens keineswegs unkritisch gesehenen) Großen der schwäbischen Geistesgeschichte kündigte sich etwas von Schairers eigener Unbequemheit und Querständigkeit an. Deren geistige Konturen: Schairers gemeinwirtschaftliche Ideen, seine freigeistige Orientierung und der allmähliche Durchbruch seines zunächst noch liberal verpuppten Sozialismus – wiesen ihm im Grunde den Weg eines Publizisten, der sein *eigenes* Organ brauchte. Hatte Schairer in seiner Dissertation nicht die Bedeutung einer politischen Publizistik in einer reifen historischen Situation herausgestellt, als er mit Blick auf Schubarts „Deutsche Chronik“ schrieb: „Jetzt wäre an sich der geeignete Moment für das Entstehen einer politischen Presse dagewesen. Das theoretische und tatsächliche Material für einen politischen Anschauungsunterricht in großem Stil war geliefert – aber es zeigte sich, daß die Lehrkräfte versagten... Menschen, die das Gehorchen so gut gelernt hatten, denen das Unterworfensein so in Fleisch und Blut übergegangen war, wie jener Generation – wo hätten sie die Kühnheit hernehmen sollen, nun auf einmal frei von der Leber weg zu schreiben und keine Rücksicht zu nehmen?“² Dies schien wie für Schairer selbst formuliert, und war nicht überhaupt eine gewisse Parallelität der historischen Situationen offensichtlich? Heischte nicht auch die Nachkriegszeit politische Aufklärung und ein Ende des Untertanengeistes, war etwa das „tatsächliche Material für einen politischen Anschauungsunterricht in großem Stil“ weniger eindrucksvoll als zur Zeit des Feudalismus? Die Zeitung, die Schairer Ende 1919 zu gründen begann, lag jedenfalls in der Konsequenz solcher Überlegungen, die von seiner eigenen Verquickung als Redakteur mit der nationalen Machtpolitik des Kaiserreichs ausgingen und auf eine Neubestimmung der Rolle von Presse und Öffentlichkeit unter republikanischen Vorzeichen zielten.

Nach Intention wie Ergebnis war die „Heilbronner Sonntagszeitung“, die Anfang 1920 erstmals erschien, seit Oktober 1920 „Süddeutsche Sonntags-Zeitung“ und seit Oktober 1922 nur noch „Die Sonntags-Zeitung“ hieß, ein Blatt der Opposition. Im Leitartikel der ersten Ausgabe – einer Art publizistischer Präambel, wiedergegeben auf den Seiten 21 ff. dieses Bandes – konstatiert Schairer die fehlende Bereitschaft zu „gemeinsamer plan-

voller Arbeit im Dienste des deutschen Vaterlandes“.³ Ihrer hätte es seiner Ansicht nach zur Überwindung der Einzel- und Gruppenegoismen wie auch der Desolatheit einer Situation bedurft, in die „die Borniertheit und Leichtfertigkeit einer dem Erleben und Erleiden des Volkes fremd und verständnislos gegenüberstehenden Regierung und eine rücksichtslose Militärkaste“⁴ die Deutschen gebracht hatte.

Gegen den allgemeinen Antagonismus von „Industrie gegen Handel, Stadt gegen Land, Verbraucher gegen Erzeuger, Arbeitnehmer gegen Arbeitgeber“⁵ wird ein neuer Geist des Ganzen gesetzt, der Geist von Sozialismus und Demokratie, und die „Sonntags-Zeitung“ versprach einzutreten „für die Gleichberechtigung aller Volksgenossen ohne Unterschied des Standes oder Berufs für das Recht der Allgemeinheit, das vor dem Einzel- oder Gruppeninteresse rangiert... Der deutsche Einheitsstaat, die Gemeinwirtschaft und die Wahrung der Menschenwürde sind ihre drei Leitsterne für Politik, Wirtschaft und Gesellschaftsordnung“.⁶

Unverkennbar steht diese Absichtserklärung in der Tradition eines „dritten Weges“ zwischen Kapitalismus und Kommunismus: in ihren Zielsetzungen ist der nationale und sozialpolitische Einfluß Friedrich Naumanns und Josef Popper-Lynkeus' ebenso spürbar wie der wirtschaftspolitische Wichard von Moellendorffs und, mehr noch, Walther Rathenau – zweier Männer aus der Wirtschaft, deren Kontakt Schairer noch während des Krieges gesucht hatte, um ihre gemeinwirtschaftlichen Ansätze und Ideen in einer eigenen Schriftenreihe zu popularisieren. Gemeinsam war ihren Vorstellungen die Überzeugung, daß die Zeit des liberalistischen Kapitalismus vorbei sei und die Nachkriegsgesellschaft einer solidarischen Ausrichtung bedürfe. Diese sollte zusammen mit den wirtschaftlichen Ordnungselementen der Kriegszeit in eine neue Gesellschaftsordnung eingehen, um so der kapitalistischen Wirtschafts-anarchie einen rationalen und ökonomischen Einsatz aller Kräfte und Ressourcen zum Zweck einer gerechten allgemeinen Versorgung entgegenzusetzen. Geradezu programmatisch löste diese Perspektive im Wirtschaftspolitischen Rathenau Artikel „Am Grabe des Kapitalismus“ (S. 24 in diesem Band) ein, der künftiges Wirtschaften an eine Ethik sozialer Verantwortung band.

Aus dieser Zielsetzung, die das Bild der „Sonntags-Zeitung“ besonders anfangs deutlich mitprägte, geht *ein* Charakteristikum bereits deutlich hervor: die Ablehnung der sog. Realpolitik. Darin bestimmte sie nicht nur der halbherzige und widersprüchliche Republikanismus nahezu aller Weimarer Regierungen und Koalitionen, sondern auch ihr umfassendes Verständnis von Opposition, das keineswegs nur Opposition im Politischen meinte, sondern „gegen die herrschende Richtung im gesamten öffentlichen Leben des Vaterlands, in Presse, Politik, Wirtschaft und sogenannter Kultur“⁷ gerichtet war. Mit diesem umfassenden Oppositionsverständnis trug die „Sonntags-Zeitung“ nicht nur der Tatsache Rechnung, daß eine neue Gesellschaft neue Menschen, neue Mentalitäten und Haltungen voraussetzte, sie ging darin selbst voran. Nicht zufällig rangiert die Presse in der zitierten Aufzählung der Oppositionsbereiche an erster Stelle, und die ausgiebige und immer wiederkehrende Kritik der „Sonntags-Zeitung“ am Pressewesen richtet sich keineswegs nur auf das Medium an sich oder auf die „potemkinschen Dörfer der öffentlichen Meinung“⁸ – das Blatt hat auch, überspitzt ausgedrückt, stets vor sich selbst „gewarnt“: „Meine Leser sollen nicht von der Unfehlbarkeit, nur vom guten Willen ihrer Zeitung überzeugt sein“, schrieb Schairer. „Ich will, daß sie auch diese prüfen, daß sie nachdenken über das, was darin steht; nicht etwa, daß sie, wie der Stammtischbruder auf sein Leibblatt, darauf schwören sollen. Wenn mancher, der eben auch gerne geführt sein möchte, in der ‚Sonntags-Zeitung‘ das ersehnte Leitseil nicht findet: dem kann ich nicht helfen, für den bin ich nicht da, er möge sich ein Parteiblatt kaufen“.⁹

Zu einem Parteiblatt ist die „Sonntags-Zeitung“ nie geworden; sie war und blieb ein Blatt für „Selbstdenker“, weil Schairer und seine Redaktionsmannschaft ihrer Arbeit einen hohen Begriff von Unabhängigkeit zugrundelegten. Dies betraf zunächst einmal die wirtschaftliche Seite: Die inseratenlose Zeitung war ein altes Ideal Schairers, dessen Realisierbarkeit darzutun ihm sein eigenes Blatt Gelegenheit bot. „Wie kann ein Blatt den öffentlichen Interessen dienen“, so fragte er, „das gleichzeitig über den Inseratenteil jedem zahlungsfähigen Privatinteresse zur Verfügung steht“¹⁰ und hielt sein Versprechen ein, die anfangs wegen fehlender anderweitiger Mittel notwendige Inseratensei-

te jährlich um eine Viertelseite abzubauen. Unabhängig war die „Sonntags-Zeitung“ aber nicht nur wirtschaftlich, sondern auch in politischer und weltanschaulicher Hinsicht. Schairer hat diese Zurückhaltung nie mit dem hochnäsigen und leichtfertig beanspruchten „Über-den-Parteien-Stehen“ verwechselt, wohl aber für ein Gebot intellektueller Redlichkeit und für eine Voraussetzung ehrlichen Journalismus gehalten, dem nicht schon deshalb etwas als falsch gilt, weil es aus dem gegnerischen Lager kommt, wie Schairer es ebenso ablehnte, etwas schon deshalb gutzuheißen, wenn es aus dem eigenen kam. Dieses Bedürfnis nach Unabhängigkeit hatte seinen Beweggrund in Schairers publizistischem Selbstverständnis, in dem die Verantwortlichkeit gegenüber dem Leser ganz oben stand. „Schriftstellerisches Talent und politischer Sinn genügen freilich nicht“, hatte Schairer in seiner Dissertation über Schubart geschrieben, „um einen Journalisten zu machen, wie er sein soll... der eigentliche Wert in diesem Berufe hängt ab von einem moralischen Ingrediens: von der Liebe zum Leser. Sie erst gibt dem Redakteur das Gefühl der Verantwortlichkeit. Wer kein Volksmann im besten Sinne ist, der lasse die Hand von der Feder“.¹¹ Aufklärung und Volksnähe – beides waren für Schairer Schlüsselbegriffe, die eng zusammengehörten und sich mit parteipolitischer Festlegung nicht vertrugen. Schairer mochte sich „keiner der mir von Fall zu Fall nahestehenden Linksparteien“ verschreiben, „auch nicht der sozialdemokratischen, à la suite deren ich mich bei Wahlen und dergleichen zu finden pflege“.¹² Solche Optionen wahrten dennoch kritische Distanz. Schairers prinzipielle Ablehnung parteipolitischer Bindung bezog sich freilich nur auf die Zeitung als ganze; im einzelnen Fall und aus gegebenem Anlaß orientierte die „Sonntags-Zeitung“ ihre Leser durchaus nicht nur parteiisch, sondern auch parteipolitisch – im Sinne durch die politische Realität gebotener Koalitionen und Bündnisse. Als Tendenzblatt aber war die „Sonntags-Zeitung“ Teil jenes großen Spektrums der Weimarer Linken, das von den Linksparteien und den Gewerkschaften über Organisationen des Pazifismus und der Kriegsdienstverweigerung, des Republikschutzes und der Paneuropabewegung, über die Liga für Menschenrechte, die Bewegungen für Lebensreform, Geistesfreiheit, Sexualaufklärung, Tier- und Naturschutz reichte bis hin zu Frauenrechts-

und Jugendbewegung. Indem die „Sonntags-Zeitung“ ihren Lesern Denken und Positionen dieser Organisationen und Bewegungen mit kritischer Sympathie erschloß, erfüllte sie jenen von Schairer herausgestellten umfassenden Oppositionsbegriff „gegen die herrschende Richtung im gesamten öffentlichen Leben des Vaterlandes“ und fühlte sich der von parteipolitischen und ideologischer Erstarrung gefährdeten Diskussion der Linken pluralistisch verpflichtet. Damit erwies sie sich als ein Stück gelebter Toleranz und praktischen Bündnisdenkens lange bevor der von Erfolg zu Erfolg schreitende Nazismus die Einsicht in die Notwendigkeit eines breiten antifaschistischen Abwehrbündnisses allgemein machte. Ihre Wirkung hatte diese Offenheit aber auch nach innen; der Verzicht auf eine „richtige Linie“ bewirkte eben jene Lebendigkeit und Vielfalt der Zeitung, die nur durch die hohe Motivation der Redaktion und Mitarbeiterschaft zu erklären ist. Max Barth hat sie stellvertretend in einem Rückblick bekundet: „Was mich abhielt, von der Sonntags-Zeitung wegzugehen und anderen Suggestionen und Angeboten zu folgen, war eben das: ich wußte, daß man anderswo die Politik der Redaktion zu machen und die Gedanken der Leser wiederzukauen hatte, daß ich also zum Redakteur an einer Normalzeitung untauglich sei...“.¹³

Diesem Linkspluralismus der „Sonntags-Zeitung“ entsprachen eine nicht-schablonenhafte Sprache und ein offener Begriff von Sozialismus, der nicht Rezept und Allheilmittel zu sein versprach, sondern Annäherung an eine Gesellschaftsordnung, die solidarisch und gerecht nach innen, nach außen auf Ausgleich, Verständigung und friedliches Nebeneinander bedacht war. Pragmatiker, der Schairer war, hatte sich für ihn die Wirklichkeit nicht an irgendeiner Ideologie zu beweisen; das Ringen um die Form einer sozialistischen Gesellschaft galt ihm als unab-schließbarer Prozeß, in dem nur eine Macht anerkannt wurde: die des besseren Arguments. Da Schairers Sozialismusverständnis letztlich eines aus christlicher, jedenfalls nicht-marxistischer Wurzel war und seine Durchsetzung nicht – oder doch zumindest nicht primär – an das Schema von Klassenkampf und Organisationsproblematik gebunden war, belegt gleich sein erster, bereits zitierter Leitartikel vom 4. Januar 1920, in dem er klarlegt, was für ihn Sozialismus *auch* sei: „Rücksicht und Verständ-

nis, Wohlwollen und Gerechtigkeit“. Selten wird deutlicher als hier, daß weder Schairer noch seine Redaktionsmannschaft bestehende Machtverhältnisse bloß durch neue ersetzen wollten. Im Gegenteil: „Nur der Umsturz hat einen Sinn“, so brachte ein Aphorismus Hermann Mauthes die Haltung der „Sonntags-Zeitung“ in dieser Frage auf den Begriff, „der keine Verschiebung der Machtverhältnisse bringt, sondern das Ende der Gewaltpolitik“. ¹⁴ Noch besser verdeutlicht ein weiterer Aphorismus desselben Autors die ethische Dimension dieses Sozialismusverständnisses: „Der größte Sieg über den Kapitalismus ist seine Überwindung in uns selbst“. ¹⁵ Im selben Geist überschritt auch Wichard von Moellendorff orthodoxes sozialistisches Denken, wenn er in seinem Beitrag „Drei gesellschaftliche Zeitalter“ von 1922 den feudalistischen, obrigkeitlichen und sozialistischen Anreden „Kerl, Er muß“, „Mann, du darfst“ und „Genosse, Sie mögen“ sein „Bruder, wir wollen“ entgegenstellt. ¹⁶

Doch die Mentalitäten der Weimarer Republik waren bei diesem dritten und vierten Zeitalter längst noch nicht angekommen, sondern mehrheitlich noch in den Gewohnheiten und Traditionen des Obrigkeitsstaates befangen. Das gefährlichste Moment der innenpolitischen Lage in Deutschland sah F. C. Endres 1926 denn auch darin, „daß wir eine Republik, aber keine oder viel zu wenig republikanische Bürger haben. Wir haben eine Form, aber keinen Inhalt, ein Faß, aber keinen Wein“. ¹⁷ Mehr noch: was an demokratischen und republikanischen Überzeugungen und Handlungsbereitschaft existierte, wurde durch mangelndes demokratisches Selbstbewußtsein der staatstragenden Parteien und Kräfte, durch republikanische Unterlassungen und Unentschiedenheit ständig gefährdet. Die Folge war ein schleichender Erosionsprozeß, auf den die „Sonntags-Zeitung“ unablässig hingewiesen hat. „Wieder hat die Republik etwas Boden verloren“, kommentierte sie den Ausgang der Volksabstimmung zur Fürstenabfindung, „es ist immer nur ein Fuß breit; aber es summiert sich“. ¹⁸ Diese Demokratie, die ihre Revolutionserregenschaften stückweise wieder preisgab und es mit der Ausgestaltung ihrer sozialen Gehalte so wenig ernst nahm; die ihren erklärten Feinden ihre Posten ließ und sie mit Sinekuren bedachte; die die Republikanisierung der Reichswehr nicht als demokratisches Gebot der Selbsterhaltung

erkannte; die mit den verlorenen Abstimmungen über Fürstenabfindung und Panzerkreuzerbau Musterstücke obrigkeitsstaatlicher Gesinnung ablegte; die mit der Wahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten endlich wieder hatte, „was sie, seit Menschengedenken daran gewöhnt, 77 bittere Monate entbehren mußte: den militärischen Vorgesetzten“;¹⁹ die eine endlose Notverordnungspolitik gegen ihre Unterschichten praktizierte und eine Justiz duldete, an der der Gedanke der Gerechtigkeit oft genug zuschanden wurde; die sich durch folgenlosen Wortradikalismus selbsternannter Republikverteidiger täuschen ließ und mit einem Beamtenapparat leben lernte, der ihre in Maßen republikanische Gesetzgebung nach Kräften sabotierte; die sich die Absetzung demokratisch gewählter Länderregierungen gefallen ließ und schließlich mit der Selbstausschaltung des Parlaments ihrer eigenen Liquidierung zustimmte –: diese Demokratie erwies sich schließlich als das, was die „Sonntags-Zeitung“ ihr früh warnend ins Stammbuch geschrieben hatte: als eine bloße „Fortsetzung des Kaiserreichs mit anderen Mitteln“.²⁰

Dieser Sieg der Rechten war lange abzusehen. Er hatte auch damit zu tun, daß die Demokraten den Nazis bereitwillig die Begriffe überlassen hatten, auf deren Wirkung bei vielen zu bauen war, daß die Nazis in jenes nationale Sinn-Vakuum stoßen konnten, das die Linke vernachlässigen zu können glaubte. Nicht so die „Sonntags-Zeitung“. „Links will man nichts vom Vaterland wissen“,²¹ konstatierte für sie Karl Hammer diese folgenreiche Unterlassung, und Kuno Fiedler bekannte in seinem Artikel „Die Nationalen“, seiner „ganzen Anlage nach zum Nationalen in einem unbedingt bejahenden Verhältnis“ zu stehen. Eines freilich hindere ihn, „dieser nationalen Einstellung auch öffentlich Ausdruck zu geben, und das ist – es klingt merkwürdig – das Treiben unserer heutigen Nationalen, mit denen ich um keinen Preis verwechselt werden möchte, weil sie mir allzu peinliche Verkörperungen jenes minderen Deutschtums scheinen, an dessen Vorhandensein erinnert zu werden den nationalen Sinn nur immer aufs neue bedrücken und demütigen kann“.²² Im Nationalen etwas gewissermaßen Selbstverständliches erblickend, das geflissentlich in den Vordergrund zu rücken bereits etwas Verdächtiges habe, wandte sich Fiedler gegen jene, die den Begriff gepachtet zu haben schienen und darin einen

Vorzug, eine Auszeichnung vor anderen Nationen erblickten. Denn wie Fritz Lenz in „Der Friede von Potsdam“ zeigte, war es von diesem Verständnis vermeintlichen Auserwähltseins nicht weit zum Standpunkt jener „Militaristen und Gewaltpolitiker...“, die den Kampf gegen Versailles führen..., weil sich die Prinzipien, die sie selber anerkennen, diesmal gegen ihr eigenes Land und nicht gegen ein fremdes gewandt haben“.²³ Auch die „Sonntags-Zeitung“ war weit davon entfernt, das Versailler Friedensdiktat für die Basis einer gerechten europäischen Nachkriegsordnung zu halten – aber anders als die Nationalen der Rechten war sie in der Lage, die französische Machtpolitik als das Spiegelbild des eigenen nationalen Machtkollers zu erkennen, die abermals machtpolitisch zu beantworten nur die Gefahr eines neuen Krieges heraufbeschwören mußte. Daß bei der engen Verflechtung von Weltwirtschaft und Weltkultur jedoch „kein Volk das andere schädigen kann, ohne sich selbst mitzuschädigen“²⁴ – diese Erkenntnis hat die „Sonntags-Zeitung“ ebenso um Jahrzehnte vorweggenommen wie Schairers Einsicht, daß „Europa untergehen (wird), wenn es sich nicht assoziiert; Voraussetzung dafür ist ein deutsch-französisches Bündnis. Voraussetzung für dieses die Beseitigung des Revanchegeistes. Wer an ihr arbeitet, dient seinem Volk; wer sie verhindert, und hielte er sich noch für so patriotisch, verrät es.“²⁵ Ächtung des Krieges und der Gewaltpolitik, Überwindung des Revanchegeistes, deutsch-französische Verständigung als Voraussetzung europäischer Einigung und friedlichen Miteinanders – mit diesem politischen Konzept verdeutlichte die „Sonntags-Zeitung“ die wahren nationalen Interessen Deutschlands.

Zu den Besonderheiten des Kampfes der „Sonntags-Zeitung“ gegen die Rechte und ihre Monopolisierung des Nationalen gehörte die nüchterne politische Argumentation ebenso wie die soziologische Deskription, die glossierende Darstellung ebenso wie eine Vielzahl journalistisch-literarischer Mischformen. Nicht zuletzt dieser Überschreitung herkömmlicher Gattungen verdanken wir das engagierte und vielseitig treffende Bild jenes Untertanen-Syndroms und jener politischen Ewiggestrigkeit, in denen autoritäre und reaktionäre, militaristische und nazistische Dispositionen zusammenfielen. Insbesondere mit den Mitteln der Ironie hat die „Sonntags-Zeitung“ dabei Treffliches geleistet

– man denke nur an die Gedichte des jungen Josef Eberle, den Schairer als Tyll²⁶ für seine Zeitung verpflichtete, an Heinrich Kuhns „Deutsches Erwachen“ („Diese beständigen herausfordernden Rufe, Deutschland möge erwachen, waren einfach ein Spiel mit dem Feuer. Denn wie leicht können solche frivolen Aufforderungen ernst genommen werden!“²⁷) oder an Mauthes feinen Humor in „Das Bärtchen“²⁸: immer wieder hat die „Sonntags-Zeitung“ mit ätzender Schärfe jene Mentalität der Lächerlichkeit preisgegeben, welche „die geschwollene Unvernunft eines Bierredners ernstnahm und aus seinem platten Geschwätz die Posaunen der Offenbarung heraushören wollte“.²⁹

Damit soll nicht behauptet werden, die „Sonntags-Zeitung“ habe den Nazismus in jedem Aspekt richtig eingeschätzt – so mutet beispielsweise Schairers Artikel „Wie Wilhelm“³⁰, in dem sich der Autor im Frühjahr 1933 durch Hitlers Erscheinung an den letzten Kaiser erinnert fühlt und weitgehende Parallelen zieht – heute wie eine Unterschätzung des Nationalsozialismus an; wohl aber war ihr dieser von Anfang an als eine tödliche Bedrohung der ersten deutschen Republik ständig bewußt. 1929 hatte Fritz Edinger besorgt gefragt, ob der Demokratie wohl noch eine Beseitigung ihrer Fehler vergönnt sei, da doch die Reaktion bereits „die Hand an der Gurgel der Republik“³¹ habe, die ohnehin nur noch ein Geduldsspiel der Rechten sei.

Als die Republik es den Nazis schließlich leicht machte, dieses Geduldsspiel zu beenden, bedeutete dies erstaunlicherweise noch nicht das Ende der „Sonntags-Zeitung“. Sie wurde zwar, als Erich Schairer seine Stimme gegen das Ermächtigungsgesetz erhob, für die Dauer von 14 Tagen verboten – übrigens nicht zum ersten Mal; das Württembergische Innenministerium ließ ihr weiteres Erscheinen wieder zu – jedoch nur unter der Auflage, daß sie sich „der nationalen Regierung gegenüber streng loyal“ verhalte und „künftig die Tagespolitik vollständig“³² meide. Wie ein postwendender Kommentar auf diese behördliche Auflage liest sich Hans Erich Blaichs (unter dem Pseudonym Ratatöskr veröffentlichtes) Gedicht „Zurück zur Natur!“, das Erich Schairer in eine der ersten Nummern nach der Wiederzulassung der Zeitung einrückte:

Was soll ich mich mit Zeitgeschichte plagen?
Es führt zu nichts,
wenn sie mich gröblich um die Ohren schlagen
infolge eines kritischen Gedichts.
Da meid' ich denn doch lieber jede Panik
und gleite sittig-sanft in die Botanik.

Wer darf sich mir dann künftig noch mit groben
Gebärden nah'n?
Ich kann zum Beispiel ja das Veilchen loben,
die Gänseblume und den Löwenzahn;
ich kann den Werdegang der Blattlaus tadeln
und einen Zwetschgenbaum durch Jamben adeln.

Es gibt unendlich viele Gegenstände
für meinen Stift,
wenn ich mich zwitschernd nach der Seite wende,
die Gartenbau und Landwirtschaft betrifft.
So schwing' ich um's Natürliche die Flügel,
und außerdem riskier' ich keine Prügel.³³

Blaichs Gedicht ist „Vollzugsmeldung“ und Tritt ans Schienbein der Nazis in einem, und sein Abdruck an dieser Stelle eine Meisterleistung geduckter Ironie und unschuldig vorgetragener Chuzpe – es enthüllt aber auch das ganze Dilemma sich gewitzt gebender Ohnmacht: die Nutzung verbliebener Möglichkeiten liegt dicht an der Kapitulation, die zum Programm zu werden droht. War dies der Tod der „Sonntags-Zeitung“ vor ihrem eigentlichen Ende?

Der Tod der *alten* „Sonntags-Zeitung“ war es gewiß. Aus Protest gegen den Untertanengeist und um das Selbstbewußtsein der jungen Demokratie zu stärken war sie einst angetreten – nun hatte sie sich in Sklavensprache einzuüben; Deutlichkeit und Prägnanz waren einmal die Kennzeichen ihrer Sprache – nun mußte sie es mit der Kunst der versteckten Andeutung halten. Auch bestand die alte Redaktion nicht mehr: von Barth, der in seiner eigenen kleinen Zeitung „Die Richtung“ zum Generalstreik gegen die Nazis aufgerufen hatte und im Frühjahr 1933

aufgrund eines drohenden Verfahrens wegen literarischen Hochverrats(!) ins Exil gehen mußte, hatte sich Schairer schon im August 1932 getrennt; Hermann Mauthe verschwand im Juni 1933 aus den Spalten des Blattes und wurde auf dem Heuberg in „Schutzhaft“ gehalten, nicht anders als Hans Gerner, dessen Karikaturen nun länger als ein Jahrzehnt untrennbarer Bestandteil der „Sonntags-Zeitung“ gewesen waren; auch der Drucker der „Sonntags-Zeitung“, Friedrich Späth aus Waiblingen, wurde in Schutzhaft genommen; Hermann List war wie Barth im Sommer 1932 aus der Redaktion ausgeschieden, hatte ebenfalls eine Zeitschrift („Kamera“) herausgegeben und konnte von Herbst 1933 an bei der „Sonntags-Zeitung“ unter Pseudonym wieder mitarbeiten. Erich Schairer selbst konnte sein Blatt zunächst weiterführen aufgrund der Protektion des Württembergischen Innenministers und ehemaligen Bundesbruders von Schairer, Jonathan Schmidt (so Fritz Eberhard) – Schairer mußte sich jedoch täglich auf der Gestapo melden. „Sein erster Gang in Stuttgart war jeden Morgen zur Presseabteilung der Geheimen Staatspolizei, die damals im sogenannten Hotel Silber untergebracht war“, erinnert sich seine Tochter Agathe Kunze. „Er erzählte mit Vergnügen, wie die beiden uniformierten Posten, weil er täglich früh morgens zur gleichen Zeit forsch durch das Eingangstor schritt, ihn schließlich für einen der Beamten hielten und vor ihm salutierten“.³⁴ Im August 1934 wurde Schairer jedoch zur Einsetzung eines den Nazis genehmen Redakteurs namens Paul Gloning gezwungen, dem er im Mai 1936 schließlich auch das Verlagsrecht übertragen mußte, da „im Rückblick auf die politische Vergangenheit des Schairer die Fortsetzung seiner verlegerischen Tätigkeit nicht befürwortet werden“³⁵ konnte – Schairer war nun vertragsmäßiger Geschäftsführer des Verlags der „Sonntags-Zeitung“.

Trotz dieser geschmälernten Möglichkeiten bleibt es erstaunlich, wie dieser David der Presse seine Chance zu nutzen verstand. Ein einzelnes Beispiel in diesem Band – Fritz Krämers Artikel „Sicherheit Vorbedingung“ von 1935 (siehe S. 240 – mag andeuten, mit welchen Verschlüsselungen die „Sonntags-Zeitung“ nun gearbeitet hat – aber eben diese wurden unter den Voraussetzungen einer gleichgeschalteten und paralysierten Öffentlichkeit von den Lesern gesucht – und verstanden!

Schairer selbst konnte bis Frühjahr 1937 seine – mit XXX gezeichneten – Artikel beisteuern, die meist Aspekte der Wirtschaftspolitik behandelten; die Leitartikel Fritz Werkmanns berührten gar das Feld des Widerstandes. Unter diesem Pseudonym nämlich erschienen die Beiträge von Hellmut von Rauschenplat, der sich mit Beginn des „Dritten Reiches“ Fritz Eberhard nannte und in einem Vortrag von 1974 auf seine „Arbeit gegen das Dritte Reich“ einging. In ihr spielte auch die „Sonntags-Zeitung“ eine Rolle: „Was die Informationsverbreitung innerhalb Deutschlands angeht, habe ich versucht, möglichst auch legale Informationswege zu benützen. Es gab eine Wochenzeitung in Stuttgart, ‚Die Sonntagszeitung‘, die von einem interessanten Mann namens Schairer herausgegeben wurde. In seiner Zeitung habe ich jede Woche einen Leitartikel veröffentlicht. Der interessanteste Artikel war vielleicht der, in dem das Schema der deutschen Aufrüstung und ihrer Finanzierung genau beschrieben war. Ich beschrieb aber die japanische Aufrüstung, mit Yen statt Mark, und habe den Gruppen, in denen das gelesen wurde, sagen lassen, da sie jetzt nur Yen in Mark umändern mußten, dann hätten sie genau das Schema und könnten darüber diskutieren, wie Schacht die deutsche Aufrüstung finanzierte... ‚Die Sonntagszeitung‘ wurde an Kiosken in Berlin und Hamburg vertrieben, damals in verstärktem Maße, was man in Stuttgart mit Verwunderung und Vergnügen feststellte. Eine ganze Reihe von Genossen haben von mir auf diese Weise, über ‚Die Sonntagszeitung‘, Informationen erhalten.“³⁶

Doch diese chiffrierte Mitteilungsform war für die „Sonntags-Zeitung“ alles andere als typisch; repräsentativ wurde für sie nun die Kunst der Andeutung und der geschickt lancierten Konterbande. Dazu eigneten sich geistige Größen – „Geselle dich zur kleinsten Schar (Goethe)“³⁷ – ebenso gut wie die ungeistigen des Nazismus – so etwa, wenn Schairer unter dem Geleitschutz Goebbels’, der sich gegen eine „Unterdrückung jeder Kritik“ in der Presse wandte, die Hoffnung ausspricht, „daß die Meinungen, aus deren Gegeneinander der geistige Fortschritt zu entspringen pflegt, künftig etwas freimütiger zum Ausdruck kommen werden“.³⁸ Am wichtigsten aber war für die Leser der „Sonntags-Zeitung“ – und das hielt sie wohl in der Hauptsache nach wie vor bei diesem Blatt – daß es unter Schairer zu keiner

Gleichschaltung kam: die Sprachregelung des Ungeistes hat die „Sonntags-Zeitung“ unter seiner Regie zu keinem Zeitpunkt übernommen.

Als Schairer in der Ausgabe 49 des Jahres 1936 allerdings eine Stellenanzeige in eigener Sache einrückte, in der er – „49 Jahre alt, studierter Theologe und Doktor der Philosophie... mit sprachlichen, kaufmännischen, wirtschaftlichen Kenntnissen und... kritischem Blick und stark ausgeprägtem Ordnungssinn“ – für Anfang 1937 eine neue Stelle suchte, kam er seinem Berufs- und Schreibverbot nur knapp zuvor. Auch die Situation Glonings, mit dem er sich gut arrangiert hatte, begann immer unhaltbarer zu werden; von ihm erwarb ein Aalener Lokalredakteur die Verlagsrechte samt Büro und Inventar. Im Frühjahr 1943 stellte die „Sonntags-Zeitung“, die wegen kriegsbedingter Sparmaßnahmen keine Papierbewilligung mehr erhielt, ihr Erscheinen ein.

*

Ein Lesebuch der „Sonntags-Zeitung“ hat es bereits einmal gegeben. Es erschien im Jahre 1929 unter dem Titel „Mit andern Augen“ und versammelte unter der Herausgeberschaft Erich Schairers eine Auswahl der besten und kennzeichnendsten Beiträge der Jahrgänge seit 1920. Gehörte das Buch heute trotz seiner damals beachtlichen Auflage nicht zu den ausgesprochenen Seltenheiten der zeitgeschichtlichen Publizistik, wäre es sinnvoll gewesen, die vorliegende Ausgabe als Folgeband anzulegen, sie also chronologisch bis 1933 (bzw. 1937) fortzuführen. So aber hat die verheerende geistige Zäsur des Nationalsozialismus uns auch von diesem Stück demokratischer Überlieferung abgeschnitten. Wenn „Die Sonntags-Zeitung“ heute dennoch da und dort wieder zu einem Begriff geworden ist oder zu werden beginnt, so ist dies in erster Linie der Tochter Erich Schairers, Agathe Kunze, zu verdanken, die mit einer ganzen Reihe von Publikationen Person und Lebenswerk Erich Schairers lebendig zu halten verstanden hat. 1967 erschien in Stuttgart der von ihr herausgegebene Gedächtnisband „Erich Schairer 1887-1956. Aus seinen Schriften. Würdigungen. Erinnerungen“; ein Dutzend Jahre später regte sie Will Schaber, der einst Redaktionsvolontär an der „Sonntags-Zeitung“ war, zu seiner 1981 erschie-

nenen Monographie „Der Gratgänger. Welt und Werk Erich Schairers“ an; 1984 brachte sie Schairers Dissertation „Christian Friedrich Daniel Schubart als politischer Journalist“ als Reprint neu heraus und schließlich gab sie anlässlich des 100. Geburtstages ihres Vaters 1987 den Anstoß zu einer umfassenden Ausstellung über „Erich Schairer. Leben und Welt des Publizisten“ in der Stadtbücherei Heilbronn, zu der auch ein Katalog erschienen ist. Der Plan jedoch, mit einer Auswahl aus der „Sonntags-Zeitung“ an die Existenz dieser kleinen „tapferen Zeitung“ (so die „Weltbühne“ 1926 über ihren sozusagen „kleineren Bruder“) zu erinnern, ist noch älter als die anderen genannten Unternehmungen – und da er sich nun nach verschiedenen Anläufen und Umwegen doch noch verwirklichen ließ, fügt er sich als Schlußstein in das Bild eines beachtenswerten Stücks (südwest)deutscher Zeit- und Pressegeschichte.

Nur historisch versteht sich die vorliegende Zusammenstellung dennoch nicht. Auch soll mit diesem Buch nicht einfach ein weiteres „linkes“ Organ posthum zu Ehren kommen bzw. bewiesen werden, daß es historisch recht behalten hat. Demokratische Traditionen werden ja stets um eines gegenwärtigen Zustandes willen aktiviert und ausgewiesen, und so mag auch dieser Auswahlband vor allem um der heutigen Situation willen gelesen und verstanden werden. Daß er außerdem einen maßgeblichen Blick auf die eigene Zeit wirft und so eine Epoche deutscher Geschichte gedrängt in ihren wesentlichen Widersprüchen präsentiert, braucht dahinter nicht zurückzustehen. Aber zu einer Zeit, da der gute Name „republikanisch“ für inhaltlich ganz Konträres mißbraucht wird, drängt sich verständlicherweise der Wunsch vor, durch das Ausweisen geschichtlicher Parallelen vor verhängnisvollen politischen Entwicklungen zu warnen. So gilt es, einen Begriff zu retten – und ein Organ wie die „Sonntags-Zeitung“ ist geeignet, seine wesentlichen Konturen im Kontext deutscher Geschichte erneut zu verdeutlichen.

Die vorliegende Auswahl der Artikel ist darauf bedacht, die wichtigsten Themenbereiche der „Sonntags-Zeitung“ wie auch die Vielfalt der Beiträge zu berücksichtigen. Aus Umfangsgründen war die behutsame Kürzung einzelner Beiträge deshalb unumgänglich, ihr fielen jedoch meist nur thematische Über-

schneidungen zum Opfer – auf Argumentationsweise und -fortgang wurde Bedacht genommen. Daß viele Mitarbeiter der „Sonntags-Zeitung“ nicht vertreten sind, ließ sich bei der Fülle des Materials nicht vermeiden. Die Wiedergabe der Texte respektiert die sprachreformerischen Eigentümlichkeiten als Teil der geistigen und sprachlichen Physiognomie dieser Zeitung. Der kleine Anmerkungsapparat am Schluß des Bandes mag beim besseren Verständnis der Texte, die knappe Chronologie auf den Umschlagklappen bei der zeitlichen Einordnung der behandelten Ereignisse behilflich sein. Und da die „Sonntags-Zeitung“ in diesem Nachwort in stärkerem Maße als das Werk eines Einzelnen erscheint, als bei einer so kollektiven Leistung wie einer Zeitung statthaft sein mag, verzeichnet der Anhang auch die Biographien der Redakteure Barth, List und Mauthe sowie Hans Gerners. Daß dessen Karikaturen mit dem Einverständnis seiner Familie erstmals wieder in so großer Zahl erscheinen können, verleiht diesem Band einen besonderen Wert und wird hoffentlich zur Wiederentdeckung dieses zu Unrecht vergessenen Künstlers beitragen.

Trotz intensiver Bemühungen ist es dem Herausgeber leider nicht gelungen, alle Rechteinhaber ausfindig zu machen.

Zu danken bleibt Frau Ruth Carsten, die zusammen mit Agathe Kunze die Übertragung des Vorwortes von Prof. Gordon A. Craig übernommen hat, Herrn Reinhard Tgahrt vom Schiller-Nationalmuseum / Deutsches Literaturarchiv Marbach, der die umfangreichen Kopierarbeiten anhand der dortigen Bestände der „Sonntags-Zeitung“ ermöglicht hat, Frau Ilse List für ihre freundliche Mithilfe bei der Erstellung der Kurzbiographie Hermann Lists und Herrn Dr. Norbert Frei vom Münchner Institut für Zeitgeschichte für einschlägige Auskünfte.

Rheinfelden, im Sommer 1989

Manfred Bosch

Anmerkungen

- 1 Zitiert nach: Zehn Jahre Sonntags-Zeitung. In: E. Schairer (Hrsg.), Mit andern Augen. Stuttgart 1929, S. 9 f.
- 2 E. Schairer, Ch. Fr. D. Schubart als politischer Journalist, Tübingen 1914 (und Reprint: Stuttgart 1984), S. 9.
- 3, 4, 5, 6 „Sonntags-Zeitung“ (im folgenden „SoZ“), 1/1920.
- 7 E. Schairer, Sieben Jahre. In: SoZ 52/1926.
- 8 H. Mauthe, Die öffentliche Meinung. In: SoZ 5/1922.
- 9 E. Schairer, Sieben Jahre. Siehe Anm. 7.
- 10 E. Schairer, Zehn Jahre Sonntags-Zeitung. Siehe Anm. 1.
- 11 E. Schairer, Ch. Fr. D. Schubart als politischer Journalist. Siehe Anm. 2, S. 5.
- 12 E. Schairer, Sieben Jahre. Siehe Anm. 7.
- 13 Zitiert nach: Max Barth, Flucht in die Welt. Exilerinnerungen 1933-1950. Waldkirch 1986, S. 265.
- 14, 15 SoZ 2/1922.
- 16 SoZ 12/1922.
- 17 F. C. Endres, Der ewige Untertan. In: SoZ 43/1926.
- 18 SoZ 26/1926.
- 19 Kurt Hiller, Köpfe und Tröpfe. Profile aus einem Jahrhundert. Hamburg / Stuttgart 1950, S. 19.
- 20 SoZ 13/1922.
- 21 SoZ 12/1921.
- 22 SoZ 25/1926.
- 23 SoZ 26/1929.
- 24 SoZ 3/1929.
- 25 SoZ 25/1925.
- 26 Vgl. die Beiträge auf den Seiten 110, 119 ff., 154.
- 27 Vgl. S. 145.
- 28 Vgl. S. 193 ff.
- 29 E. Ottwalt, Deutschland erwache! Geschichte des Nationalsozialismus. Neudruck Berlin 1975, S. 167.
- 30 Vgl. S. 229 ff.
- 31 SoZ 45/1929.
- 32 Erlaß des württembergischen Innenministeriums Nr. P.A. 2022/ 10 vom 11.4.1933, zitiert nach W. Schaber, Der Gratgänger. Welt und Werk Erich Schairers (1887-1956). München / New York / London / Paris 1981, S. 121 f.
- 33 SoZ 20/1933.
- 34 A. Kunze (Hrsg.), Erich Schairer zum Gedenken. Stuttgart 1967, S. 30.
- 35 Zitiert nach A. Kunze, Die Sonntags-Zeitung von 1920-1937. O.O. [Stuttgart] o.J. [1987], S. 22.

- 36 F. Eberhard, Arbeit gegen das Dritte Reich. Berlin: Informationszentrum Berlin / Gedenk- und Bildungsstätte Staufenbergstraße 1980.
- 37 SoZ vom 15.10.1936.
- 38 SoZ vom 15.10.1933.

ALLMENDE 24/25

erscheint im Oktober '89 mit folgenden Beiträgen:

Waren wir nicht alle Deutsche?

Jacob Picard: Erinnerung eigenen Lebens

Max Barth: Das Herz und die Heimat

Lotte Paepcke/Siegfried Einstein:

Gedichte und Prosa

Hans Arno Joachim: Der Weg zu Gott

Claude Vigée: Kindheit, Kampf, Exil

Herausgegeben von
Hermann Bausinger,
Manfred Bosch,
Leo Haffner,
Adolf Muschg,
Matthias Spranger,
Martin Walser und
André Weckmann

Er war halt au en Judd ...

W. Menzel:

H. A. Joachim - Lebensbild eines Verschollenen

W. Heidenreich: Gustav Weil aus Sulzburg

G. Hirschauer:

Jean Améry - ein gelernter Heimatloser

Von der Arbeit des Erinnerns

H. G. Huber: Nachforschungen eines Ortschronisten

K. Oettinger: Wilhelm von Scholz und die Juden

J. Werner: Literarische Streiflichter

B. Storz: Sabbat, Szenen aus einem Stück, ferner:

Gehversuche auf Heideggers Feldweg (A. Stadler)

und ein Beitrag zu H. Burte (M. Spranger)

sowie weitere Beiträge von P. Assall, P. Hamm,

H. A. Joachim, D. Karasek, Th. Lehner, M. Walser

und M. Zingg

Doppelheft DM 30,- ISBN 3-89151-824-2

Allmende erscheint vierteljährlich.

Einzelheft DM 15,-

Doppelheft DM 30,-

Abonnement DM 53,-

(4 Hefte, incl. Versandkosten)

Allmende können Sie über den Buchhandel beziehen oder
direkt über den Elster Verlag.